A 604803 DUPL



DIE WANDLUNG

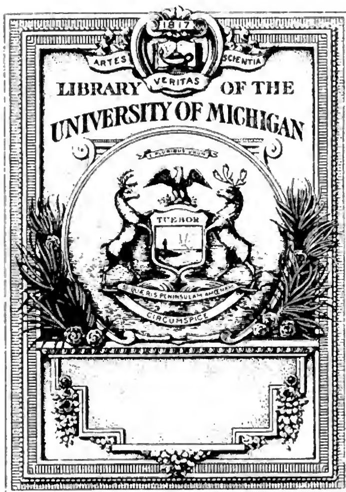
ROMAN VON

JOHANNES SCHLAF

C. DÜNNHAUPT VERLAG DESSA[U]

838
S37

F.B. Wahr.



THE GIFT OF
Fred B. Wahr

838
S336wa

Johannes Schlaf

Die Wandlung

Roman

(Fortsetzung des Romanes „Mutter Lise")

1 9 2 2
C. Dünnhaupt Verlag
Dessau

J. B. Wahr.

„... μετανοειτε, ἠγγικεν γαρ ἡ βασιλεια των οὐρανων."
(„Ändert euere Gesinnung, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.") Neues Testament.

„Une nouvelle secte de Philosophes,
De Monts Germanins ne seront limitrophes,
Meprisant mort, or, honneurs et richesses:
A les ensuyure auront appuy et presses."
Nostradamus III, 67.

Copyright 1922 by C. Dünnhaupt, Verlag in Dessau.

Gift
Fred B. Walz
4-6-44




1.

Fünf Jahre nach dem Abschied, den Tom Körber damals nach bestandener Reifeprüfung von seiner Mutter genommen, erhielt Onkel Anton Körber von ihm folgenden Brief:

„Berlin, den 15. April 1902. — Liebster Onkel Anton! Es ist augenblicklich ein Viertel nach Mitternacht. Ich habe heute, ‚summa cum laude‘, meine letzte juristische Prüfung bestanden. So wie ich war, in Frack und Klapphut, habe ich mich dann in Berlin herumgetrieben, irgendwo gegessen, eine Flasche Sekt getrunken und bin vor kurzem nach Haus gekommen. Wie ich ging und stand, setzte ich mich ans Klavier und habe eine halbe Stunde lang aus einem mir nun schon seit Monaten auffallenden Selbstentäußerungsbedürfnis heraus aufs Geratewohl alle möglichen, mir selber staunenswürdigen Dinge aus den Tasten hervorgeholt, kann oder mag jetzt noch nicht schlafen gehen, bin nachdenksam geworden, habe noch mal zur Zigarettendose (schwere, kleine, dicke, russische Zigaretten) gegriffen, und sitze nun, alle Fenster weit offen (in einen hohen, feierlich klaren, kraftblitzenden Sternenhimmel seh' ich hinein), in Hemdsärmeln, die Brust nackt der frischen Aprilnachtluft preisgegeben, am Schreibtisch und schreibe Dir. Dir! —

Die Prüfungen also bestanden. Alles glatt vonstatten gegangen. Die weiteren Vorbedingungen zur ‚Karriere' die besten. Der Umgang mit den Verwandten, der also zugleich die betreffenden ‚Konnexionen' besagt, nach wie vor der angenehmste. Der Geheimrat hat ja sogar so etwas wie seinen Narren an mir gefressen. Alles also, scheint's, in bester Ordnung.
Und doch hab' ich (vernimm meine Beichte) von anderen, ich muß durchaus sagen, wichtigeren Dingen zu berichten.
Erstlich: Ich male. — Etwa seit einem halben Jahre mal' ich eine Leinwand nach der anderen voll Einfälle, Grotesken, Fratzen, eine ganz schlimme, verzwickte Dekadenz. Ich male das, oder vielmehr: dies Zeug malt sich von selbst so aus mir heraus. Mein Zimmer steht und hängt voll von solchen Verrücktheiten, die von kunstverständigen Bekannten aber bewundert werden. In Wirklichkeit ist es das sonderbarste Gemisch von krassem Dilettantismus und treffsicherer Genialität. Vor allem besitzt es aber (mir das Wichtigste) eine von dem, was ich mein eigenstes Wesen heiße, abgebundene Eigenlebendigkeit, die mich immer von neuem überrumpelt. Was ist das? Welcher Schmetterling ruckt und zuckt da in der Puppe? —
Zweitens: Neben dem, und ähnlichem, geht nun schon seit mehr als einem Jahr eine andere, ‚solidere' Beschäftigung: Ich bin einem Studium des neutestamentlichen ‚Metanoia'-Begriffes, ich muß schon geradezu sagen: verfallen. Daß ich mich von Anfang an nicht banausisch auf Corpus Juris und Pandekten festgelegt hatte, weißt Du ja; dazu nahm ich ‚die Rechte' im Hinblick auf die Staatslaufbahn, der ich mein Leben zu widmen gedachte, und auf die ich eines Tages meine besten Kräfte wohl doch noch einstellen werde, viel zu ernst und umfänglich.
In diesem Sinne hatte ich mich ja näher mit der Psychologie beschäftigt. Doch die sogenannt exakte Verphysiologisierung der

modernen Psychologie wurde in einer bestimmten Notwendigkeit von mir zwar begriffen, ging mir aber von vornherein gegen den Strich. Und ich glaube, daß in dieser Beziehung nichts ein unbestechlicherer Richter ist als die Feinfühligkeit der inneren Wesensumwälzung, in der ich gegenwärtig zu stehen scheine, und die sich vielleicht von dem Augenblick an vorbereitet hat, als ich zum ersten Mal das Berliner Pflaster betrat.

Doch ich hatte ja auch noch anderweitig ‚hospitiert'. Von den Naturwissenschaften abgesehen Sprachvergleichung, Wurzelforschung. Aber (Du kennst mich ja) über das Altnordische und das überkommene ‚Heiligtum' des Sanskrit hinaus bis in die Hunde- und Affensprache hinein. (Ich halte neuere Bemühungen nach der Richtung ganz und gar nicht für Unsinn.)

Mit besonders lebhaftem Anteil hatte ich aber auch theologische Vorlesungen besucht und mich vor allem über die neueste vergleichende Bibelforschung unterrichtet. Ihren Scharfsinn, ihre Gelehrsamkeit, die in weiteste religionsgeschichtliche Zusammenhänge hineingreift, hab' ich ihr wohl zugegeben: Doch hat sich mir auch hier dieselbe erschreckende innerste, alogische Brüchigkeit und Unberatenheit der einen sonnenklaren Tatsächlichkeit von Religion und religiöser Entwicklung gegenüber enthüllt.

Doch gerade diese Enttäuschung hielt mich bei der Sache. Ich ging selber an das Neue Testament heran. Und zwar mit Gesichtspunkten und vor allem Gefühlserlebnissen, die nachgerade sehr unwillkürlich, sehr fein und vielseitig durch eine gewisse geistige Verarbeitung der biologischen Entwicklungstatsache und ihres unbedingt *einheitlichen* Gegenstandes sich bestimmten.

Hier stieß ich aber sofort auf den Begriff der Metanoia, der Sinneswandlung.

Ich habe mich näher zu erklären.

Mein eigenster Standpunkt dem Grundgebot aller christlichen Religion, besonders seiner gewöhnlichen Auffassung einer Neumenschwerdung im Sinne einer im rein geistig Sittlichen vorwärtsstrebenden Vervollkommnung gegenüber ist der:
Es ist in einer ganz bestimmten Hinsicht auf diesem Wege nichts zu erreichen. Das heißt: Ich kann mein Wesen, meinen Charakter, kann die geheimnisvolle Stelle, wo ich in allen übrigen sozialen, organischen, kosmischen Zusammenhang eingefügt bin, durchaus nicht ändern, kann mich auch nicht ‚vollkommener' machen als ich bin. Obgleich ich allerdings nicht weiß, was die Arbeit meiner sittlichen und sonstigen Selbstkritik mit gewissen Erfolgen, von denen einer zum anderen kommen mag, trotzdem zur Veränderung, Weiterwandlung, Vervollkommnung meines Wesens wirken kann. Denn jene geheimste Einfügungsstelle verlegt sich mit dem Verlauf aller einheitlichen Entfaltung selber, schreitet vorwärts, ändert sich. Und es ist gerade der Charakter einer gewissen Elite und gewisser Einzelnen, daß sie in diesem Sinne beweglich, veränderlich, vorschreitend sind. Jedenfalls ist die Tatsache der Selbstkritik, die Tatsache, daß wir in Zwiespälten stehen, so tief und bis zum Peinigendsten in Zwiespälte hineingerissen werden können, Begleiterscheinung, Ausdruck eines tiefverehrungswürdigen Vorganges. Eines Vorganges, der sich mir nachgerade immer unmißkenntlicher als eine allgemeine Krise des Sensibilitätssystems herausstellt, in der die europäischen Rassen seit dem Ausgang des Altertums stehen, die mit Christus akut (bewußt) wurde, also damals erst in ihre schmerzhaftesten Wehen einzutreten anfing, und die sich heute, nachdem sie mit aller Deutlichkeit eine nunmehr entscheidende Wendung zu einem von unablässigen, tiefeinschneidenden geistig-sittlichen und intellektuellen Zwiespälten begleiteten (durch sie bezeichneten) vorwiegend physiologischen Ausgleich genommen

hat, als eine organische Neurassenbildung und damit zugleich als ein neues, endlich bevorstehendes Gleichgewicht der Ganzseele bekunden will.

Ich selbst also, Welt und Mensch bleiben zwar schlecht und recht ewig, die sie sind, und nichts ist daran zu ändern: doch sind sie, genau so wie sie sind, vollkommen und erfassen sich vorschreitend immer entschiedener als vollkommen. Je entschiedener sie sich aber als vollkommen erfassen, um so entschiedener wird es ihnen selbst zum Erlebnis, daß sie gut sind. Und in diesem, durchaus keinem anderen, Sinn werden sie zugleich immer besser und sich erträglicher.

Das versteh ich unter dem allgemeinsten, und zugleich persönlichsten, Vorgang der Metanoia. Der wesentlichste und fruchtbarste Schwerpunkt des Problems liegt heute also darin, daß die Metanoia organisch physische Artkrise und Umwandlung geworden ist, daß sie sich ins Unterbewußte zu verlegen angefangen hat.

Drittens: Wichtiger als selbst diese, mehr wissenschaftliche, Beschäftigung mit dem Metanoia-Begriff sind mir gewisse, ganz merkwürdige, unwillkürliche Vorgänge und Änderungen meiner sinnlichen Empfindungen und Appetite, meiner Neigungen und Abneigungen, allerlei unscheinbare, kaum irgendwie bestimmter erfaßbare Geschehnisse, Handlungen, Zuständlichkeiten meines Alltagserlebens, die ich jetzt, wo sie sich mir seit etwa einem halben Jahr auffallender machen, ihren feineren Anfängen nach sogar über die ganze erste Zeit meines Berliner Aufenthaltes hin verfolgen kann. Ich glaube sogar, daß mir, nach gewissen Unruhen zu urteilen, die mich seit einiger Zeit nachhaltiger anpacken, und zu denen zeitweilig auch ein geradezu unmäßiger Genuß von Alkohol und Tabak gehört (die mir beide dann ein direktes instinktmäßiges Bedürfnis sind), schon in naher Zukunft

eine entschiedenere Krise bevorsteht. Wenn ich Dir einen Begriff davon geben könnte, mit welch unsagbar fein abwägender und balancierender Aufmerksamkeit und Spannung ich ihr entgegensehe!

Viertens: Ich pflege einen nahen Verkehr mit Bohême-Kreisen. Auch das ist etwas, wogegen ich nicht weiter ankann, wozu ich wie durch ein Sokratisches ‚Daimonion' getrieben werde. Verstandesgemäß weiß ich darüber immerhin vielleicht so viel zu sagen, daß jedes Zeitalter in seiner Bohême wie seine Verzerrung, so auch seinen Gradmesser und Querschnitt besitzt und zugleich den für seinen Übertrieb in die Zukunft hinein. Trotzdem (Du verstehst mich darin sofort) ist und bleibt mir der Bohême-Verkehr ein für allemal gegen den Strich; er ist mir sogar fast komisch (alle Verzerrung, sogar ihre Dämonie, hat ja etwas Komisches). Und doch zieht er mich an bis zum gelegentlichen völligen Hineintauchen.

Ja, mit jeder Fiber hat es mich an das sonderbare, so kaprizióse und ‚charakterlose' Gebiet des Inbegriffs aller Freiheit und aller — Schwebe herangezogen. Und ich glaube, auch auf diesem Wege, ja gerade auf ihm, muß die Entscheidung kommen.

Aber soviel! — In allernächster Zeit komm' ich für einige Tage zu Euch nach Hause —, und dann sollst Du mehr erfahren. Seid unter allen Umständen aber versichert, daß ich beständig über diesen merkwürdigen Unruhen stehe, und daß ich, wenn ich mich eines Tages mit alldem doch nicht vereinbaren könnte, meine Fähigkeiten ehrlich für die Staatslaufbahn einstellen werde; zur ‚problematischen Existenz' habe ich nach wie vor und ein für allemal keine Anlage. — Auf baldiges Wiedersehen! In Treuen Dein alter Tom."

Als Onkel Anton diesen Brief gelesen hatte, bedachte er, was für eine Fülle peinvoller, von jeher doch unter gehaltener

Außenseite verborgener einstmaliger und doch wohl noch immer nicht völlig überwundener Leiden hinter dieser ihrer Äußerungsform nach so eigenartigen Wandlung stand, von welcher ihm sein Lieblingsneffe da andeutungsweise berichtete. Und er gedachte jenes dunklen Zwiespaltes, der sich schon so früh in des Knaben gut und klar, und doch so außerordentlich fein empfängliche und empfindliche Seele gesenkt, und den seine beste und unverwüstlichste Rasse jetzt endlich aus ihrem Innersten und Tiefsten heraus ausgleichen zu wollen schien. Er bedachte mit Sorge, doch vor allem mit freudiger Wißbegier (gerade auch des Wissenschaftlers Wißbegier), wie diese Seele und wie dieser ungewöhnlich starke und gleichmäßig vielseitige Intellekt und um welchen Preis er endlich vergessen, in welchem Sinne er eines Tages ein Fertiger geworden sein möchte?

2.

Schon der nächste Tag aber sollte Tom in der seltsamen inneren Wandlung, in die er eingetreten war, ein Erlebnis bringen, das er selber als ein unfaßbares empfand, und das bereits nicht ohne eine tiefer einschneidende seelische Nachwirkung für ihn blieb.

Nachdem er die Nacht so gut wie schlaflos verbracht hatte, begab er sich in einem nach außen zwar gleichmäßigen, innerlich aber unruhig vielseitig angeregten Zustand von Wilmersdorf, wo er wohnte, nach der Charlottenburger Klopstockstraße zu seinen Verwandten, den Harbings.

Im Anschluß an die bestandene Prüfung verstand sich dieser Besuch von selbst: trotzdem war er aber zunächst unentschlossen gewesen, ob er heute schon hingehen sollte.

Eigentlich hatte er es mit einem kaum abweisbaren Antrieb gehabt, seine Umherschweiferei vom vorigen Tage fortzusetzen und

sich, er wußte nicht weshalb? und von was? auf irgend ein Geratewohl hin „auszutoben“; und gerade solchen Antrieben pflegte er in der letzten Zeit mit aller Überlegung nachzugeben.

Schließlich hatte er sich aber doch noch aufgemacht, wobei vielleicht der Gedanke an seine Base Ulrike von Harbing ausschlaggebend geworden war.

Ein gewisses Widerstreben, seinen Onkel, den Geheimrat von Harbing aufzusuchen, bedeutete übrigens eine von den Absonderlichkeiten seines seelischen Zustandes, über die er Onkel Anton gestern gebeichtet hatte.

Er hatte diesen Familienanschluß seine ganze Studentenzeit (er hatte ausschließlich in Berlin studiert) nicht ungern gepflegt; und schon vor Jahren war er von seiner verstorbenen Großmutter, der alten Frau Kommerzienrat Körber, gelegentlich eines Besuches, den der Geheimrat Kommerzienrats damals gemacht, unter besonderen Hoffnungen für die Zukunft ihres Lieblingsenkels vorbereitet worden; aber es ging Tom mit ihm schließlich wie mit seinem Berliner Aufenthalt überhaupt: Er besaß zu ihm das lebhafteste Verhältnis und doch auch wieder keins. Wenn vielleicht auch nur mit Bezug auf seinen Onkel selbst.

Viktor von Harbing, ein Brudersohn der alten Frau Kommerzienrat (die für ihn geschwärmt hatte), war Ressortchef im Kultusministerium. Er stand in seinem 53. Lebensjahr und machte eine noch immer schlanke aristokratische Erscheinung. Auffallend war die Harbingsche Familienähnlichkeit, die Tom mit ihm gemeinsam hatte, und die wohl nicht in letzter Linie mit dazu beitrug, daß der Geheimrat ihm gleich von vornherein ein mehr als oberflächliches Interesse zuwandte.

Doch schon des Geheimrats Eheverhältnis hatte Tom nicht recht zusagen wollen.

Frau von Harbing, die einer angesehenen, reich begüterten, auch

an nützlichen Beziehungen reichen gräflichen Familie entstammte, bot sich neben ihrem schönen, eleganten Gatten als ein äußerlich unscheinbares, lichtblondes Frauchen mit großen, seelenvollen, wie in einer beständigen Angst erstarrten Augen.
Sie war ihrem Manne seinerzeit aus blind hingegebener Neigung in die Ehe gefolgt und ihm noch immer abgöttisch zugetan. Tom konnte sich aber von dem Eindruck nicht freimachen, der Geheimrat habe damals einfach zugegriffen. Jedenfalls lag etwas in dem Verhältnis der beiden Gatten, das ihn gleich von Anfang an Frau von Harbing zu ungunsten seines Onkels eine gewisse Verehrung hatte zuwenden lassen. Wenn auch nur im stillen, weil seine Tante ihn nicht recht mochte. Vielleicht aus Eifersucht, der Neigung wegen, die sein Onkel ihm, sogar etwas auf Kosten seines Sohnes Botho, schenkte, der zur Verschwendung neigte. (Es waren zwei Kinder da: Botho, der als Oberleutnant bei den Gardedragonern diente, und die derzeit, wo Tom seine Examina bestanden hatte, achtzehnjährige Ulrike.)
Diese unwillkürliche Voreingenommenheit gegen seinen Onkel hatte mit der Zeit aber auch zu einer Enttäuschung geführt, die ihm der Staatsmann bereitete.
Der Geheimrat war ein ausgezeichneter, nicht gewöhnlich begabter Beamter, und wenn er von einem unter seinem kultiviert liebenswürdigen Wesen zwar meisterlich verborgenen, aber leidenschaftlichen Ehrgeiz besessen war, das letzte Ziel seiner Laufbahn zu erreichen, so durfte er eines Tages wohl sichere Befriedigung erhoffen.
Aber es war schon ein störender Umstand gewesen, daß Tom sich niemals recht hatte überwinden können, mit dem Geheimrat über Bismarck zu sprechen, dem er trotz der Einsicht, daß die veränderten Zeitverhältnisse einem Staatsmann heute andere Aufgaben stellten, eine starke Verehrung bewahrte. Der Geheimrat

pflegte vielseitige wissenschaftliche und schöngeistige Neigungen. Er besaß Sinn für die neuste Baukunst, die kunstgewerblichen Reformbestrebungen, die vorgeschrittenste Malerei — sogar dem Futurismus brachte er Interesse und Verständnis entgegen —; er war Goethekenner, in Nietzsche bewandert, kannte Hauptmann, Wedekind, Ibsen, Shaw, Strindberg, Stefan George, Dehmel, Mombert, Hofmannsthal, Verhaeren, Maeterlinck; er liebte die neuste Musik und die Opern von Strauß, verfolgte den Fortschritt der neusten Wissenschaft, war ein angenehmer, geistreicher Plauderer, ein die Form mit Bewußtheit pflegender und zugleich sachlich klarer Redner: doch fand Tom, daß ihm der skeptische Relativismus, der Ästhetizismus, die elegant pointierte Ironie, die dieser neuen Art von Kultur eigneten, im Grunde wirklich lagen; vor allem, daß er einen Ausspruch wie „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt“ kaum je über die Lippen zu bringen imstande gewesen wäre. Die „Ära Bülow“ war eben eine andere als die „Ära Bismarck“. —

Tom war also zum Mittag dageblieben, und nachher hatte sich der Geheimrat zu ungestörterer Durchsprache einer Angelegenheit, die seine Zukunft betraf, mit ihm ins Arbeitszimmer zurückgezogen. Schließlich war aus dem Gespräch aber eine allgemeinere Unterhaltung geworden.

Der Geheimrat hatte sich's im Klubsessel bequem gemacht und sich eine Zigarre angesteckt. Auch Tom hatte eine nehmen sollen, hatte aber gedankt. Überhaupt hatte er der Aufforderung des Geheimrats, sich mit ihm ins Arbeitszimmer zu begeben, nur ungern und zerstreut Folge geleistet, und unter dem Gespräch hatte die sonderbare innere Unruhe, die ihn von Anfang an beherrschte, sich bis zu einem Grade gesteigert, daß er sich kaum noch am Flecke hielt.

Nachdem das Eigentliche abgehandelt war, hielt er die übrige

Unterhaltung nur eben so mit. Aber als sie dann zu Marine- und Kolonialangelegenheiten sich hinüberwandte, fühlte er sich plötzlich genötigt, einen besonderen Anteil zu nehmen, und wertete diese Wendung seltsamerweise sofort für mehr als einen bloßen Zufall. So geschah es aber, daß er sich in einer Art von Schreck gegen den Geheimrat vorbeugte, und ihn nachträglich doch noch um eine Zigarre bat.

Nachdem er sie angesteckt und ein paar unruhige, zerstreute Züge getan, ließ er dann aber, der Zigarre sich kaum noch bewußt,. wenn auch in äußerlich korrekter Haltung, seinen Blick an dem Geheimrat haften und hörte ihm zu. Dem Behagen seiner Siestastunde hingegeben, redete dieser ohne sich weiter zu unterbrechen über den ihm in diesem Augenblick wohl allzu geläufigen Gegenstand in ungezwungener, vielleicht etwas dozierender Weise weiter.

Tom vernahm, obwohl er seinen Onkel unverwandt im Auge behielt und gegen seinen Willen beständig auf ihn achtete, schließlich kaum mehr als das Geräusch seiner Worte und unterstützte das Gespräch mehr mit diesem und jenem gelegentlichen, kaum bewußten Ausruf, als in zusammenhängender Rede. Bis mit einem Mal die Empfindung eines sonderbaren Widerwillens sein Gesicht mit einer feinen Blässe überzog, während ihm die Zigarre aus der regungslos auf der Seitenlehne des Sessels liegenden Hand glitt und zu Boden fiel.

Ohne von alldem etwas zu bemerken, redete der Geheimrat weiter.

Bis Tom plötzlich ein unbewußtes kurzes Lachen vernehmen ließ, und dann sich sagen hörte:

„Aber reichen heute in Kolonialangelegenheiten die wirtschaftlichen Gesichtspunkte eigentlich noch hin? Genau zugesehen, waren die treibenden Beweggründe zur Kolonisation ja nie da-

mit zu erschöpfen: Aber im Altertum und in der vorgeschichtlichen Zeit kam es ja auf die bewußte Erfassung der biologischen und religiösen Ursachen zur Migration noch nicht so sehr an. Da Nahrungsnot, Übervölkerung und Reibungen mit Nachbarhorden, also wirtschaftliche und politische Nötigungen, sehr unmittelbar bestimmend wirkten, und da außerdem weite, unbesiedelte Strecken der Erdoberfläche gegeben waren, durften die in jedem Fall und beständig haupt kritisch bestimmenden biologischen und religiösen Triebkräfte, so entschieden sie auch in ihrem Austrag standen, vor jenen äußerlich drängenden, unmittelbareren Nötigungen vernachlässigt werden. Obgleich sie's im übrigen ja eigentlich weniger wurden als heute. Denn gerade diese äußeren Nötigungen wurden ja in jenen Zeiten noch in der höheren, umfassenderen, biologisch-religiösen Form begriffen und ausgesprochen. Aber heute liegt es doch ganz anders. Damals verhältnismäßig kleine Bestände auf engem, durch endlose, noch vollkommen unwirtliche Gebiete voneinander getrenntem Raum sich untereinander noch in sehr disparater Weise fremd, bis zu sehr ausgeprägt verschiedenen physischen Rassemerkmalen entfremdet und sich unbekannt: Heute der technisch bis zum äußersten kultivierte Erdkreis überall dicht bevölkert, die Räume untereinander verbunden, die Unterschiede zwischen Völkern, Rassen schon bis zu sehr vorgeschrittenem Grade ausgeglichen, die Völker immer offenbarer nahe daran, sich zu einer einzigen, wenn auch organisch abgestuften, Einheit zusammenzuschließen. Können da politische und wirtschaftliche Gesichtspunkte und Anlässe noch auf so besonders lange Zukunft hin in der Hauptsache maßgebend sein? Müssen nicht, bewußter als jemals, gerade ganz andere in den Vordergrund rücken? Migration und Kolonisation sind heute nicht mehr, was sie in der Urzeit, der vor- und frühhistorischen Zeit bis zur

Völkerwanderung waren. Wenn wir besonders aber die Völkerwanderung berücksichtigen, so sollte doch der seltsam allgemeine, so ausgesprochene Zug nicht nur in der alten polaren Richtung von Nord nach Süd, sondern auch der von Ost nach West, gegen das christlich gewordene Rom her sehr beachtet werden. Jedenfalls war dieser ‚Trieb nach Rom' der Völker der erste Anfang zu unserer heutigen Menschheitseinigung, dem unbedingt nahenden Völkerbund. Wo bleibt hier noch Raum für das, was man von jeher unter Migration und Kolonisation verstand? Hier ist etwas fertig, erfüllt. Migration, Kolonisation können nicht mehr das sein, was sie waren. Sie können in jedem Fall nur noch Innenkolonisation, Innenmigration sein. Das schließt aber immer deutlicher die vorwiegende Gebotenheit geläuterter, bewußterer sittlicher und religiöser Richtungspunkte ein. Und . . ."

Er schwieg. Seine Augen hatten einen leuchtenden, vollkommen selbstvergessenen Ausdruck angenommen. Plötzlich aber hörte er sich diese Worte sagen:

„Da sind Kolonisten, nun nahe am Ziel. — Alles führen sie fort, mit sich hinüber, dürfen nun anfangen, alles von sich abzuwerfen: Kultur, Wissenschaften, Künste. — Länder, Kontinente, Ozeane, Gestirne, den Menschen, Mensch und Tier: alles werden sie hinein- und hinüberführen, da nun kein anderer Raum mehr da ist als das Innen und Gott."

Aber da erschrak er.

Er fühlte, wie der Geheimrat, der ihm bis jetzt aufmerksam zugehört hatte, sich unter einem Lächeln gegen den Teppich hin vornüberbeugte und die Hand ausstreckte, und in demselben Augenblicke kam er zum Bewußtsein eines leichten, brandigen Geruches.

Der Geheimrat aber nahm die auf dem Teppich liegende und

noch brennende Zigarre auf eine langsame, delikate Weise auf, um sie dann in derselben Weise auf den Aschbecher zu tun.
Vor Schreck und einer plötzlichen Klarheit über sein wahres Verhältnis zu seinem Onkel aber bis ins Innerste erbebend, erhob sich Tom, kaum wissend, was er tat, und trat langsam zum Fenster hin, das weit offen stand.
Der Geheimrat blickte ihm nach, und es hatte schon den Anschein, als wollte er etwas äußern, als sich noch ein Anderes ereignete.
Genau in dem gleichen Augenblick, als Tom beim Fenster anlangte, waren unten aus der Veranda seine Base Ulrike und hinter ihr her ihr Bruder Botho, beide die Tennisschläger und Botho das Ballnetz in der Hand, gegen den Hausgarten hervorgetreten. Ulrike aber blickte forschend herauf, schwenkte, als sie Tom sah, lachend den Schläger gegen ihn her und rief:
„Kommst du, Tom?"
Ohne etwas antworten zu können, nickte er ihr zu, wandte sich dann aber, um ihre weitere Aufmerksamkeit abzulenken, zurück ins Zimmer und gegen den Geheimrat herum, von dem er sich unter stillschweigendem Bezug auf Ulrikens Zuruf verabschiedete.

3.

Gänzlich außerstande, am Spiel teilzunehmen, verließ er das Haus und schritt hastig zu, bis er im Tiergarten abseits auf eine Bank niedersank.
Was war geschehen? Was hatte er da getan?
Es war nicht eigentlich der Umstand, daß er aus diesem plötzlichen, so seltsam unhemmbaren Widerwillen heraus dem Geheimrat diese Worte da gesagt hatte, sondern es war da zweierlei zusammengefallen.

Nicht er selber, ein anderer, wieder „der Andere“, war es gewesen, der sie aus ihm hervorgesprochen hatte; und nicht sowohl an den Geheimrat: an ihn selbst waren sie von ihm, „dem Anderen“, gerichtet gewesen.
Abermals war da jener geheimnisvoll unterbewußte Vollzug in seinem Innern zu irgend einem, ihm nach wie vor doch unzugänglichen, Abschluß gelangt, der ihm, er fühlte, mit so seltsam hellseherischer Klarheit hindurchbrechend, etwas ganz Neues, heimlich in sich fest Gewordenes zugerufen hatte. Denn noch niemals hatte er diese, ihm sonst nicht mehr unvertrauten, Gedankengänge mit solcher Entschiedenheit gedacht oder gar ausgesprochen.
Da war es wieder!
Und es hatte diesmal die Macht einer gesellschaftlichen Form gebrochen, hinter der er sich diesem Mann gegenüber das ganze letzte halbe Jahr über so peinlich sorgsam allerdings nur noch verborgen hatte.
Mit der Selbstsicherheit einer klaren, göttlichen Flamme war es emporgelodert, wenn vielleicht auch noch immer von weit draußen, einem noch entfernten näheren Ziel des geheimnisvollen, aber notwendigen, immer zwingenderen Weges her, und hatte ihn angerufen. Und für einen noch unfaßbaren Augenblick war er also schon dort, in jener Zukunft, ein Anderer, Neuer, Vollendeter gewesen!
Mit staunender Begier ermaß er dies Wunder.
Doch noch stand es ihm im eigenen Wesen fremd gegenüber; er sich selbst gegenüber als ein Anderer. Noch rief er selbst sich zu sich her mit Runen, die zwar im Begriff waren, ihm vertraut zu werden, doch noch immer ihm entglitten!
Es überwältigte ihn mit einer plötzlichen tiefen Niedergeschlagenheit, die ihm jetzt erst zum Bewußtsein brachte, was sich da

eigentlich im Zusammenhang aller sonstigen „Wirklichkeit“ ereignet hatte, und was der „Zwischenfall“ in diesem Zusammenhange besagte.

Er gedachte der Art und Weise, wie der Geheimrat die Zigarre aufgehoben und in den Aschbecher getan, und er erinnerte sich des Lächelns und des Blickes, mit dem er ihn angesehen. Und da geschah es, daß ihm eine wunderlich aufschreckende, unruhige, ja fast Zuflucht nehmende Sympathie für seinen Onkel übermannte.

„O doch, wie fein und klug er ist!“ dachte er. „Sofort war er unterrichtet, w u ß t e , daß ich ihm etwas sagte. — Wie viel, wie Wesentliches wir immerhin doch mit dieser kultivierten Feinfühligkeit gemeinsam haben! Wie seltsam das ist! — Aber nichts ist ja sicherer, als daß ich es jetzt bei ihm verdorben habe, daß er den ‚Glauben‘ an mich verlieren wird. Kaum wird er, er! das Mißtrauen, die Verachtung wieder aufgeben, die ihm diese — Absage da mitgeteilt hat. Und ist es nicht wirklich schon, über mein eigenes Erwägen und Entscheiden hinaus, sicherste, unvermeidlichste, ist es nicht d i e Absage? W a r es nicht schon die Entscheidung?“

Aber da trat ihm Ulrikens Gestalt in Erinnerung, wie sie lichtblond, schlank, munter, in ihrem weißen Kleid unten in der Frühlingssonne gestanden, zu ihm heraufgewinkt und ihn angerufen hatte.

Und wie ein Erwachender starrte er umher, barg mit einem Mal das Gesicht in beide Hände und ächzte aus gepreßtem, ratlosem Herzen tief auf.

4.

Gleich am nächsten Tage war er dann, wie er in Absicht gehabt und Onkel Anton geschrieben hatte, nach Hause gereist.

Doch selbst die Freude, die Seinen wiederzusehen und mit Onkel Anton zusammen zu sein, hatte nicht vermocht, ihn länger als eine Woche zu halten.
Ja, er fühlte sich geradezu von einer Unruhe befreit, als er wieder im Bahnabteil saß, und schon den nächsten Tag begab er sich nach Charlottenburg zu den Harbings hinaus.
Er hatte in dem parkähnlichen Teil, in den der schöne, große, alte Hausgarten überging, mit Ulrike und Botho Tennis gespielt. Botho war dann in dienstlichen Angelegenheiten bald aufgebrochen, er war mit Ulrike allein geblieben, und es hatte wohl an ihnen beiden gelegen, daß das Spiel nicht mehr lang wurde.
Wenn er gleich heute wieder herausgekommen war, so war es aus einem zwingenden Trieb geschehen, gerade mit Ulrike zusammen zu sein und bei ihr eine Zuflucht gegen die innere Zwiespältigkeit zu finden, in der er sich hinsichtlich seiner Zukunft fühlte. Doch bestand eine gewisse Befangenheit, die er empfunden hatte, sobald er sich ihr gegenübersah, gerade darin, daß er sich auch darüber nicht recht klar war. Es kam hinzu, daß auch Ulrike ihm nicht so unbefangen wie sonst erschien.
„Sicherlich hat er's ihnen erzählt, und es beschäftigt sie innerlich," dachte er mit Bezug auf den neulichen Zwischenfall, als er sich mit ihr durch den Garten langsam nach vorn zum Haus zurück begab, und fühlte sich von einer unbestimmten Erwartung erregt.
Als sie dann aber die Veranda betraten, geschah es, daß Ulrike den Blick auf einen Tazettenstrauß gerichtet, der gelbleuchtend mitten in der hellen Sonne auf dem geflochtenen Tisch stand, verweilte. Und als sie sich dann plötzlich mit einem guten Lächeln von den Blumen her gegen ihn herumwandte und ihn ansah, fühlte Tom sich befreit und erwiderte ihr Lächeln. Eine

stürmische Freude pochte ihm bis in die Kehle herauf; und doch fühlte er zugleich so etwas wie eine Betroffenheit, denn noch nie war seine Empfindung für Ulrike eine so lebhafte gewesen.
„Wollen wir uns nicht noch ein bissel hierher setzen?"
Sie hatte sich in einen von den geflochtenen Sesseln beim Tisch niedergelassen und fand es wohl behaglich, noch ein wenig in der warmen Sonne zu sitzen und zu plaudern.
„Oder ob er ihnen doch nicht davon gesprochen hat?" dachte er, während er sich gleichfalls niederließ.
„Sag' doch, erzähl' doch, wie geht's Onkel Anton?" begann Ulrike die Unterhaltung.
Er hatte ihr schon eh' viel von Onkel Anton erzählt, den sie, obgleich sie ihn nicht persönlich kannte, daraufhin gern mochte, und sie nahm aufrichtigen Anteil an dem, was sie jetzt Neues über ihn erfahren würde.
„Immer noch der Alte," lachte er, doch nicht ganz bei der Sache.
Er fühlte Ulrike mehr, als daß er sie sah. Wie sie in ihrer lichtblonden Anmut, die sie, mit einem herzensguten Wesen, von ihrer Mutter geerbt hatte, den Ellbogen vertraulich auf die Tischplatte gestützt aus ihrem Sessel vor gegen ihn hergeneigt mit ihren klaren Augen, ein erwartungsvolles Lächeln um den festen, unbewußt ernst klugen Mund, der noch mehr als ihr Blick und ihre reine, feste Stirn ihre ungewöhnliche, vom Vater ererbte Klugheit verriet, herüberblickte, nahm sie ihn jetzt völlig gefangen.
„Habt ihr wieder eure Wanderungen gemacht?"
„Freilich!" antwortete er. „Außerdem hatten wir ja so herrliches Wetter auf unseren Wiesen."
„Aber warum bist du dann so schnell wieder zurück?" wunderte sie sich. „Ich wünschte, ich hätte mithalten können."

„Warum ich . . .“
Er brach ab, errötete und erzählte ihr dann, was zu erzählen war. Das Hundertste brachte ihn auf das Tausendste, er geriet in eine Art aufgeräumten Eifers, und mit einem Mal war er, er wußte selbst nicht wie, mitten darin, ihr von jener Jugendwanderung zu erzählen, die er damals mit Onkel Anton gemacht hatte.
In seinem zwölften Jahr war es gewesen, und er hatte in jenem seelischen Übergange gestanden, der Onkel Anton so viel Sorge verursacht hatte.
Eines Tages hatte er sich nach dem Mittagessen einsam im elterlichen Hausgarten herumgedrückt und nicht gewußt, wo er sich vor Langeweile hintun sollte. Schließlich war er aber auf den Einfall geraten, sich eine Studentenblume ins Knopfloch zu stecken. Er hatte gerade einen marineblauen Jackettanzug angehabt und gedacht, daß die rotgelbe Blume besonders gut zu ihm passen müßte. Übrigens war er damals nicht davon abzubringen gewesen, stets von oben bis unten zugeknöpft zu gehen. Nie war er aber vorher und jemals später bis auf den heutigen Tag wieder auf den Einfall gekommen, sich eine Blume ins Knopfloch zu stecken.
Danach hatte es ihn aber gereizt, so, die Blume im Knopfloch, Onkel Anton aufzusuchen. Warum? Das hatte er selbst nicht gewußt. Doch er war ja in einer so aufgeregten, bis zur Wildheit ausgelassenen Stimmung gewesen. Erst als er im Eingang zu Onkel Antons Laboratorium stand, das zu ebener Erde gelegen auf den großen, alten, dämmerigen Patrizierhof hinausblickte, und als er Onkel Antons lange Gestalt in dem lichtgrauen Schoßrock sah, hatte er sich befangener gefühlt.
Onkel Anton hatte die Blume gleich auf den ersten Blick gesehen und nach ihr gefragt. Und da hatte Tom, ohne selber zu

wissen wie, eine frühreif zugespitzte, sogar wohl etwas kecke Antwort gegeben. Onkel Anton hatte zwar nichts weiter draus gemacht, sondern sich weiter mit seinen Retorten beschäftigt; aber gerade das hatte Tom eingeschüchtert. Innerlich mit einem Mal dem Weinen nahe, war er an den Arbeitstisch herangetreten, hatte die Blume unbemerkt aus dem Knopfloch genommen und zwischen die Geräte geschoben, die da herumstanden.

Später war Onkel Anton dann, nachdem er dies und das gesprochen, mit ihm zu seinem Arbeitszimmer hinaufgegangen und dort hatte es geschehen müssen, daß Toms Blick auf die vielen gräßlichen Larven und Kriegsmasken gefallen war, die Onkel Anton mit anderen wunderlichen Dingen von seiner zweijährigen Weltreise mitgebracht hatte.

Er hatte sich heftig vor ihnen entsetzt und war wieder in seine Grübeleien geraten, von denen er sich aber zunächst noch nichts hatte merken lassen. Dann aber hatte Onkel Anton ihn aufgefordert, eine Wanderung mit ihm zu machen, und sie waren durch die Wiesen zu einem Dorf hinausgegangen.

Ein herrlicher Sommernachmittag war es gewesen.

Das Getreide hatte hoch in den Halmen gestanden, die Wiesen und Wege in üppiger Blumenpracht.

Lange waren sie miteinander an einem Wassergraben hingeschritten, bis Tom mit einem Mal angefangen hatte.

Ein paar Tage zuvor, hatte er ein Buch über Kriegsgreuel gelesen, das ihm, Gott mochte wissen wie, in die Hände geraten war. Das war ihm in den Kopf gekommen, und nun hatte er Ideen zum Vorschein gebracht, daß — plötzlich etwas ganz Merkwürdiges geschehen war; etwas, das sich ihm von da an unauslöschlich in die Seele gesenkt hatte.

Ganz mit einem Mal war Onkel Anton, der ihm bis dahin ohne ein Wort zu äußern zugehört, wie von einer unsichtbaren

Macht gepackt von seiner Seite fort gegen den Rand des Grabens hin und zu diesem nieder förmlich herumgewirbelt worden und hatte unter jauchzenden Ausrufen beide Hände tief in ein großes, dickes Polster von köstlichen himmelblauen Wasservergißmeinnicht eingewühlt. Gerade in dem Augenblick, wo Tom eine für seine Jahre entsetzlich frühreife Äußerung über den Krieg und die Menschen getan, hatte es sich treffen müssen, daß an einer zufällig auch gerade von Erlengebüsch ganz freien Strecke des Grabenrandes ein so riesiges Polster von Wasservergißmeinnicht gestanden hatte.

Dann hatte Onkel Anton sich aber, ein schönes, großes Büschel von den Vergißmeinnicht in der Hand, hurtig aufgerichtet, war schnell zu ihm hingetreten, hatte ein einziges von den winzigen, himmelblauen Blümchen genommen, es ihm ins Knopfloch gesteckt, hatte gelacht und gesagt: Tom sei heute mit einer Studentenblume zu ihm gekommen; nun solle er sich aber mal hier das schöne Vergißmeinnicht anstecken lassen; es nähme sich auf einem marineblauen Anzug gleichfalls sehr geschmackvoll aus.

Darauf war er eine Zeitlang mit großen Schritten einfach weitermarschiert, bis Tom, der erst gar nicht gewußt, wie ihm geschah, mit einem Mal von einer heftigen Rührung und Liebe überwältigt hinter ihm hergerannt war, ihn am Arm berührt und beim Namen angerufen hatte. Und da hatte Onkel Anton ihm, auch seinerseits liebevoll, geantwortet und ihm über die Dinge, von denen er vorhin gesprochen, Aufklärung gegeben. Schließlich waren sie im Garten des Dorfgasthauses eingekehrt, hatten etwas gegessen und getrunken, und es war ausnehmend schön und Tom unsagbar gut zu Mut gewesen.

Als er die Erzählung beendet hatte, schwieg er.

Betroffen von der Überlegung, daß er gerade auf diese dunk-

len Unruhen seiner damaligen Knabenzeit geraten war, hatte er zuletzt kaum weitersprechen können.

„Das Vergißmeinnicht!“ sagte er endlich. „Ich besitze es natürlich noch, hab’ es mir damals noch an demselben Abend präpariert. — Großmamas Diamantring und Onkel Antons Vergißmeinnicht: meine beiden — Amulette.“

Er hatte ihr das Kapselchen, in welchem er das Vergißmeinnicht aufbewahrte, und das er beständig bei sich trug, über den Tisch hinübergereicht.

Erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, auf welche Weise, aus der Tiefe ihres Sessels gegen ihn hergebeugt, mit großen, dunkelvertieften Augen, Ulrike ihm zugehört hatte.

Sie hielt jetzt das Kapselchen vor sich hin und betrachtete das Blümchen.

Da es sorgfältig hergerichtet war, hatte es noch seine Farbe und hob sich als ein freundliches, blaues Sternchen von dem Goldgrund ab.

„Wie schön!“ sagte Ulrike nachdenklich, während sie es ihm langsam wieder zurückgab. Nach einem Weilchen setzte sie aber hinzu: „Hast du mit ihm über deine Zukunft gesprochen?“

„Über — meine Zukunft?“

Er konnte die Erregung, in die ihn diese Frage versetzte, kaum beherrschen.

„Ja, auch. — Sehr viel und sehr Wichtiges. — Und ich glaube, er hat die bestimmte Auffassung, die ich von meiner Zukunft habe, verstanden.“

„Ja! die bestimmte Auffassung?“ wiederholte Ulrike mit belebter Anteilnahme.

In einer äußersten Betroffenheit wußte er nicht, wie er die Gedanken, die sich ihm in diesem Augenblicke aufdrängten, zum Ausdruck bringen sollte. Alles verwirrte sich ihm.

„Du weißt ja," sagte er endlich, und jedes Wort schien ihm den unüberbrückbaren Gegensatz zu entblößen, in welchem er sich zu dem Geheimrat fühlte. Auch Ulrike mußte das ja sofort empfinden. „Du weißt, wie weit ich von einer gewissen skeptisch eleganten Auffassung der Staatslaufbahn entfernt bin. Und er, der ja so ganz und gar in der Überlieferung der Bismarckschen Zeit steht, sprach es denn ja auch aus, daß unsere Gegenwart gerade in der Politik, im Staatswesen, nach ihrem ‚Manne' geradezu schreie.
Ich vertrat ja aber die Auffassung, daß dem ‚Manne' in der Politik heute eine so andere Aufgabe gestellt ist, und daß er also auch ein anderes Gepräge zeigen müsse, daß uns der zur Schablone gewordene Typus von damals nur hemmen würde.
Aber ich vertrat auch die Ansicht, daß die Hauptaufgaben unsrer Zeit" — er zauderte einen Augenblick fortzufahren — „genau so einer in sich sichren, positiven, gelebten, nicht bloß so erkalkulierten, Idealität bedürfen, daß sie heute ebenso wenig ohne sie gelöst werden können wie früher, so oft etwas Großes zustandekam. —
Und ich meinte" — wieder zauderte er fortzufahren — „daß d i e s e Idealität überhaupt erst mal zu e r r e i c h e n die nächste Aufgabe unsrer Zeit ist; und — daß sie, auch für die Politik, wie für alle Lebensgebiete, von a u ß e r h a l b , also gerade von einem — anderen Gebiete her erreicht werden muß.
Aber" — er ging innerlich über irgend etwas hinweg — „was kann hier heute Gewähr bieten? Scheint jede Garantie nicht unsicherer als je? — Unsere Skepsis! Unsre Hypothesenwirtschaft! Unser Ästhetizismus! Unser spielerischer, auch auf das Geistige übertragene Sportsbegriff!"
Und fast in einer Art von trotzender Verzweiflung fuhr er fort: „Aber ich meine ja, daß man mit guten Fähigkeiten und ernsten

Absichten geradezu die Pflicht, vor allem die P f l i c h t hat, nach bestem Vermögen sich für das Staatswesen einzustellen. Liegt nicht gerade ein besonderer Ansporn darin, dies bescheidenere, vielleicht nüchterne, aber gerade deshalb schwerste Ziel zu wählen?

Mit dieser Gesinnung gedenke wenigstens ich die Staatslaufbahn anzutreten. Und ich weiß allerdings, daß in meinem Wesen gewisse gute, alte, ganz unwillkürliche ‚k o n s e r v a t i v e' Eigenschaften liegen, mit denen ich in vieler Hinsicht ja sogar strenger konservativ bin als Papa."

„Ja, ich verstehe," fuhr Ulrike, nachdem er geendet hatte, aus dem gespannten Nachdenken auf, mit dem sie ihm zugehört hatte. „Du meinst, man muß tun, was man kann, obgleich im übrigen die notwendigste Aufgabe unserer Zeit, auch die für die Politik notwendigste, die Hauptaufgabe, sich auf einem ganz anderen Gebiete lösen muß. Und du hast, als die wichtigste, die — religiöse Entscheidung im Auge."

„Ja," bestätigte er fast zerstreut; denn mehr als mit allem anderen, war er jetzt mit ihr selbst beschäftigt; in Hoffnung, Zweifel, bebender Erwartung und — einem seltsamen, dunklen Vorgefühl von Verzicht?

„Aber sie wäre... Sie wäre dann freilich die Unruhe, das Suchen, das D u r c h auf jeden, auf j e d e n Fall! Sie wäre der Stern, der dem Chaos, der vollkommensten Schwebe abzuringen ist."

Ulrike antwortete nicht sogleich.

In einer starren Haltung saß sie vornübergeneigt und blickte mit ernst angespanntem Ausdruck vor sich hin auf den Tennisschläger nieder, den sie mit beiden Händen steif vor sich hin auf den Knien hielt.

„Ja!" bestätigte sie endlich leise, eine Erregung und doch zu-

gleich eine klare, sichere Entschlossenheit in der Stimme, ohne ihre Haltung und die Richtung ihres Blickes zu verändern. „Auf jeden Fall! Auch auf den, den ich — verstehe, den ich vielleicht ...“ Sie endete nicht, sondern fuhr nach einem kurzen Zaudern langsam und jedes Wort leise und deutlich hervorhebend fort: „Die letzte Wahrheit unserer Triebe auf jeden Fall, die unbedingte! Jener Fall, den ich verstehe, den aber mein Leben — ein für allemal streng verbannt.“

Mit äußerster Anspannung hatte Tom ihre Rede verfolgt. Jetzt aber zuckte er mit einem jähen, kühlen Schreck förmlich zusammen. Doch ging diese Anwandlung seltsamerweise in eine unruhige Ungeduld über, in die ein bestimmter Sinn ihrer Worte ihn versetzte, während er zugleich mit schmerzlicher Betroffenheit irgend etwas abzuwehren, zu beschwören suchte.

Was ihn aber bis zu einem gewissen Verdruß ungeduldig machte, das waren ihre achtzehn Jahre, die er aus ihren Worten herausgehört hatte; und es waren gewisse Einbildungen über eine gewisse Romantik jener schwebenden Seelenzustände, die in Rede gestanden hatten, gewisse Einbildungen gerade ihrer völligen Unberührtheit von aller äußeren und inneren Notrübnis des Lebens; und es war wohl auch eine gewisse intellektuelle Eigenschaft der Liberalität, die sie von ihrem Vater trotz allem und allem unwillkürlich ererbt hatte.

„Was mag sie sich wohl für Vorstellungen von der ‚Romantik‘ dieser ‚Freiheit auf jeden Fall‘ machen!“ dachte er, während das unwillkürlich klare, charaktersichere Gepräge ihrer „Resignation“ ihn doch auch wieder mit allen Fibern zu ihr hinzog.

Und aus dieser Stimmung heraus antwortete er ihr jetzt mit nachdrücklicher Festigkeit, ja mit einer Art von schrofferer Abwehr:

„Ach ja! Die unbedingte Freiheit auf jeden Fall! — Was wäre sie aber, was könnte Positives und Nutzbares bei ihr herauskommen, wenn der sicherste und notwendigste Innen*trieb*, der Wille als *solcher*, es aus ihr herauszuholen — vielleicht aber doch wirklich nur, es unter allen Umständen *gegen* sie zu *wahren*! — nicht von vornherein der rote Faden im Labyrinth wäre? Was wäre sie, wenn dieser Triebwille sich in ihr *nicht* erkennen und *behaupten* ließe? Der Gipfel aller Verächtlichkeit! Wozu sich dann mit ihr abgeben, sie wohl ganz und gar *erstreben*, *ersehnen*, wohl ganz und gar mit dem Gefühl der Ohnmacht von vornherein?

Auf die Lösung der *politischen* Krise von *außen*, von einer neuen religiösen Bewegung her aber angewandt: Was sollte ich mich nach dieser Bewegung, die heute das allerabstoßendste Wirrwarr ist, nach ihrer Freiheit auf jeden Fall *sehnen*, als nach wer weiß was Besonderem, ‚Höherem', Ungewöhnlichem, ‚Idealem'? Mich etwa ganz und gar mit innerlichen Vorwürfen peinigen, daß ich zu geordnet, gediegen, von Erziehung und Anlage zu klar und zu reinlich für sie bin? — Der ‚Stern', der aus dem Chaos hervorgerungen werden soll! Aber wenn nichts gewisser ist, als daß er durchaus kein anderer und besserer sein kann und eines Tages sein wird, als *die* Güter und Heilstatsachen, die — nun: die unser *beider* beste, unerschütterlichste ‚konservative' Überzeugung sind, die beste *Ordnung* unseres *beiderseitigen* Lebens und Lebenskreises? — Und, vor allem! nichts ist sogar gerade für jenes umformende Gebiet dieser Freiheit auf jeden Fall so notwendig und unentbehrlich, als daß im kreisenden Wirbel für sie selbst unsere, unsere! besten religiösen Güter, Überzeugungen, Triebe, sichersten Unwillkürlichkeiten ihrer *bisherigen* Form, ja sogar ihrem bloßen, starren, kalten ‚pro forma' nach, charakter-

voll, und wenn selbst nur mit äußerster Mühe, sich aufrecht erhalten und bestehen!"

„O wahrhaftig!" rief er mit der aufblitzenden Klarheit einer plötzlichen Erkenntnis. „Das wäre, das ist die Aufgabe! Es gibt keine andere! Ja, und in diesem Sinne fasse ich, und kann ich, wahrhaftig! ohne jede Verleugnung meines ‚besseren Selbst' die Staatslaufbahn und meine Zukunft auffassen! Und sie ist mir nicht nur ‚Möglichkeit', sondern lebendigste sittliche Pflicht, gute Notwendigkeit!"

Er schwieg einen Augenblick. Dann aber setzte er, leise, langsam, und mit zu Ulrike hinsprechender Betonung hinzu:

„Was dein Leben streng verbannt, Ulrike!: auch das meine verbannt es. Nicht minder streng und selbstverständlich! — Stets! — Auf jeden Fall!"

Ulrike hatte ihm, beständig in ihrer bisherigen Haltung vor sich hin auf den Schläger niederblickend, zugehört. Unter seinen letzten Worten aber hatten ihre Wangen eine lebhafte, freudige Röte angenommen; und jetzt wandte sie sich gegen ihn hin, sah ihn mit guten Augen strahlend an und sagte:

„Tom, — ja!"

„Ulrike!"

Mit lebhaft ausgestreckter Hand hatte er sich über den Tisch gegen sie hin vorgebeugt, und sie war eben im Begriff, einzuschlagen, als sich drin im Zimmer gegen die Tür her der Schall eines Gespräches näherte.

Beide horchten auf.

„Wie? Dorn?" rief Ulrike endlich und sah ihn an. „Er ist von seiner Reise zurück?"

„Ja, wirklich, Dorn!"

Tom lachte.

5.

Sie hatte recht gehört: es war Graf Dorn, der auf die Veranda heraustrat.

Er war ein kaum mittelgroßer junger Mann von 26 Jahren, breitschulterig und untersetzt, in einem mehr bürgerlich anständig als aristokratisch zugeschnittenen schwarzen Jackettanzug. Sein südländisch gebräuntes Gesicht zeigte breite, charaktervolle Züge. Ein gewisser Ausdruck um die Mundwinkel — Tom pflegte ihn Ulrike gegenüber seinen „Koloquintenmundwinkel" zu nennen — und die nach vorn und oben geschobene Unterlippe hatten etwas von kaustischer Brutalität. Dieser Ausdruck wurde zu einem noch unterstricheneren durch die breite, scharf und kantig vorgebaute Stirn, die dicke, dunkle Brauen hatte, unter denen neben der kräftigen Nasenwurzel feste, stillblitzende, kleine, graue Augen standen. Er war bartlos: aber das schwarze Kopfhaar, das dicht und kraus in die Höhe starrte, zog sich vor kleinen, schöngeformten Ohren auch noch ein Stück an den Schläfen herab.

Seine Eltern standen in näherem Verkehr mit Harbings; er selber hatte, ihrer geistigen Interessen wegen, einen besonderen freundschaftlichen Anschluß an Ulrike genommen.

„Hier!" rief Ulrike ihm zu und lachte.

Gerade vor sich hinblickend, ohne die beiden zu bemerken, war er geradeaus auf den Garten zugeschritten. Er stutzte jetzt und wandte sich herum. „Ach!" rief er und kniff angenehm überrascht die Augen, während sich ein Lächeln um seine Mundwinkel zog, das den „Koloquintenzug" verwischte.

„Das Mädchen hatte mich zum Tennisplatz gewiesen."

„Ja, wir haben gespielt," sagte Ulrike.

„Ach, Sie — beide? Und — Botho?" fragte Dorn etwas wunderlich.

Doch begab er sich sofort, in einer fast turnermäßig aufrechten Haltung mit einer nach englischer Art weitausschreitend steigend trottenden Gangart, zu ihr hinüber, die sich mit Tom erhoben hatte. Einen Handkuß markierend ergriff er ihre Hand. Als er an Tom vorbeigekommen war, hatte er ihn mit einem kurzen, scharfen Blick ins Auge gefaßt, ihm sonst aber keine weitere Beachtung geschenkt.
„Also zurück von der Reise? Wie braun Sie geworden sind! Ganz Vacquero!“ lachte Ulrike. „Und haben Sie gute Ausbeute gehabt?“
Dorn hatte in eigenen Angelegenheiten eine längere wissenschaftliche Studienreise nach den Kanarischen Inseln hinter sich. „Gestern vormittag bin ich wieder eingetroffen,“ antwortete er. „Ich war unterwegs nach der Stadt und wollte im Vorüber mal mit vorsprechen,“ fügte er mit einem kurzen Lachen hinzu, das seiner aufrichtigen Freude, Ulrike wiederzusehen, Ausdruck gab.
„Das ist recht! — Wir haben übrigens hier gerade so eins von unseren Gesprächen,“ sagte sie, während sie unter einem flüchtigen Erröten zu Tom hinüberblickte, um Dorn auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen.
Dorn näherte sich jetzt auch ihm und reichte ihm, doch ohne besondere Aufmerksamkeit, seine breite, muskulöse, behaarte braune Hand.
In gleicher Weise, nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung, wurde er von Tom begrüßt.
„Stehen Sie nicht vor Ihrem Examen?“ fragte Dorn.
„Vor nicht ganz vierzehn Tagen bestanden.“
„Ich darf also gratulieren.“ Plötzlich aber setzte er sonderbar geradeweg hinzu: „Aber weshalb sind Sie nicht zu Hause?“
„Ich war zu Hause,“ gab Tom mit einem Lächeln Bescheid,

das eine zurückweisende Belustigung nicht ganz unterdrücken konnte.
Es war noch für etwa zehn Minuten ein über gleichgültige Dinge so gut wie ausschließlich zwischen Dorn und Ulrike geführtes Gespräch geworden, als Tom sich erhob, um sich zu verabschieden.
„Wie? Sie gehen?" fuhr Dorn gegen ihn herum.
Einen Augenblick schien er etwas zu überlegen; dann setzte er hinzu:
„Übrigens: dann kann ich, falls es Ihnen recht ist, wohl gleich mitkommen."

6.

Und so brachen sie miteinander auf.
Fast so gut wie schweigend waren sie beim Stadtbahnhof „Zoologischer Garten" angelangt, und Tom blieb in der halbwegs befreiten Erwartung, Dorn, der in die Stadt fahren wollte, werde sich verabschieden, schon stehen, als dieser plötzlich fragte:
„Wäre es Ihnen recht, wenn ich mich Ihnen noch anschlösse?"
„Ich bitte! — Aber sagten Sie vorhin nicht, daß Sie in der Stadt Besorgungen hätten?"
„Eilt nicht so sehr."
Dorn schritt mit seinem steigenden Trottgang einfach weiter.
„Übrigens haben wir uns ja so lange nicht mehr gesehen, und es interessiert mich, wie es jetzt, nach der sicher glorreich bestandenen Prüfung, mit Ihnen steht."
„Was will er eigentlich?" dachte Tom, halb belustigt, halb ernstlicher berührt.
Er hatte keine Ursache, anzunehmen, daß Dorn sich ihm wirklich aus einer freundschaftlichen Anteilnahme an seinen augenblick-

lichen Angelegenheiten angeschlossen hatte. Zwar kannten sie sich schon so lange, als Tom in Berlin war und bei Harbings aus und ein ging: aber der geistige Austausch, den sie anfangs miteinander gepflegt, hatte später einen Bruch erfahren.

Es hatte sich getroffen, daß Dorn es war, der damals einen näheren Anschluß gesucht.

Dorn war in seinen Kreisen ein Ausnahmemensch. Von sportlichen Übungen verstand er nicht mehr als das fast schon Unerläßliche. Auch sonst hielt er sich zurück, führte ein Sonderlingsleben. Aber er hatte seine Universitätszeit ernst genommen und war, wenn auch ohne daran zu denken, jemals eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, mit Leidenschaft Naturwissenschaftler geworden.

Doch auch das nur mit einer gewissen Einseitigkeit. Denn gegen andere, besonders künstlerische, aber auch philosophische Geistesinteressen, zu denen hin heute doch Brücken geschlagen wurden, verhielt er sich gleichgültig. Im übrigen hatte er seinen Arbeiten zuliebe ein paar große Reisen gemacht, besonders seltener Naturobjekte wegen in Asien und Südamerika, Bergbesteigungen unternommen und andere Gefahren bestanden. Solchen Unternehmungen gegenüber waren die Niederschläge seiner Studien nach außen hin aber nur dürftige.

Er hatte ein paar schmächtige, in einem trocken unbehilflichen Stil geschriebene Abhandlungen herausgegeben, die so gut wie keine Beachtung gefunden hatten, und nichts schien darauf hinzudeuten, daß er die Absicht hegte, jemals ein größer angelegtes Werk zu veröffentlichen.

Ganz mit seinem wunderlichen Wesen stand es auch im Einklang, daß er, was diese Abhandlungen und ihren botanischen und entomologischen Inhalt betraf, selbst der geringsten Kritik gegenüber peinlich und nachtragend empfindlich war. Er pflegte

sie an seine näheren Bekannten auszugeben, und auch Tom hatte sie seinerzeit von ihm erhalten. Bei dieser Gelegenheit hatte es sich aber ereignet, daß Tom, der ihn damals noch nicht genauer kannte, es mit ihm versehen hatte. Denn als er sich gelegentlich bei einer gemeinsamen Wanderung, die sie gegen Potsdam hin durch die Havelwaldungen unternommen hatten, über einiges in den Abhandlungen geäußert, war Dorn sofort verstimmt gewesen und hatte Tom das, wenn er auch den äußerlichen Verkehr mit ihm aufrechterhielt, niemals wieder vergessen.

Um so mehr hatte Tom Anlaß, sich zu wundern.

Irgend etwas mußte Dorn bezwecken. Aber was es sein mochte, suchte er vergeblich zu erraten.

Es kam hinzu, daß Dorn ihm, wenn er auch nach wie vor Anteil an ihm nahm und ihn als einen anständigen und gediegenen Charakter achtete, nicht gerade besonders zusagte.

Übrigens hatte Dorn, sonst sächsischer Abkunft, französisches Blut in den Adern. Seine Mutter entstammte normannischem Adel. Sein Vater hatte sie in Paris kennen gelernt. Tom hatte sie bei Harbings gesehen. Der junge Dorn hatte die dunkle Gesichtsfarbe, das schwarze Kraushaar, die grauen Augen und den bitteren Mundwinkel von ihr geerbt. Auch sie bot den Eindruck resoluter Rasse und bornierter Eigenart.

Tatsächlich hatte Dorn sich Tom aber mit einer bestimmten Absicht angeschlossen. Die Verstimmung über Toms damalige Kritik an seinen Abhandlungen war sofort gleichbedeutend gewesen mit einem Mißtrauen. Und dies Mißtrauen hatte eine besondere Verschärfung dadurch erfahren, daß Dorn Tom, gerade weil er es gewesen, der ihm mit Sympathie entgegengekommen war, schon gleich von Anfang an eine gewisse Gleichgültigkeit abgemerkt hatte.

Er war nun zwar, schon seiner Reisen wegen, seit langer Zeit mit Tom in so gut wie gar keine persönliche Berührung mehr gekommen, war also auch über die inneren Wandlungen, in denen Tom stand, nicht unterrichtet: aber gerade infolge jenes Mißtrauens fehlte es ihm nicht an einer feineren Fühlung für Toms so vielseitiges, seinem eigenen so ganz entgegengesetztes Wesen.

Und so hatte er ihn, so oft er mit ihm zusammengetroffen war, beobachtet und wohl auch Erkundigungen über ihn eingezogen. Nun hatte er sich an diesem Nachmittage bei Harbings vor allem aus dem Grunde eingefunden, weil er hatte Ulrike wiedersehen wollen.

Er war ein Mensch, der sich nichts aus den Weibern machte, dachte auch nicht daran, jemals um Ulrike anzuhalten: aber er hegte eine tiefe, freundschaftliche Neigung für sie, die von ihr auch erwidert wurde. Nicht bloß, weil er für einen etwas wunderlichen Menschen galt, sondern weil sie, die selber eine ungewöhnliche Natur war, den Ausnahmemenschen in ihm erkannte, weil ihr kluges, geistig angeregtes Wesen Anteil an seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nahm, und sie sich wohl auch nicht ungern von seinen Reisen erzählen ließ.

Auch den echt aristokratischen Zug seines Wesens wußte sie wohl zu schätzen, daß ihm im Grunde diese weiten, oft gefahrvollen Reisen, wenn auch wohl unbewußt, mehr bedeuteten als die wissenschaftlichen Bemühungen, um derentwillen er sie unternahm.

Für das alles aber dankbar, hatte Dorn ihr eine zwar heimliche, aber treue, ja fast fanatische Verehrung zugewandt.

Er hatte sich nun gefreut, Ulrike wiederzusehen und einige Zeit mit ihr verplaudern zu können, hatte dann aber ganz unerwartet gerade Tom bei ihr antreffen müssen. Das hatte ihn

unwillkürlich verdrossen, und sofort war sein altes Mißtrauen gegen ihn erwacht.
Auch hatte seine, wenn mal angeregt, sehr feinspürende Beobachtungsgabe sofort Nahrung darin gefunden, daß Ulrike in dem Augenblick, als sie seine Aufmerksamkeit auf Tom gelenkt, irgendeine Unsicherheit gezeigt hatte.
Er hatte nun zwar nie Gelegenheit gehabt, sich zu vergewissern, ob zwischen Tom und ihr eine mehr als bloß freundschaftliche Neigung bestand: sofort war ihm das jetzt aber außer Zweifel. Nun besaß der Gedanke, daß aus den Beiden einmal ein Paar werden könnte, bei den Beziehungen Toms zu Harbings zwar nichts Auffallendes; aber seine besondere Sympathie für Ulrike und seine mißtrauische Voreingenommenheit gegen Tom gaben ihm jetzt Veranlassung, sich diesem von neuem zu nähern und sich sorgfältig über alles zu unterrichten, was er war und trieb und wie er lebte. Und das tat er, seinem Charakter gemäß, ohne jede weitere Rücksicht auf sein Ziel losgehend.
Anstatt das Gespräch aber auf Toms derzeitige Lebensverhältnisse zu bringen, erkundigte er sich über sie kaum so weit, als es die Höflichkeit vielleicht geboten hätte, und fing sofort mit einer bei ihm ganz ungewohnten Gesprächigkeit an, von seiner Reise zu erzählen.
Ja, was Tom ganz und gar überraschte: sogar von seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf den Kanarischen Inseln berichtete er, und mit eingehender Ausführlichkeit. Und das alles in einer Weise, daß Tom überhaupt nicht zu Worte kam, und daß er jeden Versuch, all dies fortwährende Reden zu einem Gespräch zu gestalten, ohne weiteres überging und abschnitt.
So hatte er durch den Tiergarten durch, die Hardenbergstraße hinauf, an der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche vorbei, den

Kurfürstendamm hinan ununterbrochen geredet, bis sie schließlich im obersten Wilmersdorfer Teil der Fasanenstraße und vor dem Eingang des Hauses waren, wo Tom wohnte.

Der Höflichkeit wegen, auch nicht ganz ohne eine gewisse Neugier, lud Tom ihn ein, für ein paar Minuten mit hinaufzukommen. Aber Dorn, der noch immer weiter redete, achtete gar nicht darauf, sondern trat, als ob das das Selbstverständlichste wäre, einfach mit ein. Ja, er drängte dann an Tom vorbei die zwei Treppen zur Wohnung förmlich hinauf.

Und sobald Tom aufgeschlossen hatte, drang er ganz ohne Umstände ein. Es ging so weit, daß er im Vorraum auf die dem Eingang gegenüberbefindliche Tür wies und fragte, ob es dahineinginge? Als Tom aber bejahte, öffnete er einfach, trat ein, stand mitten im Zimmer und sah angelegentlich umher.

„Aha, Ihr Arbeitszimmer! — Aber — was ist d a s ?"

Er war zur Staffelei hingelaufen, auf der ein noch nicht ganz fertig gewordenes Bild, eine ganz besonders grell groteske Arbeit, stand.

„Ah, Sie malen also! — Es hängt ja alles voll. — Aber was soll das sein? Visionen? Wie? — Haben Sie die selber? — Wetter, was für ein tolles Zeug! — Ah, so etwas malen Sie! — Und so viel!"

„Munch ungefähr, wie?" bestätigte Tom belustigt.

„He, was? Munch? Was heißt ‚Munch'?"

„Edvard Munch? Der berühmte, weltberühmte norwegische Maler? — Ich meine: die Bilder sind ungefähr auf seine Manier gemalt."

„Ah so! — Soso! — Sie wissen ja: ich bekümmere mich nicht um Malerei. — Es sind also Kopien?"

„Nein, nein! Eigenes!" gab Tom Bescheid. „Eigene Er-

findungen, Empfindungen, Erlebnisse sogar. — Ich wollte bloß sagen, daß Munch so ähnlich malt."
„Ah, interessant! Also d o ch Originale!"
Dorn war daraufhin noch einmal an das Bild herangetreten und betrachtete es genauer.
Aus einem mystischen Gewirr schreiendster, fast schon mit wütend sensiblem Pinselstrich hingehauener Farben trat bei längerem Hinschauen ein unsäglich verwittertes, strohgedecktes Hausdach hervor, das sich gegen einen Hintergrund flammender Sonnenuntergangsfarben abhob. Man hätte es eigentlich für einen bis zum äußersten übertriebenen Van Gogh halten können. Schon machte Tom sich auf eine neue Äußerung Dorns gefaßt, als dieser sich plötzlich kurz umwandte und ohne weitere Umstände an den Schreibtisch herantrat, zu dessen beiden Seiten, wie auch auf der Platte neben einem Manuskript, wissenschaftliche Bücher aufgeschichtet lagen.
„Ah was? Theologische Studien?" rief er. „Wie's scheint, haben Sie sich inzwischen ungeachtet der Staatskarriere zum heiligen Antonius entwickelt."
Er ließ ein kurzes, trockenes Lachen hören.
„Na, immerhin vielleicht doch mit etwas mehr wissenschaftlicher und psychologischer Distanz den betreffenden Halluzinationen gegenüber," erwiderte Tom, der hinzugetreten war und verstanden hatte, daß Dorn die theologischen Bücher zu den grotesken Bildfratzen ringsum in Beziehung gebracht hatte, gleichfalls mit einem Lachen.
„Ich beschäftige mich," fuhr er dann aber fort, „mit dem Begriff der Metanoia, der neutestamentlichen Sinneswandlung. Ich will ihre Entwicklung (also den w e s e n t l i ch s t e n Vorschritt christlicher Religion) die beiden christlichen Jahrtausende hindurch verfolgen. Und zwar bis in gewisse Zustände der mo-

dernen Neurasthenie hinein. Sie wissen als Wissenschaftler ja, daß die Neurasthenie ein zweiseitiges Problem ist."

Aber Dorn, der irgend etwas las, antwortete nicht, und so blieb ein Schweigen.

Schon stand Tom im Begriff, ihn mit absichtlich betonter Höflichkeit einzuladen, Platz zu nehmen, als Dorn sich aufrichtete und von selbst vom Schreibtisch weg zu den Klubsesseln hinging, die bei einem indischen Tischchen standen. Hier ließ er sich dann einfach nieder und wandte seine Aufmerksamkeit sofort den Dingen zu, die auf der Bronzeplatte des Tischchens umherstanden und -lagen.

Tom wartete noch einen Augenblick. Als Dorn sich aber noch immer nicht anschickte, das Gespräch aufzunehmen, ging er zum Schreibtisch zurück, von wo er die Zigarettendose nahm, mit der er langsam wieder zurückkam.

„Möchten Sie eine Zigarette?"

Dorn nahm an. Auch Feuer ließ er sich reichen.

Nach einem kleinen Zögern, noch stehend, steckte auch Tom sich eine an.

„Nähmen Sie vielleicht auch einen Kognak?"

„Kognak? Nein, danke! — Ich trinke überhaupt keine alkoholischen Getränke. Gar keine. — Aber etwas Durst hab' ich. Haben Sie Fruchtwasser?"

„Auch! Ja! — Vielleicht Zitronenwasser? Aber Sie können auch anderes haben."

„Ja, wie denn? Sie haben auch — Limonade zur Hand? — Ja, bitte! Etwas Zitronenwasser. — Aber S i e sind n i c h t Antialkoholiker?"

„Zur Zeit weder Anti noch Anti-Anti," lachte Tom, der beiseitegetreten war, das Zitronenwasser zu bereiten. Nach einiger

Zeit kam er mit zwei Gläsern zurück und ließ sich jetzt gleichfalls nieder.
„Aber wie sind Sie darauf gekommen, das da zu malen?"
Dorn wies mit irgend einer Geste zu den Bildern hinüber.
Ohne gleich zu antworten, sah Tom ihn an.
„Sie wissen ja," sagte er endlich unter einem Lächeln, „daß ich — Universalgenie bin. — Ach so, die Sujets? Das hat allerdings seine Zusammenhänge."
„Ganz recht! ‚Zusammenhänge'? — Aber, wieso? Treiben Sie übrigens Ihre theologischen Studien schon lange?"
„Fast zwei Jahre. — Nebenbei natürlich. — Aber jetzt, wo ich Zeit habe, gedenk' ich mich ernstlicher einzuarbeiten."
„Aber wie sind Sie darauf gekommen?"
„Durch meine kulturgeschichtlichen und biologischen Nebenbeschäftigungen."
„Ah so, ja. — Aber die ‚Zusammenhänge'! — Malen Sie das schon lange?"
„Seit einem halben Jahr. — Gelegentlich. — Selten. — Periodenweise. — Es kommt dann immer gleich viel zustande."
„Ja, aber wie kamen Sie darauf?"
Tom schwieg. Aber dann sagte er mit irgend einem seltsamen Bedacht:
„Ein Niederschlag vielleicht aus meinem Verkehr in Bohêmekreisen."
„Ah wie? — Sie verkehren also in Bohêmekreisen? — So Künstler, Dichter usw. natürlich. Nicht wahr? — Oft? — Regelmäßig?"
„Etwa seit zwei Jahren. — Regelmäßiger, ja."
In diesem Augenblicke geschah es, daß Dorn plötzlich die Zigarette beiseit in die Aschenschale warf und sich in einer Weise, als wollte er aufbrechen, erhob.

„Ach ja, ich habe ja mal entfernt so was läuten gehört," sagte er. „Es soll in Berlin ja wohl, ich glaube so ein Stücker fünfzig sogenannte ‚Übermenschenklubs' geben. — Hängt ja wohl mit Nietzsche zusammen. — Haben Sie Anschluß an einen bestimmten Klub? Gehören Sie ihm an?"
„Nur gelegentlicher Verkehr," antwortete Tom, indem er, noch sitzend, zu Dorn emporsah. „Das ist übrigens nichts geschlossenes; jeder kann, wenn er eingeführt wird, nach Belieben ein- und ausgehen."
„Ah so, ja! — Das interessiert mich sehr, sehr. — Halt!"
Er hatte nach der Uhr gesehen, schien jetzt Eile zu haben, erinnerte sich aber an das Zitronenwasser, nahm das Glas eilig auf und trank es zur Hälfte leer. „Aber sagen Sie," fuhr er, nachdem er das Glas wieder hingestellt hatte, fort: „Würden Sie mich nicht mal mitnehmen? Übrigens auch Ihre theologischen Studien interessieren mich sehr; die Gemälde ja weniger, hehe! — Wir haben ja so lange keinen Gedankenaustausch mehr gepflegt, und ich gedenke jetzt sobald nicht wieder zu verreisen. Sie haben jetzt ja wohl gleichfalls Zeit. Wollen Sie mich also mal mitnehmen?"
„Aber natürlich."
„Wann ist Versammlungsabend?"
„Sonnabends. — Aber diesen Sonnabend bin ich verhindert. — Wär's Ihnen über acht Tage recht?"
„Sonnabend über acht Tage also!"
„Vielleicht kommen Sie, mich" — langsam erhob sich Tom — „dann zwischen acht und neun Uhr abholen? Zwischen acht und neun, nicht wahr? Das Lokal ist übrigens nicht allzuweit von hier. In der Tauentzienstraße."
„Ja, bitte, erwarten Sie mich auf jeden Fall."
Dorn, der die letzten Worte eilfertig und fast mürrisch hervor-

gestoßen hatte, schritt, langsam von Tom geleitet, ohne weiteres auf die Tür zu. Erst als er schon halb im Vorraum stand, wandte er sich um, ließ ein kurzes „Schön Dank!" hören, reichte Tom flüchtig die Hand und ging.

7.

Dies wunderliche, in seinen späteren Folgen sehr wichtige Zusammensein, war das erste, was Tom mit Dorn wieder hatte. Aber schon am Donnerstag drauf, und zwei Tage vor der Verabredung zum Klub, schob sich dann ein anderes Erlebnis ein, das für die seltsame seelische Wandlung, in der Tom stand, bereits entscheidend werden sollte.

Schon in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts hatte sich in ihm ein besonderes, ganz eigenartiges Verständnis für die Tierseele auszubilden angefangen. Vielleicht hatte es sich schon vorher durch seine Beschäftigung mit der Biologie vorbereitet, das wichtigste hatte aber wohl die Weltstadtumgebung und die in einer sehr feinen Weise geförderte Sensibilität getan, die er durch sie erfuhr.

Es ließ sich geradezu dahin ausdrücken, daß er nicht nur zu einer bewußteren religiösen Überzeugung, sondern zu einem verstandesgemäß kaum noch bestimmbaren Erleben gelangt war, für das die Tiere, und zwar nicht bloß die höheren und die Haustiere, sondern alle, nichts anderes als so geartete Menschen waren. Es bestand für ihn tatsächlich nur eine, wie zahllos auch immer verzweigte und abgestufte, einheitliche organisch menschliche und bewußtheitliche Gemeinschaft.

Ganze Nachmittage hatte er im Zoologischen Garten zubringen, vor den Käfigen und Gehegen weilen und Bewegungen, Laute, Gebaren, Gewohnheiten und den Verkehr, den die Tiere miteinander hatten, beobachten können; und immer hatte das

Augenblicke eines unaussprechlichen Erlebnisinhaltes für ihn bedeutet. Auch in der freien Natur, auf der Straße, bei Ausflügen und Wanderungen, auf der Reise sah, beurteilte, beobachtete er die Tiere mit diesem erstaunlichen, gänzlich neu erschlossenen Blick, und es gewährte ihm gleicherweise eine hohe, reiche Freude wie vorderhand freilich auch manche peinigende Unruhe, sich den Gedanken hinzugeben, die sich ihm dabei aufdrängten.

Auf seine Nahrungsaufnahme hatte es zunächst zwar noch keinen weiteren Einfluß gehabt: aber es war gelegentlich doch schon vorgekommen, daß er vor dem Anblick der Schlächter- und Delikatessenläden erschrak, weil er mit einem Mal von dem peinvoll unmittelbaren Einfall überwältigt wurde, zerstückelte und auf die mannigfaltigste, unnatürliche Art hergerichtete menschliche Leichname zu erblicken; und daß er außerdem Augenblicke hatte, wo ihm Viehtransporte, Schlächterwagen, abgehetzte Droschkengäule und Lastpferde eine wunderliche Beängstigung, ja Grauen verursachten. Er war dadurch allerdings, ganz seiner Wesensanlage gemäß, weder zu Entrüstung, noch zu pessimistischer Apathie oder zur Verzweiflung am Menschen gelangt, noch hatte es ihm also die gewohnte tägliche Nahrung in nennenswerter Weise verleidet; obgleich er, was das letztere anbetraf, seit er in Berlin lebte, doch nicht mehr ganz so aß wie früher.

Zu Hause hatte seine Mutter, die als unübertreffliche Köchin berühmt war, auf eine gute, bekömmliche Hausmannskost gehalten, bei der nicht nur das denkbar beste Fleischmaterial die denkbar beste Zubereitung erfahren hatte, sondern auch auf eine reichliche Mehlspeisen-, Gemüse- und sonstige Kost Bedacht genommen worden war. Hier in Berlin aber erhielt er, obgleich ihm die ansehnlichen Geldmittel, über die er verfügte,

in den besten Gastwirtschaften zu speisen gestatteten, eben doch nur die übliche, wenn auch nicht schlechte, aber doch nach der Schablone zubereitete Gasthauskost; das hieß: fast ausschließlich, noch dazu stark gewürztes, Fleisch und wenig und selbst in den besten Fällen nachlässig zubereitetes Gemüse und solche Zukost. Dazu kam, daß man in der Weltstadt hastig speist, weil niemand zu einer ruhigen und der Verdauung bekömmlichen Eßweise sich Zeit nehmen kann.

Auch er pflegte zu essen, eben um nur zu essen; ohne besondere Freude, ja sogar meist ohne besonderen Appetit. Seine oft so wechselvollen seelischen Zustände und die täglichen Aufregungen, die die Weltstadt für ihn wie für jeden gerade geistig entwickelteren und feiner organisierten Menschen zur Folge hat, kamen hinzu. Außerdem — und zwar als ein besonders wichtiger Umstand —, daß er seit etwa einem Jahr den seltsamen Trieb verspürte, zeitweise ungewöhnlich viel Alkohol zu sich zu nehmen, der ihm dann die solidere Nahrung fast zur Nebensache werden ließ.

Nun hatte sich aber vor etwa einem Vierteljahr auch in all diesen Angelegenheiten eine Krise mit ihm ereignet, die nicht ohne andauerndere Folgen für ihn geblieben war.

Es war gelegentlich geschehen, daß er in einer Mußestunde zwischen den Prüfungsarbeiten zu seiner Zerstreuung in Verhaerens Gedichtbuch „Les Flamandes“ gelesen hatte, und dabei war er eines Tages auf das Gedicht „La vache“ gestoßen.

Das Gedicht hatte ihn aber in solchem Grade erschüttert, daß er sich sogleich hingesetzt und es übertragen hatte.

Die Übertragung lautete:

„Fünf Uhr frühmorgens, als mit erstem Strahle,
Ins warme Stalldunkel eindrang das Morgenrot,
Bekreuzigte der Knecht wiederholte Male
Der Kuh die Stirn und führte am Stricke sie zum Tod.

Rings von den Dörfern her schallten die Morgenglocken;
Es lachte das Gefild durchs weiße Nebelspiel,
Das übers Land gezogen wollig weiße Flocken;
Es glitzerte der Tau, der nachts vom Himmel fiel.

Arbeiter schritten träg, ein Gähnen noch am Munde,
Stumm und verdrossen schier, zur harten Feldarbeit;
Von breiten Rücken durch die graue Zwielichtstunde
Blinkte spiegelblank das stählerne Grabscheit.

Von der Chaussee herüber ratterte schwerbeladen
Das Lastfuhrwerk und krachte mit träger Achs;
Und fernher schwankten hoch dichtgepackte Schwaden
Von Futterklee durch Korn und grüne Breiten Flachs.

Mit rostigem Gekreisch am Rand des Weges
Tat überall sich auf Stalltor an Stalltor;
Froh grüßte sich das Vieh, ledig des Geheges;
Da stand die Kuh und stieß ein sanft Gebrüll hervor.

Zur Rechten sah man endlos schimmern helle Lande,
Rötliche Vierecke hineingezackt ins Grün;
Querdurch mit ihrem grauen Zickzackbande
Die Wege; rote Dächer und Weiler mittendrin.

Und links die jungen Gärten, vom Windhauch lind durchsäuselt,
In bunten, grellen Massen der Juniblumen Pracht,
Des Lenzes Blütenfülle blendend weiß gekräuselt
Ins frische Himmelsblau, von Wolken weiß entfacht.

Nur einmal sollte noch der grüne Pfad umbiegen,
Und sie war zur hochgelegenen Stadt gelangt;
Weit offen, auf der Höh', sah man das Schlachthaus liegen,
Von blinkenden Gewässern und Feldern rings umprangt.

Am Tor stemmt sich die Kuh mit glotzendem Erschrecken.
Rot ist es um sie her und dampft; schon halb entblößt
Am Boden liegt ein Stier, bedeckt mit roten Flecken,
Dem aus dem Halse rot das letzte Leben stößt.

Aufgehängte Hammel, die Schädel zerspalten;
Schweine auf Strohschütten, die Stümpfe steil gereckt;
Ein Kalb auf ergossne Kaldaunen niedergehalten,
Dem das Messer tief im zuckenden Fleische steckt.

Doch fern, weitab von diesen blutigen Gesichten,
Sieht sie auf stillen Feldern friedlich Mühn,
Von Weibern gelenkte Rinder ihr Tagwerk verrichten
Und durch das braune Erdreich schnurgerade Furchen ziehn.

Da plötzlich steigt herauf mit voller Macht die Sonne,
Und golden steht der Tag auf ferner Weiten Rand,
Es weckt sein Strahlensieg all die Lebenswonne
Und setzt mit seinen Gluten ihren Flor in Brand.

Er tränkt die fette Saat mit seinen warmen Dünsten,
Durchdringt mit heißer Macht das harrende Gefild,
Küßt tief sich ein mit liebevollen Brünsten,
Macht, daß der alte Schoß von jungen Keimen schwillt.

Und unterm weiten Blau sieht die Kuh noch blinken
Die goldige Landschaft mit der Schelde Purpurband;
Da trifft sie das Beil; sie strauchelt; doch im Sinken
Ein letzter Sonnenstrahl ihr dunkles Auge fand."

Dieses Gedicht hatte ihn von da an nicht wieder losgelassen. Es war aber jeder gleichgültigere ästhetische Eindruck zurückgetreten gegen die Wirkung eines ganz bestimmten Gegensatzes, der ihn sofort und gleich bei der ersten, flüchtigsten Überlesung tief bis ins Physische hinein übermannt hatte.

Er wäre außerstande gewesen, dies Erlebnis auch nur mit grober Andeutung in Worte zu fassen. Aber es war der sehr unmittelbar empfundene Gegensatz zwischen der lachenden Morgenlandschaft mit ihrem ersten Sonnenlicht, ihren Korn- und Blumendüften, ihrer klaren Frische und der schwül faden Dünstung der großen Schlachthaushalle mit ihren nackten,

blutig zerstückelten Kadavern gewesen. Das Erleben der Kuh auf der Schwelle. Zwischen der ihr liebvertrauten Landschaft und dieser lau fad dampfenden Stätte des Grausens mit all ihrem roten, zerstückelten, verzuckenden Fleisch.

Außerdem hatte es sich ihm aber sofort mit einer Erinnerung aus seiner Knabenzeit in Verbindung gebracht. Mit dem Erlebnis jener furchtbaren, für seine ganze Entwicklung so folgenschweren Stunde, als er bei Großmama vom Wechselfieber geschüttelt auf der Chaiselongue gelegen und den heftigen Zank zwischen Mutter und Großmama mit angehört und dann jenen fürchterlichen Himmel- und Höllentraum gehabt hatte.

Es hatte ihm auf der Stelle eine sonderbare, wühlende, fade Übelkeit erregt und ihn in einen Zustand versetzt, von dem er nicht mit Bestimmtheit gewußt hatte, ob er ein physischer oder seelischer gewesen war?

Von da an hatte es aber angefangen, daß er den normalen Geschmack am Fleisch verlor. Und es hatte sogar geschehen können, daß er gelegentlich dies und jenes Stück Fleisch, obschon es ganz schmackhaft zubereitet war, zurückgewiesen oder kaum davon gegessen hatte. Anfangs war dabei ja noch die unmittelbare Erinnerung an das Gedicht und jene sonderbare Übelkeit mit im Spiel gewesen: bald aber hatte er wahrgenommen, daß es ihm den Geschmack am Fleisch überhaupt verdorben, und daß jede Art von Fleisch, ob gebacken, gebraten, gedämpft oder roh zubereitet, ein und den gleichen faserig und leimig faden Geschmack für ihn besaß.

Trotzdem hatte er nach wie vor Fleisch gegessen — gelegentlich auch mit dem früheren Appetit —, und er hatte gegen den seltsamen Widerwillen sogar wie gegen eine krankhafte Schwäche angekämpft, die er sich nicht durchgehen lassen dürfe: doch ohne einen eigentlichen Erfolg.

Nun geschah es aber, daß er an jenem Donnerstag in der Gastwirtschaft, wo er für gewöhnlich speiste, abends sich ein Rinderfilet geben ließ, auf das er sogar (was das wesentliche war) einen besonderen Appetit verspürte. Das Fleischstück war seiner Beschaffenheit und Zubereitung nach durchaus tadellos, innen noch roh und der Saft blutgefärbt, wie ein richtig zubereitetes Filetstück sein muß. Doch sobald er den ersten Bissen in den Mund gesteckt hatte, kam ihn ohne jeden ersichtlichen Anlaß auf der Stelle eine so heftige Übelkeit an, daß sich der Bissen auch schon wieder ganz reflektorisch auf den Teller zurückspie. Er hatte sofort das bestimmte Gefühl, daß es sich um einen Vorgang von ungewöhnlicher Bedeutung handelte. Denn physisch fühlte er sich durchaus wohl, seelisch aber seit seinem letzten Zusammensein mit Ulrike in einer so glücklich ausgeglichenen Stimmung, wie er sie seit langem nicht mehr gekannt hatte. Es konnte sich also nicht anders verhalten, als daß er in besonders bedeutungsvoller Weise durch einen der unterbewußten seelischen Vorgänge überwältigt worden war, wie er sie seit mehr als einem Jahr an sich kannte. Um sich aber auf die Probe zu stellen, versuchte er es noch einmal mit möglichst pikant gewürztem Fleisch. Aber wieder empfand er, durch alle Zubereitung hindurch, diesen widerlich leimigen, faden Geschmack in einer so unangenehmen Weise, daß er gleich den ersten Bissen aus dem Mund entfernen mußte, damit er sich nicht abermals von selbst zurückspie.

Es war also kein Zweifel: — er konnte überhaupt kein Fleisch mehr vertragen! Und zugleich begriff er, daß dieses jähe, ganz reflektorische Ausspeien des Fleisches auf dem gleichen inneren Vorgang beruhte, wie die Worte, die er neulich dem Geheimrat gegenüber geäußert hatte. In äußerster Erregung starrte er in dem Lokal umher, bis er

mit einem Mal ein unwiderstehliches Mißbehagen an dieser Umgebung empfand. Ihr schablonenhafter Luxus, der Mischdunst von Speisen, Getränken und Tabaksrauch, die Geräusche der Geschirre, die Gäste, ihre Haltungen und Bewegungen: alles berührte ihn mit einer bedrückenden Fremdheit. Bis auch diese Anwandlung in eine plötzliche Fröhlichkeit überging, die gleichbedeutend war mit einem stürmischen Trieb nach Bewegung, so daß er den Kellner rief, zahlte und ging.

8.

Fast ohne bewußt verstandesgemäßes Hinzutun, offenbar aber gerade aus dem Geistigen seiner letzten Entwicklung heraus, hatte sich, so fühlte er mit jeder Sicherheit, jener unterbewußte, geheimnisvolle Vorgang seines Innern zu einem notwendigen physischen Austrag gebracht und war mit einem bedeutenden Ereignis ins Klare getreten.
Und es war diese nunmehr untrügliche Gewißheit, die in ihm aufflammte mit der Macht eines geistigen Sonnenaufganges. Von der tief befreiten Empfindung dieser unsäglichen, stürmisch staunenden Freude aber getrieben, deren aufjauchzende Wellen die letzten Spuren einer vielleicht noch hypochondrischen Ungewißheit bezüglich der seelischen Unruhen, die ihm zugesetzt hatten, mit sich hinwegrafften, verbrachte er, so gut wie beständig unterwegs, den ganzen übrigen Donnerstagabend, die ganze Nacht hindurch, den ganzen Freitag, die Nacht vom Freitag zum Sonnabend und den Sonnabend bis gegen Mittag in Berlin.
Es war eine von den Schweifereien geworden, von denen er, immer allein, schon einige hinter sich hatte, und die seine Nerven und all seine körperlichen und seelischen Kräfte bis zu einer äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit auszuproben pflegten.

Es war ein vollständiges Entrücktsein über alle gewohnte tägliche Ordnung, die unwillkürlichen vertrauten Empfindungen für die Tageszeit, ihren Wechsel, Gang und Übergang hinaus, ein Hinüber über die Schwelle einer geheimnisvollen Welt, in der alles nur noch seiner Vollendung entgegendrängender stürmischster und feinster innerer Werdevorgang war.
An Nahrung hatte er diese ganze Zeit über so gut wie nichts zu sich genommen, sondern fast ununterbrochen geraucht, ohne daß er von dem vielen Tabak eine merkbare Belästigung erfahren hatte; wie er auch von dem vielen Alkohol, den er zu sich nahm, keine Belästigung erfuhr. Auf diese Weise hatte sich sein Zustand dann schließlich zu einer sonderbaren Normalität von „Unnatur" gesteigert, für die das alles, was er da genoß, die gewiesensten Nahrungsmittel zu bedeuten schien. Wovon er sonst diese Zeit über lebte, das waren ausschließlich Konfitüren, Schokolade, Kuchen oder auch Früchte, besonders saftreiche Südfrüchte. Die Konfitüren kaufte er viertelpfundweise und aß sie hintereinanderweg mit einer förmlichen Gier auf.
Bedürfnis nach Schlaf hatte er nicht verspürt. Es genügte ihm, ab und zu in einer Wirtschaft, oder, wenn er dazu gerade Gelegenheit gehabt, im Freien auf einer Bank, zu ruhen. Vor allem hatte es ihn beständig nach Bewegung gedrängt.
Auch nach Gesellschaft und näherer persönlicher Berührung mit Menschen hatte er kein Bedürfnis, fühlte sich durch sie vielmehr belästigt und gestört. Lokale — gute Gastwirtschaften, Kaffeehäuser, Bars, gelegentlich auch gemeine Schnapsläden, Kutscherkneipen, Keller mit zweifelhaftem Besuch — hatte er nur wie sich's gerade traf aufgesucht, wenn's ihn danach verlangte zu trinken oder Menschen zu beobachten.
Meist war er aus einer Straße in die andere durch die verschiedenen Stadtteile gestreift, hatte ihr Treiben, öffentliche

Arbeiten und dergleichen auf sich einwirken lassen, gelegentlich auch die Stadtbahn oder die Untergrundbahn benutzt. Hatte er sich verstaubt oder verschmutzt gefühlt, so hatte er eine Gelegenheit aufgesucht, sich zu säubern, auch ein Bad hatte er genommen.

Es mochte gegen fünf Uhr nachmittags sein, als er in ein Kaffeehaus der Leipziger Straße eintrat.

Von den zahllosen Eindrücken, die er die ganze Zeit her in sich aufgenommen, hatte sich schließlich einer ihm gleichsam zugesellt. Im frühen Morgengrauen war er eine endlose, todeinsame, kahle, graue Mietskasernenstraße im fernen Berliner Osten hinaufgegangen und auf das schmale Schaufensterchen eines kleinen Budikerladens gestoßen. Kartoffeln, Gemüse, Zwiebeln, Holzpantoffeln, zerkleinertes Holz, Anthrazit hatten dagelegen und ein paar verstaubte, von der Sonne ausgebleichte Zigarrenkistchen und Tabakspakete, Garnwickel. Besonders angezogen und minutenlang verweilen gemacht hatten ihn aber ein paar Bündelchen mit buntem Papier beklebter Schieferstifte, Holzkreisel mit grellbunten Farbenstrichen, Spielbälle aus Tuchlappen mit bunten Wollfäden überstrickt, und eine Anzahl von langen Zuckerstengeln in einem Wasserglase. Solche grauweiße, porös mürbe Zuckerstengel mit bunten, geschlängelten Längslinien waren es gewesen.

Im grauen, todstill fröstelnden Morgenzwielicht hatte der Anblick etwas Fernes, verträumt Phantomhaftes gehabt. Die Gegenstände im Dunkel des ärmlichen Fensterchens wie mit einem feinen, öden Staub überzogen, umhaucht wie von einer wunderlichen feinen, violetten Aura, hatten es ihm mit einem Mal angetan. Er hatte sich daran erinnert, daß er diese Armeleutskinderspielsachen und -Leckerbissen in seiner frühen Knabenzeit kennen gelernt, daß er gelegentlich selber mit ihnen ge-

spielt, sie genossen hatte, und daß sie ihm damals oft besser gefallen hatten als sein eigenes und seiner Geschwister Spielzeug. Mit einem unbestimmten Gefühl von Rührung hatte er sich schließlich entfernt, und dies Gefühl hatte ihm mit dem Eindruck jener Dinge seither den ganzen Tag über angehangen.

Trotzdem dachte er noch nicht daran, sich nach Hause zu begeben. Ja, er war noch nicht mal so weit zu seiner gewohnten Zeitempfindung zurückgelangt, daß er gewußt hätte, welchen Wochentag man hatte. Aber er griff nach einer Zeitung und sah, daß es Sonnabend war. Und sogleich fiel ihm ein, daß er für diesen Abend ja mit Dorn den Klub besuchen wollte.

Die Erinnerung machte ihn verdrießlich. Bis zu einem Grade, daß er sogar überlegte, ob er die Verabredung, mochte Dorn darüber denken, wie er wollte, nicht einfach unberücksichtigt lassen sollte.

Aber dann nahm er doch wahr, daß ihn nicht nur die Erinnerung an Dorn, sondern auch der Eindruck des Schaufensterchens so weit wieder in sein gewohntes Alltagsempfinden zurückversetzt hatte, daß er sich davon nicht wieder abbringen würde. Auch überkam ihn eine plötzliche Neugier auf Dorn. Und darauf, was dieser eigentlich mit seiner erneuten, merkwürdigen Annäherung bezweckte. Und so entschloß er sich, nach Hause zu fahren, brach auf, bestieg beim Potsdamer Bahnhof die Untergrundbahn und begab sich nach Wilmersdorf zurück.

Gegen 6 Uhr zu Hause angelangt, nahm er ein Bad und eine kalte Dusche und kleidete sich um. Dann ging er ins Arbeitszimmer, um Dorn hier zu erwarten.

Schlafbedürfnis empfand er noch immer keines. Noch fühlte er sich nicht an der Grenze seiner Kräfte. Das Bad hatte ihn wieder belebt. Er kannte den Zustand, in welchem er sich jetzt befand, liebte ihn sogar. Er liebte dies auf das feinste angespannte,

geniale Vibrieren seines Geistes und die spielende physische Robustheit und Kraft seines Gehirns, die es bedeutete.

Er setzte sich ans Klavier, spielte, um die Zeit hinzubringen, Bruchstücke aus Beethoven und freute sich der unfehlbaren Geläufigkeit und delikaten Geschmeidigkeit seines Spieles, die ihn die feinsten und schwierigsten Stellen mit einer Vollendung herausbringen ließ, die er, obgleich er auch sonst kein ungeschickter Spieler war, unter gewöhnlichen Umständen, wie er wußte, nicht vermocht hätte.

Aber da kam ihm mitten im Spiel plötzlich der Gedanke, daß diese Musik doch fast nur noch das letzte und einzige war, was er von aller Kunstmusik vertragen konnte und mochte. Er brach ab und sprang auf.

Mit vollkommenster Deutlichkeit erkannte er, daß alles, was man so Kunst und künstlerische Kultur nennt, von ihm abgeglitten, hinter ihm zurückgewichen war. Mit einem allgemeineren Zusammenhange, der ihm fremd und fremder geworden, sich unaufhaltsam von ihm ablöste.

Nein, auch das war Sehnsucht! Sehnsucht und Zwiespältigkeit! Auch diese Musik da! Mochte die Kraft eines Riesen hier grollen und anstürmen, oder auch jauchzen. Aber selbst dies Jauchzen (er dachte an die „Neunte") war — „o Freunde, nicht mehr diese Töne!" — verdächtig. Was wollte es? Worauf war es hinaus? Was trieb in einem Beethoven? Und wenn es erreicht war, was dahinter trieb: Was dann? Was war dann erreicht? Wozu dann noch dies alles?

Und er fühlte: Da war eine Empfindung und Empfindsamkeit, die, anstatt zu befreien, lullte, oder unruhig machte, die noch mit Lust am eigenen Leide kaute. Und da waren übrigens, rein musikalisch angesehen, Längen, Konventionalismen, Trivialitäten, oder eine ihm allzu klar und begrifflich gewordene Form,

die er nur noch als überflüssige Spielerei, ja als Schnörkel empfand. Das Streben aber, diese musikalischen Formelemente, diese Spielereien, diese Schnörkel mit einer weiter-, „höher“-entwickelten Musik zu überwinden, zu einem „vorgeschritteneren Ausdruck“ zu gelangen? War es denn alsdann nicht das gleiche? Auch wenn es über einen Gewaltigen wie Beethoven hinaus wirklich möglich sein oder inzwischen möglich gewesen sein sollte?

Mit dem Lachen einer plötzlichen fröhlichen, in sich sicheren Wildheit schritt er auf und ab, blieb plötzlich stehen, lachte abermals, reckte sich, blickte umher, hatte für einen Augenblick das Bedürfnis, irgend einen Gegenstand zu ergreifen und zu zertrümmern, stieß einen lachenden Seufzer hervor und zündete sich dann eine Zigarette an. Darauf geriet er wieder an den Faden seiner letzten Gedankengänge und eilte zum Bücherbrett hin.

Aufs Geratewohl zog er einen Band Shakespeare hervor, warf sich beim Rauchtischchen auf einen Sessel, zündete die Kerze an, begann zu blättern und zu lesen.

Erst war es „Macbeth“, in dem er blätterte, dann „König Lear“, dann „Hamlet“. Er überflog hier eine Seite, da eine, suchte Stellen, die er liebte und besonders gut kannte.

Als er aber eine Viertelstunde damit hingebracht, warf er den Band beiseite, pustete die Kerze wieder aus, sprang auf, ging hin und her und rief:

„Auch das erledigt, überflüssig geworden! ja: unmöglich! — Schon hier das Tragische analytisch, physiologisch ergriffen, als Pathologie enthüllt! — Das ist das Ende! Welches Wort jetzt noch darüber verlieren? Es wirklich immer noch in Verse bringen? Die Griechen machten keine „Verse“ „darüber“, und sie analysierten es nicht physiologisch: Es gehörte bei ihnen zum

Kult, wurde religiös erfaßt! — Und die Lyrik? Ist sie nicht Sehnsucht, Liebe? Schwebe also, Suchen, Krankheit, Mauserl"
Aber da schrillte die Flurglocke.

„Dorn!" —

„Sie sind im Dunkeln?" äußerte Dorn, als er eintrat.

„Das Gaslicht! Das Gaslicht!" lachte Tom.

„Wie?" Dorn sah ihn an; er hatte sein kaustisches Lächeln. „Ah so! Sie feiern Dunkelstunde."

„Ich denke, die Kerze wird genügen?" sagte Tom, der die letzten Worte gar nicht gehört hatte. „Wir gehn ja doch wohl gleich. — Wollen Sie Platz nehmen? Eine Zigarette?"

„Danke, nein! Sie haben ohnehin einen halbwegen Hecht hier."
Sie ließen sich nieder. Tom hatte nicht geantwortet, wieder kaum gehört, was Dorn gesagt.

Dieser blätterte in dem Shakespeareband.

Mit Bezug darauf äußerte Tom, ganz mit seiner Innenwelt beschäftigt, halbhin, der Unterhaltung wegen:

„Sie machen sich ja nichts aus Kunst und Dichtung."

Er wurde nachdenklich. Im Zusammenhang mit seinen letzten Gedanken über Beethoven und Shakespeare, empfand er mit einem Mal für Dorn ein wunderliches kameradschaftliches Gefühl.

Dorn blickte auf.

„Nein!" bestätigte er. „Für mich existiert nur die Wissenschaft. — Ich denke, daß Kunst und Dichtung schon lange bloß noch Luxusdinge sind. — Nur aus dem Wissenschaftlichen, dem Praktischen, praktisch Verwertbaren dürfen wir noch auch neue, g a n z neue, g a n z andersgeartete geistige Kultur erwarten."

„Ah wahrhaftig! Sie haben recht! G a n z recht!"

„Wie? — Ja, aber ... Was? D a s — sagen S i e? Sie?“ fuhr Dorn gegen ihn herum.
Tom würde, hätte er in diesem Augenblicke auf ihn geachtet, haben wahrnehmen können, daß Dorn bleich geworden war.
Tatsächlich hatte sich etwas ganz Merkwürdiges ereignet. Etwas, das das gegenwärtige Verhältnis der beiden zueinander mit einem Schlage von Grund aus zu verändern im Begriff war, es für Augenblicke wirklich schon verändert hatte.
„Ja ja, ich! Ich!“ antwortete Tom, noch immer von dieser sonderbaren, Dorn nahezu kameradschaftlich zugewandten Nachdenklichkeit befangen. „Sie haben sogar, und fast wortgetreu, ausgesprochen, was ich kurz bevor Sie kamen, als ich in demselben Band da blätterte, so entschieden wie noch niemals selbst empfunden, mehr: gelebt habe.“
Dorn antwortete nicht. Er saß da und starrte mit einem sonderbaren, finster konzentrierten Ausdruck vor sich hin. So tief war er von Toms letzten Worten berührt, daß sich sein Brustkasten von erregten Atemzügen hob und senkte.
„Ja ... Ja, aber ...,“ stieß er endlich mit heiserer, gepreßter Stimme hervor, während er mit einem festen, hellen Blick, der sein Gesicht förmlich verschönte, Tom ansah. „D a s verstehen S i e? Das ist wirklich Ihr E r l e b e n? — — Ja, aber dann ... Ja, dann verstehen Sie doch aber — meine Abhandlungen? Dann ist ja doch alles ...“
Aber da brach er plötzlich ab, starrte vor sich hin, erhob sich jäh und stieß hervor:
„Aber kommen Sie, wir müssen wohl aufbrechen!“
„Wie? — Ach ja, wir müssen allerdings gehen, wenn wir noch zum Vortrag zurechtkommen wollen,“ bestätigte Tom, der aus seinen eigenen Gedanken auffuhr, zerstreut.
Und sie gingen.

Bei dem schönen Wetter, das herrschte, machten sie den Weg zu Fuß. Die Luft war fast sommerlich warm, gewitterhaft. Es war klarer Mondhimmel mit wenigen großen Sternen. Das Mondlicht stritt mit dem Schein der Gaslaternen.

9.

Der Klub war eine Treppe hoch in dem großen, saalartigen Zimmer eines Kaffeehauses versammelt. Drei Fenster hatte es, die auf einen Garten hinaussahen. Es war von zwei elektrischen Kronen erhellt. Etwa hundert Mitglieder und Gäste waren anwesend, die sich zum Teil in einem kleineren Nebenraum befanden. Eine offene Flügeltür vermittelte den ungezwungenen Verkehr hinaus und herein. Man saß auf Stühlen oder an den Wänden hin angebrachten, mit olivfarbenem Plüsch bezogenen Polsterbänken um kleine runde oder eckige Marmortische, die hier und da zusammengerückt worden waren.
An dem dem Eingang gegenüber befindlichen Ende, nur wenig von der Flügeltür zu dem kleineren Nebenraum entfernt, stand ein Holztisch für den Vorsitzenden, einen namhaften Berliner Lyriker.
Obgleich die drei nach dem Garten hinaus blickenden Fenster hinter den halb zusammengezogenen olivfarbenen Plüschvorhängen weit offen standen, war der Raum von dickem Tabaksrauch angefüllt, denn die Mehrzahl der Anwesenden rauchte, dieser und jener schweren parfümierten englischen oder amerikanischen Shag aus der kurzen Pfeife.
Man saß oder stand in Gruppen, lachend und unter zwanglos belebtem Geplauder, umher, schritt hinüber und herüber, rief sich von einem Tisch zum anderen hin an. Der eigentliche Stamm des Klubs bestand aus jüngeren und älteren Dichtern und Dichterinnen, Künstlern und Künstlerinnen, Schauspielern,

Ingenieuren, Architekten, Journalisten; auch Herren und Damen aus der besseren und besten bürgerlichen Gesellschaft oder dieser und jener vom Adel waren zugegen.
Tom führte Dorn zu einem Tisch hin, der nicht sehr weit vom Eingang entfernt gegen die Mitte hin stand. Er fand hier einen ihm näher bekannten Elektrotechniker und einen Architekten mit ihren Damen, und einen älteren Junggesellen, einen Baron Breitenborn, der ein gut konservierter, stattlicher, blonder Fünfziger mit einem rotbäckigen Gesicht und munteren Grauäugelchen war.
Tom stellte Dorn vor, und man kam in eine Unterhaltung, an der Dorn, der ein fast finster nachdenkliches Wesen zeigte, sich aber so gut wie gar nicht beteiligte.
Nach einiger Zeit schrillte die Glocke des Vorsitzenden, eines kleinen Herrn mit einem bräunlich-bleichen Gesicht, schwarzem Kraushaar, schwarzen Augen und einem schwarzen Schnurrbärtchen, in den Lärm hinein. Man begab sich auf seinen Platz, und es wurde still.
Der Vorsitzende kündete mit ein paar begrüßenden Worten einen Vortrag an, und gleich darauf erhob sich in der Mitte des Zimmers eine ältere, stark gepuderte Dame mit hochfrisiertem, rotem Haar und einer tiefausgeschnittenen, in wechselnden Farben schillernden Gesellschaftsrobe, und bewegte sich, in der langbehandschuhten Hand ein mit künstlerischer Sorgfalt gebundenes Manuskriptheft, zwischen den Tischen dem freien Mittelgang hinauf zu dem Tische des Vorsitzenden hin. Sie ließ dabei mehrere Male ein kurzes, stoßendes Räuspern vernehmen.
Mit scharfer, sich zuweilen überschlagender Stimme und einer Vortragsweise, die sich etwas zu deutlich an die künstlerische Schulung hielt, trug sie (offenbar ein Gast) eine Anzahl von

ihr verfaßter, kurzer, prosalyrischer Stücke vor, die ihren dekadenten Symbolismus nicht gerade verhehlen wollten und ihre unbefriedigte Erotik in die Welt hineinschrien.
Baron Breitenborn, der mit Dorn inzwischen eine gewisse Fühlung gewonnen hatte, flüsterte diesem, offenbar innig belustigt, zu, daß die Vortragende eine malende und dichtende aristokratische Standesgenossin sei. Doch schenkte Dorn dieser Mitteilung eine nur zerstreute Beachtung, da seine Aufmerksamkeit ausschließlich von Tom in Anspruch genommen war.
Tom hatte sich weder um die Ankündigung des Vortrages, noch um diesen selbst bekümmert, sondern die ganze Zeit her dagesessen, den Blick unverwandt gegen den Eingang hin auf die Gestalt eines jungen Weibes gerichtet, das dicht neben dem Eingang aufrecht und, da augenblicklich alles saß, deutlich sichtbar an der freien Wand lehnte.
Sie war eine schön gewachsene, schlanke Gestalt in einem völlig schmucklosen, kuttenartigen, schwarzen Kleid, das unter den Brüsten von einer gedrehten, schwarzen Schnur zusammengehalten wurde und den schönen, schlanken Hals und einen Teil der Brust freiließ. Aus weiten Halbärmeln gingen ein Paar schlanke Arme am Körper hernieder; die eine Hand hielt einen breitkrämpigen, weichen Hut aus einem grauen Stoff mit einer drumgelegten geflochtenen Stoffschnur von der gleichen Farbe.
Das Gesicht zeigte ein selten schönes, reines Profil; doch war das Kinn kräftig entwickelt und der Mund war groß, hatte aber schöne, frische, rote Lippen, die, leicht geöffnet, ein prächtiges, blitzweißes Gebiß sehen ließen. Über der klaren Stirn baute sich, um den Kopf herumgelegt, eine dicke Krone aschblonder Haarflechten (dieser Flechtenkranz hatte Tom sofort an jene kleine Sibylle Maaß erinnert, der er als Knabe seine erste Liebe zugewandt hatte); neben der kräftigen Wurzel der mun-

teren Stupsnase aber starrten, von hohen, schöngezeichneten, dunklen Brauen überzogen, zwei große, dunkle Augen weitgeöffnet, doch ohne einen bestimmteren Ausdruck, zu der Vortragenden hinüber.

Sie war vor einigen Minuten mitten unter dem Vortrag geräuschlos eingetreten und hatte sich, um nicht zu stören, dort an die Wand gestellt, um das Ende der Vorlesung abzuwarten.

Sie war Tom, der den Klub im Laufe der letzten Monate nicht besucht hatte, gänzlich unbekannt.

Eigentlicher aber als ihre Gestalt und die Anmut ihres, wenn auch unregelmäßigen, Gesichtes beschäftigte ihn im Zusammenhange des tiefergehenden Eindruckes, den ihre Ähnlichkeit mit Sibylle Maaß sofort auf ihn geübt, eine besondere kleine Wahrnehmung. Ihre Augen waren von braunen Schatten umdunkelt, und die Farbe ihres sonst klar und gesund bleichen Gesichtes nicht völlig rein. Es zeigte auf der ihm zugewandten Wange ein paar Blütchen, von denen sie eines eben erst aufgekratzt haben mußte, denn es ging von ihm ein Blutstropfen herab.

Der Vortrag war zu Ende. Es wurde geklatscht (offenbar handelte es sich um einen Höflichkeitserfolg). Die Dame vorn machte eine Verbeugung. Dann begab sie sich, nachdem der Beifall getan hatte, als wolle er sich wiederholen, zu ihrem Sitz zurück; diesmal zu dem künstlerisch gebundenen Manuskriptheft einen Blumenstrauß in der Hand.

Aber Tom sah nur, wie das junge Weib sich drüben von der Wand entfernte und langsam zu einem der Tische hinbegab, der sich kaum zwei Schritte von seinem entfernt in der Nähe des dem Eingang nächsten Fensters befand.

Dort saß sie dann, strich sich mit einer langsamen, weichen Bewegung über ein paar Krauslöckchen, die ihr unter der schönen Flechtenkrone vor in die Stirn gequollen waren, und ließ ihre

dunklen Augen mit einem gelassen aufmerksamen Ausdruck umherschweifen.
Tom nahm mit einem Mal jetzt erst den Luftzug wahr, der hinter ihr, den Vorhang bewegend, zum offenen Fenster hereindrang, und daß er den starken, scharfwürzig süßen Duft einer großen, in Blüte stehenden Eberesche trug, die draußen, dicht beim Fenster, ragte und von einem kräftigen Wind brauste.
Es waren aber nicht ganz zehn Minuten hingegangen, als die Glocke des Vorsitzenden abermals Stille gebot und angesagt wurde, der Dichter Peter Hille werde seine Dichtung „Brautseele" vortragen. Man sah auch schon den Genannten selbst neben dem Vorsitzenden am Vortragstisch stehen. Eine mittelgroße, schmächtig schmalschulterige Gestalt in einem zu weiten, abgetragenen, schwarzen Gehrock, einen grünlich weißen Gummikragen und eine zweifelhafte, grellbunte Kravatte um. Aber auf diesem Körper saß ein herrliches, großes Haupt mit dichtem, langlockig krausem Haar, einem breiten Wotansbart und großen, gütig würdigen, klugen, klaren Kinderaugen.
Die Ankündigung hatte laute Zustimmung ausgelöst, doch wurde von mehreren Seiten her gerufen:
„Aber unmöglich! — Peter, du doch nicht selber! — Wer anders soll's vortragen!"
Von neuem erhob sich lautes Händeklatschen, das dem guten Peter dankte, als er ruhig und bescheiden und durchaus ungekränkt vom Vortragstisch wegtrat und sich in den kleinen Nebenraum zurückbegab, wo man ihn sich bei seinen Freunden niederlassen sah.
Als der Vorsitzende aber anfragte, wer von den Anwesenden bereit wäre, den Vortrag zu übernehmen, da geschah es, daß das junge Weib sich erhob und mit einer schönen Altstimme sich erbot, die Dichtung vorzutragen.

„Also!“ rief der Vorsitzende mit besonders erhobener Stimme, offenbar erfreut. „Korona, Korona wird uns die ‚Brautseele‘ vortragen!“

Auf diese Worte hin wurden von neuem Zurufe und Beifallsklatschen laut, unter welchen Korona sich zum Vortragstisch hinbegab.

Tom aber hatte sich sofort erhoben, war ihr nachgegangen und hatte in der Nähe des Vortragstisches Platz genommen.

Eine Minute stand sie da, von einer tiefen, erwartungsvollen Stille umgeben, in die hinein man von draußen deutlich das feierliche Brausen der Eberesche vernahm, dann erhob sich ihre herrliche Stimme, und sie sprach:

„Das Gewand meiner Seele zittert im Sturm
deiner Liebe,
Wie tief im Hain
Das Herz des Frühlings zittert.
Ja, du mein heftiges Herz: wir haben Frühling.
Auf einmal ist nun alles Blühen da.
Meine freudigen Wangen
Sind aufgegangen
Fromm nach deinen Küssen.
Gefährlich bist du, o Frühling,
Und verwirrt
Wie von heftiger Süße
Prangenden Weines
Pocht meine Seele.
Wie er sonnend mich streichelt
Mit seinen Strahlen allen
Und schlafen möcht' ich
Immerzu.
So träume ich vom eigenen Blute
Und bin so wach
Von mir.
So erschrocken

Wie man wohl aufhorcht
Im flüsternden Herzen der Nacht.

Wie Sterne, die nicht schlafen können,
So stehen meine Augen,
Und bin doch so müde, so müde, so sonderbar müde.
Sind wir Mädchen nicht alle so sonderbar müde
Um diese Zeit?
Das macht, du bist um uns,
Du bist ein Zauberer:
Ja, ja das bist du,
Ein echter, rechter Zauberer.
In Bäume und Menschen zauberst du ein Sehnen
und Dehnen,
Ein müdes, verlangendes Gähnen.
Ja, ja, ihr Mädchenherzen,
Der kennt euch,
Vor ihm kann kein Geheimnis bestehen.
Er ist ja Weib,
Weib wie wir
Und eine heimliche, schelmische Stärke.
Frühling, sag', was machst du mit uns,
Daß wir alle so sprossend müde sind.
Wir fühlen dich ganz in uns,
Du durchtönst uns,
Tust mit uns ganz das Leben.
Ja, wir beben, Leben.
Fromm atmet in uns eine Andacht,
Und wohlig will es werden
Neu überall in der sprossenden Erden.
Wie wir uns regen,
Da ist immer ein leises, süßes Bewegen,
Da ist die Quelle ein rieselnder Spiegel,
Der uns erquickt und uns darreicht,
Da ist der Spiegel eine bleibende Quelle,
Und immer wird uns leise
Süß von uns.

So sind wir wartend,
So zeigt es uns,
Verrät es uns,
Wie süß wir sind
Für den einen, anderen.

O komm,
Komm zu mir,
Ich bin ja so süß nach dir.
O komm,
Ich bin ja so schön nach dir.
Ich, deine Lebendige,
Deine weilende Zier
Vergehe nach dir.
Jeden Tag kommt Alter, kommt Welken:
O komm,
Komm du dem Alter, dem Welken zuvor.

Ein Sehnen geht in allen Blumen
Und will dich holen mit Farben und Duft,
Und alles was schön ist auf dieser Weltenwiese
Ist aus Sehnen und Liebe schön.
Lieblich schlau
Üben wir Schönheit
So lange vor euch,
Bis daß ihr kommt;
Schüchtern schelmisch
Spielt sich unsre arme, lodernde Seele
Hin vor euch.

Dann! Dann!
Dann kommen zwei lodernde Sonnen in meinen Tag,
Du mein doppelter Tag!
Mit deinen beiden Sonnen.
Du! Du!

Und deine Hand!

Meines Mundes duftende Blüte
Vergeht vor deiner Güte,
Und meine Wangen
Sind aufgegangen
Wie meine Flechten
Vor deiner Rechten.
Ja, du hast recht,
Glätte sie nur,
Du, meine wirrglühende Sonne.

Rufe, locke alles heraus
Aus deiner Erde,
Du mein Lenz,
Du hast ja gleich zwei Sonnen,
Und eine braucht man nur
Im Himmel.
Und diese beiden Sonnen
Erzählen sich mir,
Wie du aufgewachsen und wo
Gewachsen für mich,
Wie der heilige Wein Palästinas
In seinem heißen schmelzenden Purpur
Den Heiland mir ansagt,
Sein Seelenfrühlicht,
Sein wärmendes Wandeln.
O wie da alles aufsteht,
Feierlich, rauschend, vorbereitend!

O komm,
Ich bin ja so schön nach dir!
O laß mich weinen,
Tränen der Braut.
Tränen, du Böser,
Daß ich so lange warten mußte auf dich.
Das tut so wohl:
Meine Seele badet,
Dann kommt sie zu dir!
Ja?“

Sie hatte geendet. Es blieb eine minutenlange Stille. Dann sah er wie durch einen Wirbel, dessen einziger, deutlicher Mittelpunkt sie war, wie sie noch dastand, wie sie zu ihr hinstürmten, ihr zuriefen, wie des Dichters schmächtige, bärtige Gestalt in dem komischen, zu weiten, abgetragenen, schwarzen Gehrock und dem rührenden Gummikragen bei ihr stand, ihre Hand in der seinen, und etwas zu ihr sprach. Und dann schritt sie, dicht an ihm vorbei, daß ihn leise ihr Gewand streifte, zu ihrem Platz zurück, während man ihr zurief und die Arme gegen sie ausstreckte, und ließ sich nieder.
Schnell erhob er sich und begab sich zurück und ließ sich, ohne Dorn und die anderen zu beachten, nieder, seine Aufmerksamkeit ganz nur zu ihr hinübergerichtet. Bis er plötzlich, als sie mit einem schnellen Griff ihren Hut vom Tische raffte, sich erhob und dem Ausgang zuschritt, zusammenfuhr. Aber schon war er auf und schickte sich an, ihr nachzueilen, als er noch einmal verweilte und unter einem selbstvergessenen Lachen, zu Dorn niederblickend, diesem die rätselhaften Worte zurief:
„Es hat sich vollendet! — Alles ist klar!"
Dann stürmte er fort, ihr nach.

10.

Als er sich draußen vor dem Café befand, sah er sie sofort.
Sie schritt die Straße in der Richtung gegen die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche hinauf und hatte sich noch nicht weit entfernt.
Eine Minute verweilte er noch und blickte ihr nach.
Der lebhafte, sturmähnliche Wind, der sich inzwischen erhoben hatte, füllte die Straße und riß den zuckenden Widerschein der Laternen über das junge Laubgrün der zerrausten Bäume, über die Häuserwände, die Bürgersteige hin und her, über die Ge-

stalten der Vorübergehenden und die Fahrzeuge, deren eintöniges Rollen, Rattern, Poltern und Rauschen er in seine frischwilde Stimme aufnahm. Am Himmel starrte eine große, dunkle Wolkenwand, die sich mit einem scharfen, lichten Saum gegen den übrigen, freien Himmel abgrenzte, in dem der Mond stand und ein paar wenige, große Sterne funkelten. Ab und zu zuckte ein Wetterleuchten auf und lichtete die Wolkenwand, und ein paar Mal ließ sich ein fernes Gewittergrollen vernehmen.

Er riß sich los, eilte ihr nach, holte sie ein, sprach sie an.

Zuerst erschrak sie, dann aber zeigte sie eine freundliche Miene.

„Körber ist mein Name," stellte er sich vor. „Ich war im Klub, habe Ihren Vortrag gehört. Ich m u ß Ihnen danken!"

Aber es fand sich, daß sie ihn von Hörensagen schon kannte; auch hatte sie ihn gelegentlich im Klub selber gesehen.

„Aber ich bin ja im letzten Vierteljahr gar nicht hingekommen und entsinne mich nicht, Sie vorher dort schon gesehen zu haben?" verwunderte er sich.

„Ich komme oft lange Zeit nicht hin," antwortete sie mit einem munteren Lachen.

„Ach! Aber . . . ."

„Ach ja, es wurde mir so viel zugerufen, bei meinem Vornamen sogar, nicht wahr? Aber ich habe sehr viel Bekanntschaft; allerdings meist von anderen Gelegenheiten her. Viele davon verkehren im Klub, durch die bin ich dann mit anderen bekannt geworden."

„Und doch haben Sie sich so ganz für sich gehalten und sind so bald wieder gegangen?"

Er errötete, weil er unwillkürlich verriet, daß er sie beobachtet hatte.

„Ich hatte keine Zeit heute, war nur so mal auf einen

Katzensprung mit heraufgekommen," antwortete sie mit ihrem sorglos unbefangenen Lachen.

„Vermutlich wohnen Sie in Wilmersdorf?" fragte er, während er neben ihr herschritt, ganz im Bann dieses sorglos heiteren Wesens. Sie war nicht einen Augenblick stehen geblieben und er beständig neben ihr hergeschritten.

Sie bejahte.

„So haben wir denselben Weg. Ich wohne in der Fasanenstraße, gegen die Wilhelms-Allee hin."

„Und ich Ecke Wilhelms-Allee und Uhlandstraße," lachte sie, über den Zufall belustigt.

Er fing an, über den Vortrag, das Gedicht, den Dichter, seinen Verkehr im Klub zu sprechen; und das wurde eine lange Rede, unter der er sich eigentlich aber um sie selber kaum in einer direkteren Weise bekümmerte. Denn etwas Seltsames, ganz Unvorhergesehenes, hatte sich inzwischen mit ihm ereignet: Er, der die beiden letzten Tage beständig unterwegs gewesen und zwei Nächte nicht geschlafen hatte, auch vor kaum einer Stunde noch nicht daran gedacht hatte, sich nach Haus und zu Bett zu begeben, fing mit einem Mal an, eine herzhafte, wohlige Müdigkeit zu verspüren.

Und dann kam plötzlich ein Augenblick, wo sie nebeneinanderher schwiegen wie zwei gute, alte, vertraute Bekannte. Ein so seltsam nahes, unmittelbares Zusammengehörigkeitsgefühl, daß er mit einem Mal erschrak, als sei er mit ihr unversehens in eine allzu nahe körperliche Berührung gekommen. Übrigens sah er, wie auch sie im Weiterschreiten jetzt die Augen kniff, die Hand vor den Mund hielt und ein paar Mal ungeniert aus Herzensgrunde gähnte.

Es entlockte ihm ein unbewußtes Lächeln; und dies Lächeln war in seinen Worten, als er sie jetzt fragte:

„Sie kannten das Gedicht auswendig?"
Nachdem sie ihn, offenbar aus müder Zerstreutheit aufschreckend, angesehen und den Sinn seiner Frage erst wieder erraten hatte, bejahte sie.
„Kennen Sie Hille persönlich?"
„Ach nein!" lachte sie. „Das erste Mal, daß ich heut' abend persönlich mit ihm zusammengetroffen bin. — Aber das Gedicht ist schön! Nicht wahr?"
„Schön? — So herrlich, daß man's nicht aussagen kann," antwortete er leise.
„Sie sind musikalisch?" fuhr er nach einem kleinen Schweigen fort, eigentlich aber ganz nur dem ihn immer mehr überwältigenden, sonderbaren, köstlichen Müdigkeitsgefühl hingegeben.
„Na . . . ja! Ich bin Klavierlehrerin. — Woraus schließen Sie übrigens, daß ich musikalisch bin?"
Sie lachte.
„Aus Ihrer Stimme, Ihrem Vortrag," antwortete er sonderbar. „Sie haben Musik studiert?"
„Ach, Gottchen, nein! Ich bin Lehrerin auf eigene Faust. — Von dem bißchen, was ich zu Hause gelernt habe." Und mit ihrem unbefangenen Lachen setzte sie hinzu: „Ich muß mich damit durchschlagen."
„Wohnen Sie nicht bei Ihrer Familie?"
„Mutterseelenallein! — Bin eine Ausreißerin! — Weit, weit her!" lachte sie.
Sie fing jetzt an, diese und jene kleine Unruhe zu zeigen. Hin und wieder ging ein leichtes Schütteln über ihre Schultern, oder sie ruckte mit dem Hals hin und her; einmal bemerkte er, wie sie sich in die Hüfte kniff und einen kleinen ächzenden Seufzer hervorstieß.
Aber auch er selbst schritt jetzt mit fast taumelnden Sinnen

neben ihr her, wußte kaum noch etwas als seine unüberwindliche Müdigkeit.

So schwiegen sie, bis sie endlich nach einigen Minuten vor ihrer Haustür anlangten, bis zu der er sie, ohne daß sie übrigens irgend etwas dazu geäußert, begleitet hatte.

„Hach, Gott sei Dank!“ lachte sie ihn mit fast zusinkenden Augen an. „Ich wäre zu Haus! — Bin den ganzen Tag unterwegs gewesen. Auf Klavierunterricht.“

„Ja, hier!“ fuhr er zerstreut auf. „Hier?“ Er riß die Augen auf, starrte die Haustür an und schickte einen Blick über die Fassade, während zugleich mit aller Macht der Eindruck wieder in ihm erwachte, mit dem ihr erster Anblick ihn so tief überwältigt hatte.

Obgleich er vor hintaumelnder Müdigkeit kaum noch wußte, was er zu ihr sprechen sollte, griff er schnell nach ihrer Hand, die er drückte und festhielt, bis er endlich hervorstieß:

„Aber — nun kenn' ich noch nicht mal Ihren Namen?“

„Ach, sehen Sie, was ich für ein Murmeltier bin!“ lachte sie, während sie ihm ihre Hand überließ, die er festhielt. „Ronneburg!“ fuhr sie fort, zwischen einem abermaligen, kaum verhaltenen Gähnen hindurch, „Den Vornamen kennen Sie ja schon. — Also Korona Ronneburg.“

„Ja . . . Aber . . . Werden wir uns wiedersehen?“

Sie sah ihn an.

Aber dann lachte sie und sagte:

„Nun — im Klub doch wohl?“

„Aber ja, im Klub! — Natürlich! Freilich!“

Er atmete auf. Im übrigen wußte er kaum noch, was er sprach. Noch immer hielt er ihre Hand und sah sie an. Nicht einen Blick hatte er von ihr verwandt.

Aber da zog sie, leise mahnend, endlich die Hand zurück; doch nicht unfreundlich.

Er kam zu sich und gab sie frei, sah, wie sie zur Haustür hintrat, aufschloß, öffnete, ihm noch einmal zunickte, dann verschwand. Die Tür tat sich zu. Müde bis zum Umsinken, und doch noch dastehend und auf die Tür starrend, hörte er drinnen das Geräusch des abschließenden Schlüssels.

11.

So sehr ihm die Umgebung fremd war und widerstand, war Dorn noch bis nach Mitternacht geblieben.

Er hatte an Breitenborn Anschluß genommen und war durch dessen Randglossen über den Klub, seine Mitglieder und die aus- und eingehenden Gäste unterrichtet worden, hatte alles, worauf es ihm ankam, erfahren. Dann hatte er eine Kraftdroschke genommen und war nach Hause gefahren.

Schon im Laufe des Tages ging er dann aber mit dem Entschluß, Ulrike das, was er selbst gesehen und durch Breitenborn über den Klub und Tom erfahren hatte, zu berichten, zu Harbings.

Es wurde, wie gewöhnlich bei gutem Wetter, hinten im Garten Tennis gespielt. Ulrike hatte Spielbesuch; doch fand Dorn, nachdem er ohne sich zu beteiligen eine Zeit lang zugeschaut hatte, Gelegenheit mit ihr zu sprechen. Der Umstand, daß er und Tom mit ihr in geistiger Kameradschaft standen, gab ihm die ungezwungene Möglichkeit, das in einer so delikaten Angelegenheit zu können. Er tat es, nicht ungeschickt, in einer unbeteiligt wirkenden, psychologisierenden Weise und gab mit seiner Art von ironischem Humor einen ausführlich alle Einzelheiten, soweit der Takt das zuließ, darbietenden Bericht, der auch die Eindrücke nicht unerwähnt ließ, die er von Toms

Arbeitszimmer empfangen hatte, und der mit um so wirksamerer Eindringlichkeit Ulrike die aufs Pathologische hinausgehende Auffassung, die er sich über Tom gebildet hatte, übermitteln mußte.
Ulrike war unter dieser Unterhaltung mehr wie einmal nahe daran gewesen, Dorn einfach stehen zu lassen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, damit ihre allzu nahe Teilnahme zu verraten. Denn sie glaubte Dorn aufs Wort, und wußte, daß sie das durchaus durfte.
Als er geendet hatte, begegnete er einem spöttischen Lächeln; doch als sie den treuen Hundeblick wahrnahm, den er in diesem Augenblick auf sie richtete, und dessen innerlichst leidender Ernst ihr keinen Zweifel ließ, aus welchen Beweggründen er ihr dies alles mitgeteilt hatte, verwirrte sie sich erst und begab sich, irgend eine Gleichgültigkeit äußernd, wieder zum Spiel zurück. —
Tom seinerseits hatte sich, zu Hause angelangt, von seiner Müdigkeit jetzt vollkommen überwältigt, sofort zu Bett gelegt und war in einen tiefen, bis zum nächsten Mittag andauernden Schlaf gesunken.
Dann hatte er sich gestärkt erhoben, ein Bad genommen und war ins Arbeitszimmer gegangen. Einem unwillkürlichen Bedürfnis nachgebend genoß er von dem Kaffeefrühstück, das ihm gebracht wurde, nichts weiter als langsam ein paar trockene Semmeln, zu denen er ein Glas Wasser mit Milch nahm. Er empfand das der wundersam erfrischten, gleichmäßig ausgeglichenen Stimmung, in der er sich fühlte, gemäß, und es tat ihm wohl, erquickte ihn. Er überlegte, daß der Genuß der fetten Butter, der gekochten Eier und des heißen, mit Zucker versüßten, kräftigen Kaffees ihn belästigt haben würde.
Dann trat er an das Fenster, dessen beide Flügel er weit öffnete. Es herrschte ein strahlend schönes, durch das gestrige Gewitter

aufgefrischtes Wetter mit frischem Wind. Wohlgefällig schickte er den Blick über das weite, noch unbebaute Gelände draußen, das, hier und da mit Gebüsch bestanden und im Hintergrunde von einer langen Flucht hoher, alter Bäume begrenzt, sich gegen die Kaiserallee hin ausdehnte. Und mit Freude, aus tiefster Brust aufatmend, sah er zu dem weiten, von kleinen, weißen Wolkenballen bezogenen, leuchtend blauen Himmel hinauf, den ihm die freie Ausdehnung des Geländes gewährte.
Er fühlte sich vollkommen rüstig, keine Spur war von den letzten beiden Tagen und ihren Nächten und ihrer unnatürlichen Anstrengung nachgeblieben. Durchaus fehlte auch die Mißstimmung des Überganges, mit dem sein Lebensgefühl sich sonst nach einer derartigen Umherschweiferei in den normalen Zustand seiner alltäglichen Gewohnheit wieder eingefügt hatte. Mit freudigem Staunen gewahrte er, daß die gesteigerte Gehobenheit des anderen Zustandes geblieben, daß sie nur zu einem ruhiger ausgeglichenen, stetigeren, heiter klaren Gleichmaß gelangt war.
Aber er fühlte sich ohne Neigung, oder vielmehr außerstande, weiter darüber nachzudenken. Selbst jede tiefer haftende Erinnerung an Dorn, den gestrigen Abend, sogar an Korona, schien durch den gesunden, festen Schlaf, den er getan, hinweggenommen zu sein.
Das Wetter lockte ihn zu einem Ausgang.
Doch ließ er ungeachtet seiner bisherigen Gewohnheiten eines „anständigen Menschen“ Überrock, steifes Hütchen und Spazierstock zu Hause und setzte — beinahe wäre er im bloßen Kopf davongegangen — nur ein leichtes, weiches Filzhütchen auf. Der Aufwartung trug er, bevor er ging, auf, ihm von jetzt ab zum Frühstück nur trockene Semmeln und Milch zu bringen. Dann unternahm er einen guten Marsch über Wilmersdorf

hinaus nach Schmargendorf, von dem er erfrischt und guter Dinge zurückkehrte.

Einen Augenblick dachte er an die Gastwirtschaft und das Mittagessen; aber der Gedanke erregte ihm sofort ein entschiedenes Mißbehagen. Übrigens fand er nach dem Marsch Gefallen an seinem Zimmer, das voll Sonne und frischer Luft war; und so entschied er sich, zu Hause zu bleiben.

Da er etwas Appetit verspürte, verzehrte er aus freier Hand einige Keks und ein Stück Schokolade. Er genoß das langsam, mit kleinen Bissen, mit einer wohligen, ruhigen, halb unbewußten Nachlässigkeit.

Da er dabei auf und ab schritt, fiel sein Blick auf das Staffeleibild. Der Anblick überfiel ihn mit einem grellen Mißklang. Er nahm das Bild fort und lehnte es, mit der bemalten Seite nach hinten, in eine Ecke. Auch die Staffelei stellte er beiseite. Dann aber entfernte er auch die anderen Bilder von der Wand und tat sie fort; mit dem Entschluß, sie nachher gleich wegschaffen zu lassen. Aber nun störte ihn auch der übrige Kleinkram, der umherstand und -lag, und er räumte alles fort.

Und als er jetzt mit einem Mal die freigewordenen Wandflächen und die ruhig und klar gewordenen Linien um sich her gewahrte, tat ihm das so gut, daß er tief aufatmete.

Anfangs ohne eine eigentliche Absicht, heute noch zu arbeiten, trat er endlich an den Schreibtisch heran. Als er aber hier blätterte und da eine Stelle überlas, fand er sich hinein und arbeitete ununterbrochen weiter. Später genoß er noch etwas trockenes Brot und ein paar Äpfel; dann setzte er die Arbeit bis gegen Mitternacht fort. Schließlich begab er sich zu Bett und tat bis zum nächsten Morgen einen guten Schlaf.

Diese Ordnung hielt er im wesentlichen auch die folgenden Tage

über ein; so daß er also während dieser Zeit keinerlei warmes Mittag- oder Abendbrot zu sich nahm.

Dann aber erhielt er von seinen Verwandten eine Einladung zu einer Abendgesellschaft.

Die Ruhe und das Wohlsein, deren er sich die letzten Tage über erfreut hatte, ließen sie ihn anfangs geradezu als eine Störung empfinden, und zu seinem Erstaunen merkte er, wie ganz er seither Harbings vergessen hatte. Schließlich ließ ihn aber der Gedanke an Ulrike und die Empfindung der noch unausgeglichenen nunmehrigen Unbestimmtheit seines Verhältnisses zu Harbings Folge leisten.

Doch wurde der Abend in jeder Hinsicht ein für ihn sehr unglücklicher.

Vor allem versetzte ihn die Mahlzeit in die peinlichste Verlegenheit. Denn die Speisen, besonders das Fleisch, widerstanden ihm bis zu einem Grade, daß ihm selbst das sehr wenige, was er davon zu sich nahm, ein lästiges Unbehagen verursachte. Und das bedeutete zu allem anderen einen Umstand, der ihn, wenn auch in einer sehr bedeutsamen Weise, den gesellschaftlichen Anforderungen gegenüber zerstreute. Völlig brachte es ihn aber außer Fassung, daß Ulrike in ganz auffallender Weise eine Unterhaltung mit ihm geradezu zu scheuen schien.

Wieder beschäftigte ihn aber, als er endlich aufbrach, mehr als alles andere und selbst Ulrikens seltsames Verhalten, der Umstand, daß es ihm unmöglich war, Fleisch zu sich zu nehmen.

12.

Sobald er wieder zu Hause und im Bereich der Gewohnheit war, die er die letzten Tage her eingehalten hatte, fühlte er sich in der unmittelbarsten Weise befreit, ja in aller Fülle der Ge-

danken, die freudig ihn bestürmten, sogar außerstande, Ulrikens befremdlichem Benehmen weiter nachzuhängen.

Am übernächsten Tage erhielt er dann aber einen sehr unerwarteten Besuch.

Am späten Vormittag trat Dorn bei ihm ein und fing, ohne ihm erst die Hand zu reichen und seiner Einladung Platz zu nehmen, nachzukommen, an:

„Ohne weiteres: Ich komme zu Ihnen, weil ich mich für verpflichtet halte, Ihnen eine Mitteilung zu machen, die für Sie von Wichtigkeit ist, und Ihnen eine Aufklärung zu geben."

Und, beide Hände steif in den Jackettaschen und Tom mit einem festen Blick ansehend (in Wahrheit befand er sich in einer sehr komplizierten inneren Aufregung), fuhr er fort:

„Es handelt sich um Ihre Beziehung zu Ihrer Base, Fräulein von Harbing."

„Meiner Base?" fragte Tom, sofort tiefer berührt, mit unsicherer Stimme, doch nach außen hin befremdet.

„Ich gehe nicht fehl," fuhr Dorn, ohne auf seine Worte Bezug zu nehmen, fort, „wenn ich annehme, daß Sie sich mit ernstlicheren Absichten auf Fräulein von Harbings — die meine sehr verehrte Freundin ist — Hand tragen; und weiter weiß ich, habe ich Anlaß zu der Annahme, daß — Fräulein von Harbing Ihren Absichten entgegenkommt."

Schon wollte Tom dem Unmut, in den sein erstes Befremden übergegangen war, und den er kaum noch beherrschen konnte, Ausdruck geben, als Dorn errötend die Augen senkte, während sein Gesicht zugleich eine finster ernste, sehr entschlossene Miene zeigte, und er mit seiner sonderbar steigenden, englischen Gangart hin und her zu gehen begann.

„Ich komme nicht ... Ich spreche nicht in dem Sinne," fuhr er endlich, in sonderbar unbehilflicher Weise, zugleich aber in

einer Art, die Tom jede Äußerung abschnitt, fort: „Ich meine" — er hatte eine ungeduldige Handbewegung — „Sie besitzen keinen Nebenbuhler in mir; ich komme nicht in diesem Sinne. Und Fräulein von Harbing ... Ich sagte, daß ich sie als meine Freundin betrachte. — Aber gerade ... Ich will sagen, daß dies die Veranlassung ist, die mich zu Ihnen führt."

Seine Worte hatten sich in ein undeutliches Brummen verloren. Plötzlich aber blieb er stehen, richtete sich gerade auf, sah Tom scharf an und sagte mit großer Bestimmtheit, laut, fast zornig:

„Sie dürfen sie nicht heiraten! Nie! — Es ist durchaus unmöglich, daß Fräulein von Harbing Ihre Frau wird!"

Tom, der ihn mit wachsender Aufmerksamkeit angehört hatte, wollte von neuem erwidern, schwieg aber, selber von einer tieferen Betroffenheit erfaßt; denn es stand ihm jetzt außer Zweifel, daß er von Dorn den Schlüssel zu Ulrikens so befremdlichem Verhalten neulich abend, an das er sich fast erst jetzt wieder erinnerte, erhalten würde.

„Genug!" Dorn, der einige Zeit auf eine Antwort gewartet zu haben schien, sah, während er dies Wort hervorstieß, mit gerunzelten Brauen vor sich nieder und hieb mit seiner breiten, braunen, behaarten Hand eine ungelenke, aber entschiedene, beiseitschiebende Bewegung vor sich hin.

„Ich halte mich also für verpflichtet, was ich in dieser mir — also: mir außerordentlich wichtigen Angelegenheit für Schritte zu tun für nötig befunden habe, Ihnen mitzuteilen.

Ich muß — eh! — muß da also etwas weiter ausholen.

Vor Jahren suchte ich einen näheren Verkehr mit Ihnen. — Sie ... Ich meine — Ihr Wesen interessierte mich. Ich hielt ein gegenseitiges Verständnis, einen geistigen Austausch für möglich. — Genug! Ich war's, der Ihnen entgegenkam, der

S i e suchte. — Gut! S i e erwiderten n i c h t! Ich irre mich darin n i c h t.
Wir hatten damals gelegentlich mal eine gemeinsame Wanderung im Grunewald."
Seine Sprechweise hatte jetzt eine hohe und wunderlich prekäre Tonlage angenommen. Es schien, als wollte er sich auf die genausten Einzelheiten jener Wanderung einlassen, die ihm tatsächlich auch bis ins geringste hinein im Gedächtnis geblieben war. Aber er schien seine Absicht schließlich auf irgend eine Erwägung hin zu ändern, errötete mit einem Mal und sagte nur, doch ohne jede Ironie:
„Sie... Sie hatten damals so einen eleganten Anzug an; ich war in meinem Sportanzug. — Na gut, gut!"
Tom blickte beiseit und schwieg. Es irritierte ihn in diesem Augenblick unwillkürlich eine wunderliche Sympathie für Dorn.
„Nach dieser Wanderung trafen wir dann ja nur noch gelegentlich und ganz äußerlich zusammen. — Es... Es hatte sich damals ja ein zu entschiedener Gegensatz nicht bloß in unseren Anschauungen, sondern vor allem in unseren Charakteren herausgestellt.
Ich habe Ihnen heute nun aber die Aufklärung zu geben, daß ich mir seit jener Wanderung eine ganz bestimmte Vorstellung von Ihrem Charakter gebildet habe. — Diese Vorstellung" — seine Stimme geriet wieder in jene hohe Tonlage — „hat sich als k e i n e irrige erwiesen. Die ganze Zeit, die ich bei Hardings und bei anderen Gelegenheiten mit Ihnen zusammentraf, habe ich die Äußerungen Ihres Wesens beobachtet — ja, beobachtet! —, und weiter habe ich das geprüft, was ich durch andere über Sie erfuhr: Jeder Irrtum ist also ausgeschlossen. Meine damalige Auffassung von Ihnen hat sich durch das alles auf das vollkommenste nur bestätigt."

„Ja, aber was ... Was denn ...," stieß Tom endlich hervor. Der komplizierte innere Zustand, in dem er sich befand, hatte sich unwillkürlich mit einem Lachen befreit.

„Wie?" rief Dorn, der inzwischen wieder auf und ab gegangen war und jetzt stehen blieb, während er mit einem peinlich gekniffenen Ausdruck, offenbar in diesem Augenblick gereizt und empfindlich bis zum äußersten, vor sich niederblickte, Tom also nicht ansah. Bis er schließlich in einer kurzen, wie stoßenden Weise fortfuhr:

„Das kann nicht wundernehmen! — Ein Mensch von Ihrer Eigenart, von Ihren so auffallend vielseitigen Fähigkeiten fordert solche Kritik — nennen Sie's meinetwegen Beobachtung — heraus. — Und" — Er blieb plötzlich wieder Tom gegenüber stehen und sah ihm mit einem starren Blick in die Augen — „ich sage Ihnen: Ich gestehe Ihnen nicht zu, eine ethische ... eine moralische — eh! ich meine ... Genug! — sich eine Kritik darüber zu erlauben!"

Trotz der Unbeholfenheit seiner Rede hatte ihr eine sonderbar eindrucksvolle Bestimmtheit geeignet, und der äußere Anblick, den er bot, war ein fast erschreckender. Seine Körperhaltung hatte bei vorgerecktem Kopf etwas Sehnenstraffes; und das breite, kräftige Kinn, die leise aufeinanderknirschenden Kinnladen wirkten fast furchtbar.

„Aber — ich komme damit zur Sache, zum — eigentlichen," brach er, sich plötzlich beruhigend, mit einer wunderlich mürrischen Miene ab, während er sein Auf und Ab wieder aufnahm. „Ich kam neulich von meiner Südreise zurück. Am nächsten Tage trat ich aus dem Verlangen ... Gleichviel! — trat ich bei Harbings ein und fand Sie mit Fräulein von Harbing zusammen; da — auf der Veranda. — Sie hatten Tennis gespielt. — Ich hatte aus Gründen Veranlassung (es bestätigte

sich außerdem hernach) zu der Annahme, daß anfänglich auch Botho mitgespielt hatte, Sie dann aber das Spiel mit Fräulein von Harbing allein fortgesetzt und dann eine ganze Zeit mit ihr allein eine Unterhaltung in der Veranda geführt hatten."

Tom, der immer aufmerksamer geworden und abermals an der Grenze seiner Selbstbeherrschung angelangt war, schickte sich an, aufzubrausen, sah sich aber von Dorn abermals, und zwar in einer ganz wunderlichen, fast bis zur weinerlich gereizten und nörglerischen Weise unterbrochen.

„Ich b i t t e! — Ich b i t t e! — In einer U n t e r h a l t u n g! — Ziemlich lange Z e i t! — Gewisse Anzeichen gaben mir auf der Stelle jede subjektive Gewißheit über Ihre zu Fräulein von Harbing und Fräulein von Harbings innere Beziehung zu Ihnen."

„Wie? — Und Sie haben — d a r a u f h i n . . .!!"

Tom war die Zornader geschwollen. Beide Fäuste straff vor sich niedergeballt, war er an Dorn herangetreten und starrte ihn an.

„Ah — reden Sie weiter!" knirschte er, sich bändigend, doch nur, um jetzt über die ganz unmögliche Indiskretion, die Dorn sich offenbar hatte zuschulden kommen lassen, die letzte Gewißheit zu gewinnen.

„Ich hatte," fuhr Dorn, der jetzt abermals auf und ab schritt, „auf diese unbedingte subjektive Gewißheit und, was die Hauptsache ist, auf meine nur zu begründete, unwiderruflichste Auffassung von Ihrem Charakter hin sofort eine besondere Maßregel getroffen und — durchgeführt! — Und, nochmals! ich kann Ihnen auf keinen Fall zugestehen, sich über diese Maßregel eine Kritik zu erlauben!

Ich beschloß also sofort, mich Ihnen wieder in Annäherung zu bringen, schloß mich, als Sie — war mir a u f f a l l e n d , daß

Sie da so mit einem Male fortgingen! — als Sie gingen, Ihnen an, begleitete Sie — absichtlich! — um Ihre Wohnung kennen zu lernen, nach Hause, betrat Ihr Zimmer. — Genug! Ich sah diese Bilder“ — Er wies, ohne hinzusehen, gegen die Wand hin, wo die Bilder freilich nicht mehr hingen — „ich sah Ihre theologischen Studien da — ich glaube, sie sind etwas überflüssig für jemand, der die Staatskarriere einschlagen will; abgesehen von dem Anzeichen, das sie sonst für mich bedeuten —; vor allem aber erfuhr ich von Ihnen, was für mich einen ganz besonders interessanten Umstand bedeutete, daß Sie im Anschluß an Bohêmekreise standen. — Ich beschloß also sofort, mich durch eigene Anschauung über den Charakter dieses Anschlusses zu unterrichten, und bat Sie deshalb, mich in den Klub da mitzunehmen. — Sie kamen meiner Bitte nach. — Was sich nun aber an jenem Abend ereignet hat — ich erfuhr übrigens auch durch ... Einerlei von wem! — von den sonderbaren, einsamen Stadtstreifereien, die Sie Tage und Nächte durch fortsetzen, wobei Sie unmäßig viel Alkohol zu sich nehmen — Ihr Verhalten wird Ihnen ja noch erinnerlich sein. Ich denke, meine Auffassung von Ihrem Charakter *durfte* sich bestätigt fühlen. — Sie waren imstande, jenem Weibe da, auf dieses ‚Gedicht‘ da hin, ohne weiteres nachzulaufen; in einem Zustand, der mir Sorge machte für Ihre gesunden fünf *Sinne*.

Wenn ich Sie also für einen unzuverlässigen, ja, ich betone: geradezu *pathologisch* unzuverlässigen und unsteten, seinen momentanen Antrieben nicht gewachsenen und in diesem Sinne gänzlich problematischen Menschen und Charakter, also für das Gegenteil dessen, was ich unter einem Mann und Charakter verstehe, von dem Augenblick an ansah, wo Sie mich damals ... Eh, nun, wo sich damals gelegentlich unserer Wanderung, die — eh! — die Gegensätzlichkeit unseres Wesens offenbarte ...“

Er errötete. „Genug, ich meine: So hat sich diese Auffassung also, und zwar denn doch wohl schon auf die krasseste Weise, lediglich bestätigt gesehen.“

Dorn schwieg.

„Wie! — Sie haben also ... M! Ge—müts—mensch ...“

Tom hatte einem jähen Antrieb, sich auf Dorn zu stürzen, nachgeben wollen, war im selben Augenblick aber durch ein Übermaß seiner Aufwallung und durch die feinere Hemmung seines jähen Gedankens an Ulrike und an das, was sich tatsächlich durch alles in letzter Zeit Geschehene in seinem Verhältnis zu ihr verändert hatte, von einem Schwindelanfall betroffen worden und hatte das letzte Wort unter einem krampfhaften Lachen, gegen den Schreibtisch gestützt, in dessen Nähe er zuletzt gestanden hatte, mühsam hervorgestoßen.

Es blieb ein minutenlanges Schweigen.

Seine Stille brachte Tom endlich wieder so weit zu sich, daß er, des Anfalls Herr geworden, doch ohne die Schwäche, die er ihm nachließ, ganz verhehlen zu können, langsam zum Fenster hintrat, wo er, beide Fäuste auf das Fensterbrett gestemmt und Dorn den Rücken zugewandt, stehen blieb.

Unterdessen dauerte das Schweigen weiter.

Endlich gelangte er zum Bewußtsein, daß Dorn noch da war; und jäh ein bleiches, verstörtes Gesicht mit starr verdunkelten Augen auf ihn richtend, rief er ihm leise und heiser zu:

„Verlassen Sie mich!“

Doch noch blieb der andere.

„Ich gehe,“ sagte er. „Doch — ich möchte Ihnen noch sagen, daß mir etwas daran l a g , noch einmal zu Ihnen zu kommen und Sie persönlich zu sehen. — Genug!“

Er blickte finster vor sich nieder.

„Abgesehen von der Angelegenheit, die mich zu Ihnen herführte.

Um so mehr übrigens," setzte er hinzu, „da ich glaube, Sie versichern zu dürfen, daß Sie das Harbingsche Haus von nun an nicht mehr betreten werden."

Tom, der kaum noch etwas gehört hatte, wartete mit irgend welchem Bewußtsein auf nichts mehr, als sich von Dorns Gegenwart befreit zu sehen.

Langsam verließ dieser endlich das Zimmer und ging.

Sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, erregte sich Toms Brust von einem krampfhaften Atmen, er stürzte zur Chaiselongue hin, fiel, das Gesicht nach vorn, über sie hin und brach in ein stummes Schluchzen aus, das ihm die Schultern zucken machte.

13.

Wie heftig sein Schmerz im ersten Augenblick auch gewesen war, so ereignete sich doch das Sonderbare, daß er ihm nicht nachging. Ja, ohne daß es irgend welche Zufluchtnahme und selbstgesetzte Ablenkung bedeutet hätte, war er kaum eine Stunde, nachdem Dorn ihn verlassen, imstande gewesen, Onkel Anton einen langen Brief zu schreiben, in welchem er unter eingehender Darlegung aller Einzelheiten über seinen seelischen Zustand berichtete und über die wundersame Wandlung, die sich mit ihm vollzogen hatte.

Der Brief, durchweg von einer großen Freudigkeit getragen, endete mit den Worten:

„Frei! — Die Brücke abgebrochen! Die Wandlung vollbracht, die Schwelle überschritten: Ich kann kein Fleisch mehr essen!"

Tatsächlich vermochte er weder Dorn etwas nachzutragen — ja, es hing ihm noch nicht mal irgend welche Verstimmung gegen ihn an —, noch auch in seinen Gedanken sich noch weiter

mit Ulrike zu beschäftigen. Es war nicht anders, als sei sie mit einem Mal spurlos von seinem Wesen abgeglitten.

Er hatte sich, nachdem sein Schluchzen sich gestillt und er sich langsam wieder aufgerichtet hatte, auf eine ganz unfaßbare Weise innerlich abgelenkt und zerstreut gefühlt. Ein Zustand von Verwunderung war es gewesen, eines sonderbaren Aufatmens, fast wie es Kinder haben, wenn ein Schmerz plötzlich von ihnen abfällt; der Zustand eines unwiderstehlichen, unmittelbaren Sichhingezogenfühlens zu etwas, gegen das gehalten alles, und schlechterdings alles, nebensächlich und belanglos war. Wie ein freudiger Blitz war ihm das Bewußtsein aufgestrahlt, daß eine letzte Ungewißheit, eine letzte Fessel von ihm abgefallen, daß er jetzt wirklich frei, nur noch frei, ganz frei war.

Als aber nach einigen Wochen eine verwunderte Erkundigung des Geheimrates einlief, berührte sie ihn — es hatten sich inzwischen wieder Dinge von äußerster Wichtigkeit für ihn ereignet — bereits nahezu als etwas vollständig Fremdes, etwas ihn so wenig Angehendes, daß er sie einfach unbeantwortet ließ. Erst als dann nach einiger Zeit ein Brief von Onkel Anton eingetroffen war, der sich nach der Sache erkundigte, zwang er sich ab, dem Geheimrat brieflich seine Lage auseinanderzusetzen; doch unter Begriffen und der Kundgebung von Gesinnungen und Empfindungen, die seinen Onkel nur noch veranlaßten, ihn achselzuckend einfach aufzugeben.

Im übrigen hielt er sich in dieser Zeit gänzlich für sich und brachte sich zu den Menschen kaum in eine andere Beziehung, — sie wurde ihm von Tag zu Tag mehr ein ganz eigenartig schönes und freudiges Erlebnis und Bedürfnis —, als daß er gelegentlich seiner Ausgänge, wenn sie sich nicht in das freie Land, den Grunewald und die sonstige Berliner Umgebung hinein richteten, in den Weltstadtstraßen zwischen ihnen, ihrem

Treiben und Getriebe hinschritt und ihr großes und kleines Leben mit tausend und tausend unbeschreiblichen Einzelheiten wie seiner gewaltigen Gesamtheit nach jetzt beruhigt auf sich einwirken ließ. Nur noch mit Staunen, Freude und aus einem seltsam gesicherten und in sich bestimmten, Ja sagenden und aus einer großen, neuen Einheit heraus verstehenden Abstand.

Denn ganz war sein Wesen in dieses große, ihn nun nicht mehr verlassende Gefühl von Freudigkeit getaucht.

Ja, buchstäblich wußte er in einem gewissen Sinne nicht mehr, was Leid war, hatte er die Fähigkeit zu leiden eingebüßt.

Und er gedachte jener biblischen Verheißung, nach welcher die Kinder Gottes nur noch eine große Freude und Freudigkeit sein sollen.

Nicht, daß seine Tage ihm nicht nach wie vor ihre geringeren oder empfindlicheren Unannehmlichkeiten gebracht hätten; aber er verhielt sich ihnen gegenüber anders als zuvor: sie konnten ihm nichts mehr anhaben, sich nicht mehr versetzen mit fressenden Grübeleien, konnten nicht mehr haften und Schwere werden.

Niemals hatte er ja von Nahrungssorgen oder von Sorgen um seine Zukunft zu leiden gehabt; aber selbst wenn er plötzlich gänzlich mittellos dastehen würde: wie wenige, sagte er sich, und wie einfache Dinge würde es noch benötigen, sich gut und bekömmlich zu nähren; und er bedachte, wußte mit einer Art von hellseherischer Klarheit, daß gerade ein solcher Zustand, ein solches Wandern Hand in Hand mit dem, was die Menschen Not nennen, aller Freiheit Krone und Erfüllung, daß es ein höchstes Gnadengeschenk und allen Reichtum bedeuten würde. Nein, es gab da keine Unklarheit mehr, nichts, was noch Rätsel gewesen wäre und gedrückt hätte: das alles war vollbracht, fertig, Freude und Freudigkeit. Nie hatte ihm das Blut so klar, so leicht, so ruhig lebensvoll und belebt durch die Adern ge-

pulst; nie hatte er sich so vollkommen gesund, frei, leicht und rüstig gefühlt wie bei dieser einfachen Kost, bei dieser so ganz in eigener Kraft, Freude und Fülle ruhenden Bedürfnislosigkeit, in der er jetzt lebte.

Soweit er sich dabei nicht aus einer unwillkürlichen, noch nie so gelebten Freude an Raum und Raumgefühl Bewegung im Freien machte, wozu er jetzt beständig einen gut und sicher geregelten Antrieb verspürte, beschäftigte er sich auch weiterhin mit seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Und auch das bedeutete jetzt eine unsägliche Freudigkeit.

Denn war es nicht Freudigkeit, zu erkennen, wie dieser hohe Gegenstand seiner Bemühung mit all seinen Zusammenhängen durch zwei Jahrtausende her auch diese Wandlung in sich beschloß, die sich auf eine so wunderbare Weise an ihm ereignet hatte? Und war es nicht Freudigkeit, zu erkennen, daß gerade an diesem winzig unscheinbaren, verschwindend heimlichen, ja vielleicht fast zufälligen Einzelfall sich seine tiefste, umfassendste Kraft und Bedeutung offenbarte? Denn von wo aus hätte er sich näher, deutlicher, faßbarer, lebensvoller, sicherer offenbaren können? Wo anders als hier besaß er sein notwendigstes, innerstes Wesen? Von wo anders aus hätte es ihm beständig eigener, lebendiger, wärmer zuströmen und sich erfüllen können?

So unsäglich viel war der Eine und Einer, der nichts war; und so unsäglich viel kam auf ihn an, auf den nichts ankam!

Noch nie hatte sich ihm Wert und Zusammenhang eines dieser wissenschaftlichen und gelehrten Bücher und Zeugnisse mit gleich sicherem Überblick erschlossen; noch nie bisher war sein kritisch scheidendes und zusammenfassendes Vermögen ein gleich treffsicheres gewesen.

Aus seinem Innersten und Persönlichsten heraus, vom lebendigsten und bedingendsten Punkt aus entfalteten sich Welt, Notwendigkeit allen Zusammenhanges und organisch in sich selbst gegründete, in sich selbst ruhende Einheit, erfaßte und erschaute sie sich selbst ohne Trug, Irren und Bruch in Freude, Kraft und Klarheit. Und er erkannte, daß auch diese Arbeit da fertig war! Da konnte nur noch Bekenntnis und aus sich selbst strömende, freudig sichere Aussprache sein!

Es ereignete sich in dieser Zeit aber auch, daß er eine seltsame, sich mit lästigen Nerven- und Hautempfindungen und einer gewissen Beeinträchtigung seiner zwanglosen körperlichen Bewegung und Haltung zur Geltung bringende Unmöglichkeit verspürte, seine bisherige, bis zum Eleganten gutbürgerliche Kleidung beizubehalten.

Die Freude, Körper und Haut, selbst zu einer Zeit, wo ein vollgesunder und vollrüstiger Mensch wohl noch zu befürchten gehabt hätte, sich eine Erkältung zuzuziehen, so unmittelbar wie möglich der Berührung mit der Atmosphäre hinzugeben, war ihm schon lange nicht mehr unbekannt.

Es war gelegentlich seiner früheren Streifereien, selbst (und gerade) bei strenger Winterkälte, oder etwa bei naßkaltem November- oder Frühjahrswetter, geschehen, daß er, besonders zur Nachtzeit, einem unwiderstehlichen Bedürfnis nachgegeben hatte, den Hemdkragen abzuknöpfen, Rock, Weste und Hemd über der Brust so weit wie möglich zu öffnen und barhäuptig zu gehen. Jetzt aber war er kaum noch imstande, auch nur seinen Anblick in seiner bisherigen gutbürgerlich korrekten Kleidung zu ertragen. Es wurde ihm zum Bedürfnis, bei jedem Wetter ohne Überrock zu gehen, und er ließ sich einen schlichten, bequem sitzenden Jackettanzug anfertigen, den er ausschließlich

trug, besorgte sich auch Weißzeug mit weichen, weiten Hemdkragen, die Hals und Brust möglichst frei ließen; auch legte er keine Krawatte mehr an, verbannte Manschetten und Handschuhe, legte auch die Weste ab. Schuhe und Kopfbedeckung behielt er zwar bei, doch wählte er leichte, bequeme Hüte, die er meist vorn an das Jackett gehängt trug, und benutzte möglichst leichte und bequeme Halbschuhe.

Die gleiche Ursache, die es ihm unmöglich machte, noch ferner seine seitherige Kleidung zu tragen, fing jetzt auch an, ihm seine Wohnung und die Einrichtung, die ihn umgab, zu verleiden.

Freilich ließ sich hier so leicht nichts abändern, da jede andere Wohnung ihn dem gleichen Übelstand ausgesetzt hätte. Denn überall hätte er bei den Mietgelegenheiten, die für ihn in Betracht kamen, die gleiche geschmacklos anspruchsvolle Einrichtung mit in Kauf nehmen müssen; und so war er vorderhand noch weiterhin auf Mietszimmer angewiesen. Er entschloß sich zwar, eine eigene Wohnung zu mieten: doch war dann ein anderes, als daß er sich mit einer Ausstattung versah, die seinen jetzigen Bedürfnissen genau entsprach, undenkbar. Eine solche Ausstattung aber zu beschaffen, erforderte seine Umstände.

Er fand es ausgeschlossen, daß er eine seinen Anforderungen gemäße Ausstattung zu kaufen bekommen würde. Und so entschloß er sich, von einem geschickten Tischler Möbel nach von ihm selbst angefertigten Entwürfen herstellen zu lassen.

Aber das wollte Zeit und Geduld, so daß er an einen, von Tag zu Tag ersehnteren, Umzug sobald nicht denken konnte. Immerhin machte ihm die Zeit, die er jetzt darauf verwandte, die Zeichnungen zu den Möbelstücken anzufertigen, viel Freude. Aber da sollte wieder ein Ereignis von tiefgehender Bedeutung hinzutreten.

14.

Es kam der Tag, an dem er auch Korona Ronneburgs sich wieder erinnerte.

Jene Dichtung war ganz Seele und das sich selbst offenbare Geheimnis, und sie war, beweglichst lebendiger Wohllaut in jedem Hauch, ganz die Magie jener Schönheit gewesen, die weiß, daß das sehrend sehnende Blut süßherber, keuscher Jungfräulichkeit die Hautfarbe bleich und fleckig, die Wangen aufgehen lassen kann mit Unreinlichkeiten in seinem suchenden Überdrang; sie war jene Schönheit, die weiß, daß die Geliebte nicht gerade bloß so das schmucke Milch- und Blutliebchen der hergebrachten Liebeslyrik ist; jene Schönheit, die um die Würde und Verklärung auch noch des trübsten, sehrendsten Leides eines wertvollsten, persönlichsten Suchetriebes weiß; und sie war jene Schönheit, die um den bedeutungsvollsten, tiefsten und zwingendsten Ruf des Geliebten weiß.

Der Tag kam, an dem er diesen Ruf von neuem vernahm und sich, Korona wiederzufinden, in den Klub begabt.

Daß er mehrere Male vergebens hingehen mußte, machte den Ruf nur noch dringender und unausweichlicher, und so war sie eines Sonnabends wirklich da.

Doch zwang ihn gleich ihr erster Anblick, sich innerlich umzustimmen.

Auf nichts hatte er sich so wenig gefaßt gemacht, als auf den Eindruck, den sie da bot.

Er erblickte sie mitten im Zimmer in dickem Tabaksdunst und allem zwanglos lauten Durcheinander an einem Tisch zur Rechten des freien Mittelganges mit ein paar anderen Damen und einigen Herren zusammen, zwischen denen auch Breitenborns rundes, rotes Gesicht sich bemerkbar machte.

In demselben schlichten, schwarzen, kuttenähnlichen Kleid, in

welchem er sie damals gesehen, saß sie, den Stuhl ein Stück vom Tisch abgerückt, den Ellbogen auf den Tisch und das Gesicht auf die Hand gestützt, gegen den Tisch vorgebeugt, in einer Körperhaltung da, die ihrem Rücken eine fast wagrechte Linie gab und ihr das Gesäß prall hervorpreßte. Zwischen dem von der aufgestützten Wange abgespreizten Mittel- und Zeigefinger hielt sie eine Zigarette, von der ein opalblauer Rauchfaden aufstieg, und in der anderen Hand ein gefülltes Likörgläschen. Doch machte es auf ihn, als er einen Schritt abseits hinter ihr im Mittelgang noch stehengeblieben war, in diesem Augenblicke einen besonderen Eindruck, daß er an der Hand mit dem Likörgläschen einen schlichten Goldring mit einem aus kleinen Türkisen zusammengesetzten Vergißmeinnicht wahrnahm.

Ihr Gesicht, dessen Farbe heute klar war, glühte; ihre Augen blitzten in einer fast ausgelassenen Freude, und in gleicher Weise lachte sie mit ihrer Altstimme über etwas, das Breitenborn ihr sagte.

Doch konnte Tom hierbei wahrnehmen, daß die anderen zum Teil überhaupt nicht, zum Teil aber in einer ruhigen und ehrbaren Munterkeit auf die Unterhaltung der beiden achteten und an ihr teilnahmen. Auch bedachte er, was Breitenborn im Grunde für ein prächtiger und harmlos munterer alter Bursch war.

Aber da wurde er erblickt.

„Ah, voilà comme ça! Unser Byron! Heil!“ rief Breitenborn, sein Likörgläschen gegen ihn hinreckend. „Wie wär's? Möchten Sie also nicht trotzdem hier mal wieder an unsrer Marasquino-Sitzung teilnehmen?“

Er war, seit er seine Kleidung verändert hatte und die breiten, weichen Umlegekragen trug, von Breitenborn „Byron“ getauft worden — mit dem er jetzt allerdings eine fast überraschende

Ähnlichkeit besaß —, und die Aufforderung bezog sich darauf, daß er keinen Alkohol mehr zu sich nahm.

„Aber warum nicht?“ lachte er, durch den Anblick, den Korona bot, plötzlich seltsam mit in die Stimmung hineingerissen, und er trat hinzu.

Erst jetzt sah sich auch Korona, die noch nicht wußte, daß er den Spitznamen „Byron“ erhalten hatte, nach ihm um. Doch ohne eine andere als nur flüchtige Überraschung zu zeigen, rief sie sofort, nachdem sie, einem plötzlichen Einfall nachgebend, das neben ihr stehende kleine Wasserglas hurtig in ihre bereits geleerte Kaffeetasse ausgeschüttet hatte, die Marasquino-Karaffe Breitenborn vor der Nase weggerafft und das Glas zu gut dreiviertel gefüllt hatte, es ihm hinreichend:

„Also hier! Stoßen Sie mit uns an!“

Tom, der in besonderen Gedanken einen Blick auf das kleine Service mit der sehr bescheidenen, schon längst geleerten Tasse Kaffee warf, das sie neben sich stehen hatte, lachte, ergriff das dargebotene Glas, und unter allgemeiner Heiterkeit stieß er mit Korona und Breitenborn, wobei sie nach dem bei solcher Gelegenheit üblichen Trinkgebrauch die Spitzen der steif vorgereckten kleinen Finger berührten, an, worauf er das Glas mit einem Zug austrank. Unter der durch den Scherz belebten Unterhaltung ließ er sich dann neben Korona nieder, die jetzt, ernst geworden, in ruhigerer Haltung dasaß und nachdenklich auf seinen Hemdkragen blickte.

Als sich die Unterhaltung aber wieder beruhigt und verteilt hatte, kam er endlich mit ihr in ein ungestörtes Gespräch.

„Gefällt's Ihnen hier?“ sagte er schließlich, nachdem sie ihre neuliche Bekanntschaft erneuert hatten, sah umher und schüttelte in einem unwillkürlichen, starken Mißbehagen die Schultern.

„Ach, ich weiß nicht?“ lachte sie in der gutartig unbefangenen Weise, die er an ihr kannte. „Eigentlich, unter uns, ist das hier ja nur so meine ‚Börse‘. — Ich muß Geld verdienen, muß mir Arbeitsgelegenheiten, Verbindungen suchen oder zu erhalten suchen.“

„Jaja. — Aber — sagen Sie“ — er blickte ihr ins Auge und atmete tiefer — „wären Sie einverstanden, wenn ich Sie bäte, irgendwo ein Glas mit mir zu trinken? Es ist so herrlich im Freien, heut' abend, daß es ja eigentlich fast schon verrucht ist, in einer solchen Räucherkammer zu hocken.“

Sie sah ihn einen Augenblick wie verwundert an. Aber dann lachte sie und zeigte sich bereit.

„Also — ja?“ rief er leise, erfreut.

„Wie? — Ah so! Jaja! Machen wir das. — Ich dachte, wie lange es schon her ist, daß wir miteinander nach Haus gingen,“ sagte sie mit ihrer munteren Unbefangenheit.

„Aber Sie — wissen es noch? — Ich glaube, wir waren beide herzhaft müde damals,“ lachte er unter einem tiefen Erröten, das sie sah.

„O doch? Ja? — Ich habe ein fast nur zu gutes Gedächtnis,“ lachte sie, aber von seinem Erröten angenehm berührt.. „Aber wie Sie aussehen, in dem weiten Kragen! — Damals nahmen Sie sich so artig, so geleckt, so patent aus. Ich habe mich ja erst wieder auf Sie besinnen müssen?“

„Also kommen Sie mit?“

Mißbehaglich umherblickend hatte er sich schon halb erhoben.

„Ja, ich komme mit.“

Sie raffte ihren Hut vom Tisch weg und erhob sich, während er die Bedienung herangeholt und bezahlt hatte, gleichfalls; und ohne daß sie sich von den anderen, die in eine lebhafte Unter-

haltung verstrickt waren, und gar nicht auf sie achteten, erst verabschiedet hatten, brachen sie auf.
Er führte sie in den freundlichen Vorgarten einer Weinwirtschaft, die an der Ecke des Kurfürstendamms der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gegenüber lag.
Sie hatten eine Laube für sich, und vor sich auf dem weißgedeckten Tisch eine mit einem großen, klatschmohnroten Seidenpapierschirm überhangene, gemütliche Lampe.
Er bestellte eine Flasche Rüdesheimer mit Römern und irgend etwas zu essen dazu.
Als er aber das Zigarrenetui, das er, solange er in der letzten Zeit um sie zu suchen im Klub verkehrt hatte, noch zu sich zu stecken pflegte, hervorzog und ihr eine Zigarette anbot, lehnte sie ab.
„Ach, liebes Gottchen!“ lachte sie. „Mit meinem Rauchen ist's nicht so weit her. Heule nur so mal mit den Wölfen. Aus Geschäftsrücksichten, Sie wissen.“
Er antwortete nicht, sondern klappte das Etui langsam wieder zu und betrachtete es eine Minute.
Es war ein wertvolles Altsilberetui mit einer kunstvollen Emaillearbeit.
Plötzlich aber richtete er sich halb auf, wandte sich langsam gegen das Eisengitter herum, das den Garten gegen die Straße abschloß, reckte den Arm und schleuderte das Etui auf die Straße hinaus hinüber auf den Fahrdamm.
„O Gott, was tun Sie? Das schöne, kostbare Etui!“ rief sie, während sie vor aufrichtigem Schreck auch ihrerseits halb in die Höhe fuhr und mit naiv ausgerecktem Hals nach dem Etui auslugte.
„Eine symbolische Handlung!“ erklärte er mit einem ungewissen Lachen und über seinen plötzlichen Antrieb errötend. „Seit nun

fast drei Wochen rauch' ich nicht mehr und werde auch nie mehr rauchen."

„Ach!" Sie sah ihn mit großen Augen an, die dann naiv, wie jetzt erst irgend etwas verstehend, auf seinen Hemdkragen sich richteten. „Aber vielleicht trinken Sie dann auch nicht mehr?"

„Nein, ich trinke auch nicht mehr; und nie mehr."

„Ja, aber der — Marasquino? Und der Rüdesheimer?"

„Sind und bleiben trotzdem gute Dinge, wie jed' Ding gut ist," lachte er. „Heil!"

Er hatte seinen Römer ergriffen und hielt ihn ihr dar.

„Ah so! Jaja!"

Auch sie ergriff ihr Glas, und sie stießen an und tranken.

Er leerte das seine mit einem Zug.

„Ach, wie nett es hier ist!" sagte sie, als sie getrunken hatten, indem sie mehrere Male leise die Hände zusammenschlug und behaglich die Schultern hochzog.

Tatsächlich weilte sie, ihrer leicht unterrichteten, unbefangenen Art nach, gern mit Tom zusammen.

Es hatte im Grunde Eindruck auf sie gemacht, daß er das Etui auf die Straße geworfen. Wie es gleicherweise Eindruck auf sie gemacht hatte, daß er im Klub auf ihren Scherz eingegangen war.

Vor allem fühlte sie sich aber von der Umwandlung angesprochen, die sich mit seiner Kleidung vollzogen hatte.

Das letzte Mal hatte sie ihn, obgleich sie sofort einen angenehmen Eindruck von ihm empfangen und gelitten hatte, daß er sie heimbegleitete, im stillen eigentlich doch noch so halb und halb für irgend so einen eleganten, wenn auch netten und gutartigen, Snob genommen, der ihr ihres Vortrages wegen ein ästhetisches Kompliment hatte machen wollen. Aber jetzt

fühlte sie sich sehr entschieden angenehm von ihm berührt, und er interessierte sie tiefer, hatte ganz ihr Vertrauen gewonnen.
Das Behagen, das ihr das Zusammensein mitteilte und dem sie in ihrer unbefangenen Weise mit unmitelbarer Aufrichtigkeit Ausdruck gegeben hatte, besagte, von all dem abgesehen, etwas Besonderes und Seltenes.
So zahlreichen Anschluß sie auch besaß, und so gern sie von jedem, mit dem sie nur zusammenkam, auf der Stelle gelitten wurde, war sie doch eine Vereinsamte und tat es ihr keineswegs so besonders gut in Berlin.
Sie war als die Tochter eines höheren Offiziers geboren.
In ihrem zehnten Jahr war sie Waise geworden, und damals wurde sie von einem Bruder ihrer Mutter, einem ostpreußischen Gutsbesitzer, aufgenommen, bei dem sie so gut wie ununterbrochen ihre Jugend auf einem unfreundlichen, großen, alten Schloß verbracht hatte.
Er und seine Gattin waren zwei schwerreiche, kinderlose, bigotte und wunderliche ältere Leute gewesen.
In ihrem zartesten Alter hatte Korona sich als ein stilles und geduldiges Kind gezeigt, selten geschrien und mit großen Augen die Welt aufmerksam und rege in sich hineingerafft. Und die gleiche still in sich hineinraffende, zugleich rege und selbständige Aufmerksamkeit hatte sie später auch ihrem Spielzeug zugewandt und mit ihr sich, sobald sie ihre Gliedmaßen zu gebrauchen gelernt hatte, auf eigene Faust ihre Umgebung vertraut gemacht. Doch hatte dieses stillere Wesen mit einer drängenden Wißbegier abgewechselt, und dann hatte sie eine so unermüdliche Fragerin sein können, wie je ein gesundes, lebhaftes und gescheites Kind. Sie hatte wohl auch ihre Stunden und Tage einer wilderen, munter erschlossenen Ausgelassenheit gehabt. Von ihren nächsten Angehörigen war sie fast einzig

ihrer Mutter mit einer unbedingt treu folgsamen Neigung zugetan gewesen, die sich deutlich aber erst kundgegeben, als sie zu erschlossenerem Bewußtsein gelangt war.
Es war dabei das Seltsame gewesen, daß sie die Mutter weniger aus dem Grunde geliebt hatte, weil diese zu ihr gerade so besonders gut und freundlich gewesen wäre oder sich so besonders mit ihr beschäftigt hätte, als aus einer unmittelbaren Sympathie für ihre Person und ihr Wesen.
Diese Neigung hatte später selbst dadurch keine eigentliche Einbuße erlitten, daß ihre Mutter — ihre Eltern hatten ein Haus gemacht — sie so gut wie ganz dem Kindermädchen und dann der Erzieherin überlassen. Aber die kleine Korona hatte damals angefangen, innerlich heimatlos zu werden, und ihr angeboren eigenartiges, selbständiges Wesen hatte sich um so entschiedener hervorgekehrt. Doch ohne Trotz und Verbitterung. Welt und Menschen schienen ihr so viel Eigenstes und Besonderes zu geben, daß es ihr nichts hatte verschlagen können. Trotz gelegentlicher Verschlossenheit war sie gutartig geblieben.
Gegen ihren ersten Unterricht hatte sie sich anfangs bis zu einem Grade ablehnend verhalten, daß ihre Angehörigen sich Sorge gemacht hatten. Doch als ihre Mutter ihr begreiflich gemacht hatte, sie müsse das alles ihrer Zukunft wegen lernen, und als sie den Unterrichtsgegenständen erst wirkliche Aufmerksamkeit zugewandt, waren ihre Fortschritte gute gewesen.
Alles in allem hatte sie sich zwar (der überwiegende Verkehr mit den Dienstboten hatte nicht nachteilig auf sie gewirkt), ihres eigenartigen Wesens wegen von den Eltern ihren Geschwistern gegenüber vernachlässigt, auf eigene Faust einzurichten gehabt, doch bis zu dem Augenblick, wo sie auch ihren Vater verloren, nicht gerade eine unglückliche Jugend gelebt.
Aber dann war sie zu ihren Verwandten gekommen.

Ihr Onkel war ein langer, hagerer Herr gewesen, eine wunderliche, steifleinen knochige Gestalt mit Säbelbeinen, hohen Schultern und einem eckigen, semmelblonden, bartlos faltigen, mürrisch pedantischen Gesicht.
Halb und halb wortkarger, zu Geiz neigender Sonderling, hatte er nur seiner Landwirtschaft gelebt. Die Tante aber war eine bis zum Altjüngferlichen wunderliche, nervöse, zu Wehleidigkeit und einer mit romantischem Aberglauben versetzten Religiosität neigende Frau gewesen. Beide hatten Korona, als sie zu ihnen gekommen war, für verwahrlost gehalten und sie dieser Auffassung gemäß zunächst in Zucht genommen.
Im übrigen war ihre Erziehung gewissenhaft weitergeführt worden. Auch an einer gewissen Geselligkeit hatte es nicht gefehlt, da Anschluß an benachbarte Familien gepflegt wurde, gegen die Korona sich aber ihrer stillen, nicht gerade trotzigen und aufsässigen, doch beharrlichen, selbständigen Natur nach im ganzen verschlossen hatte.
Heimat war das alles wohl weniger als je gewesen. Und sie hätte dies Leben kaum ertragen können, wenn nicht ihre Gutartigkeit gewesen wäre und der gesunde Grund ihres Wesens es sich nicht auf ihre eigene Weise zu gestalten gewußt hätte.
Sie hatte von Anfang an eine Vorliebe für die ostpreußische Landschaft gefaßt und sich in die Seele ihrer Heide, ihrer Wälder und großen Seeflächen eingelebt.
Sie hatte Reitunterricht erhalten; wenn sie die Landschaft aber nicht gerade auf ihrem russischen Pferdchen durchschweifte, hatte sie besonders gern ihre einsamen Gänge gemacht und oft stundenlang im Wald oder am Rand des benachbarten Sees gelegen.
Auch an das Gesinde und die Dorfleute der Umgegend hatte sie sich gewöhnt, hatte mit ihnen gearbeitet und gescherzt, gegessen und getrunken, und überall war sie bekannt und ihres unbefan-

genen, der Art der Leute sich anpassenden Wesens halber beliebt gewesen. Zumal sie sich auch, aus Gutherzigkeit und angeborener Rührigkeit, um die Armen und Kranken bekümmert und ihnen manche Wohltat zuzuschmuggeln gewußt hatte, was sie, wie alles, worauf sie ernstlich ihren Willen gerichtet, trotz des geizig genauen Wesens ihres Pflegevaters durchzusetzen gewußt hatte. Allerdings war ihr zustatten gekommen, daß sie einen gewissen Anschluß an ihre Tante zu finden gewußt hatte, deren Religiosität diesen „erfreulichen Hang zu christlicher Nächstenliebe“ unterstützt hatte.

So war sie im Laufe der Zeit infolge des freien, gesunden Naturlebens, das sie führte, zu einem schmucken Fräulein herangewachsen. Damals war es dann aber geschehen, daß ein nicht mehr gerade so besonders junger adliger Gutsbesitzer ein Auge auf sie geworfen, um sie angehalten und das Jawort ihrer Pflegeeltern erhalten hatte.

Vor Schreck über diese Überrumpelung war sie dann nach einer Reihe von schlimmen Auftritten vor nun anderthalb Jahren, und in ihrem achtzehnten Lebensjahr, eines Tages nach Berlin auf und davongegangen.

Doch noch weniger als das Zusammenleben mit ihren Pflegeeltern, das ihr doch Anschluß an Land und Leute geboten hatte, war ihr Berlin Heimat geworden.

Ohne jemals aus ihrem ostpreußischen Winkel herausgekommen zu sein und von der Welt draußen etwas zu wissen, war sie davongegangen; und schon auf der langen Fahrt hatte sie gelitten. Als sie aber gar, ihre armen paar hundert Mark Ersparnisse in der Tasche, mutterseelenallein das Berliner Pflaster betrat, hatte sie sich bitterunglücklich und verwirrt gefühlt, und wenn je, hatte sich die wildeste, nackteste Lebensangst in ihr aufgebäumt.

Denn ob sie um diese Lebensangst wußte!
Früh verwaist, von Geburt an mit ihrem auf wenige und auserlesene Sympathie gerichteten Trieb ein Wesen für sich von Bestimmung, mit einem angeborenen klugen, reg empfänglichen Sinn in sich hineinlebend und genötigt, alles selbständig zu vereinbaren, hatte sie die Herbheit eines solchen Schicksals von jeher zu ertragen gehabt. Nichts hatte sich zwar je in ihr versetzen und in haftend bohrende Grübeleien umschlagen können, immer war sie von ihrer angeborenen Gutherzigkeit und ihrem gesunden Gleichgewichtssinn zu den Menschen und zur Tätigkeit hingetrieben und abgelenkt worden: aber ihr erraffender Trieb hatte ja seinen Blick nicht minder für das Böse und Schlimme gehabt. Und wenn sie wildfröhlich wie ein junges, freiluftbraunes und mit ihrem angeboren reichen Trieb nach Verständnis, Anschluß, Liebe und Heimat vereinsamtes Tier auf ihrem Pferdchen über die Heide hingejagt war, oder wenn sie im Wald gelegen und auf die hochsommerliche oder herbstliche Melancholie der weiten Seefläche hinausgeschaut hatte, da hatte sie nicht geweint, war nicht gerade schwermütig geworden: doch hatte sie sich wohl in einem Zustand befunden, der mit weiten, wilden, wenn auch herrschenden Augen in die dunkel sich regenden tieferen Geheimnisse ihrer Gedankenwelt hineingestarrt hatte, und es war wohl auch plötzlich unbewußt jene purpurne Lebensangst in ihr aufgerast, die in wild hetzendem Entsetzen beständig ihr eigenes Geheimnis anheult, die freilich aber zugleich, von einer innersten, erhabenen Macht gelenkt, an ihrer Oberfläche, oder in der tiefsten Tiefe ihres Wesens (dieses beides ist das gleiche; alle Oberfläche ist tiefste Tiefe, das eigentliche Transzendente), alle Beweglichkeit und Schönheit von Rasse ist.
Wenn sie diesen Zustand kannte, wenn sie bei solchen Gelegen-

heiten wohl auch mit einem unbewußt jähen, wilden Schrecken aufgefahren war (stets zu Tätigkeit oder doch zu Bewegung hin, da die gesunde Reinheit ihres Wesens nichts anderes zuließ), so war sie ihm von dem Augenblick an, wo sie in das Berliner Weltstadtgetriebe eingetaucht, erst recht anheimgefallen und im Grunde seither immer von ihm gehalten und umhergehetzt worden.

Denn sie mochte die Weltstadt nicht und hatte sich nicht an Berlin gewöhnt. Und die harte Notwendigkeit, die armen hundert Mark, von denen sie den Monat über lebte, sich durch diesen aufreibenden Klavierunterricht und einige andere Beschäftigungen zu erwerben, langte, so gewissenhaft und entschlossen sie ihr auch gerecht wurde, eben nur so hin, ihr nacktestes Einsamkeitsgefühl zu übertäuben.

Und wenn sie, gemäß ihrer inneren Natur, sich auch den großen Eindrücken des Berliner Lebens nicht verschloß, wenn sie sich den geistigen Anregungen, die es bot, hingab und außerdem diesen vielseitigen Verkehrsanschluß gewonnen hatte, so hatte sie doch in all dem Befriedigung und Heimat nicht finden können. Sicher war sie ja obenauf geblieben, sorgte auch nicht allzu ängstlich für den morgenden Tag; aber ein so munteres Kind Gottes sie war: sie war einsam, war in gewisser Hinsicht eine Suchende geblieben.

Jetzt aber erfüllte dies Zusammensein mit Tom sie mit Behagen und dem Gefühl eines unwillkürlichen, guten Zutrauens. Sie mochte Tom gern.

„Sie sagten, daß der Klub Ihre Börse wäre?“ setzte er das Gespräch fort.

Ja, sie fände dort manche Gelegenheit, etwas zu verdienen. Denn sie tue neben dem Klavierunterricht auch diese und jene andere Arbeit, wie sie sich gerade biete.

„Haben Sie denn Musik studiert?“

Er hatte vergessen, daß er diese Frage schon damals getan hatte.

„Ach nein, nein!“ lachte sie. „Ich nütze nur aus, was ich zu Hause gelernt habe. Also nicht weit damit her.“

„Sie stehen allein,“ fuhr er fort, von der Ahnung, der er da Ausdruck gab, aufs tiefste bewegt.

„Allein, allein! Ja!“

Sie lachte und erzählte ihm schlicht und ohne alle weitere Gefühlsamkeit, zuweilen fast mit Humor, ihre Geschichte.

„Aber diese Stundenhetzerei, hier! in Berlin! ist doch entsetzlich!“ rief er, als sie geendet hatte, geradezu von einer Art von Angst um sie ergriffen.

„Ja, ich hab' ja auch daran gedacht, Schauspielerin zu werden.“

„Schauspielerin! — Sie! — Aber — wie wollen Sie das einleiten?“

„Augenblicklich weiß ich ja auch noch nicht,“ antwortete sie ernster und etwas nachdenklich. „Aber ich bin mal zur Eysoldt hingegangen. — Sie meint ja, ich hätte Talent. — Ich glaube, sie hat mich ermutigt. — Ich bin übrigens schon ein bißchen gut Freund mit ihr geworden.“

„Ja, Sie haben ja so viel Anschluß.“

„Ach Gottchen! — Ja und nein!“

„Talent!“ stieß er aus seinen durcheinanderstürmenden Gedanken heraus hervor.

„Wie? — die Eysoldt sagt ja ...“

„Sogar zu viel ‚Talent‘!“ unterbrach er, während er atmend vor sich hin auf seine Hand blickte, die das Glas auf dem Tisch hin und her drehte. „Viel zu viel — wenn man das verwünschte, abgeflachte Wort überhaupt gebrauchen will —, viel zu viel, um es an unsere hoffnungslos verfahrenen ‚Theaterverhältnisse‘ hinzugeben.“

Bewegt dachte er an ihren Vortrag der Hilleschen Dichtung.
„Aber — man weiß doch, was man hat, nicht? — Man könnte sogar Geld zurücklegen. — Ich wenigstens: sicher."
„Aber Sie müssen doch erst eine Schule durchmachen?"
„Ach, das mach' ich schon irgendwie."
Es blieb ein Schweigen.
Aber da bog sie sich plötzlich mit einem kleinen, sorglosen Lachen vor, reckte über den Tisch hin die Hand nach ihm aus und wischte sorgsam ein paar Weinperlchen fort, die ihm auf den breiten Hemdkragen getropft waren und die ihr munterer Blick wahrgenommen hatte. Ehe sie ihre Hand aber wieder zurücknehmen konnte, hatte er sie schon erfaßt und sie errötend unter einem guten Lächeln an die Lippen gedrückt.
Korona erwiderte freundlich seinen Blick, ihre Freundschaft war geschlossen.
„Das mit dem Theater — ist — nichts," stieß er endlich, nachdem ein Schweigen geherrscht hatte, hervor.
Wieder sah er vor sich hin und drehte sein Glas hin und her.
Der Entschluß, den er erwog, machte ihn atmen.
„Sie haben mir vorhin Ihr Leben erzählt: darf ich jetzt auch von mir sprechen?" sagte er.
Und er erzählte ihr von seinen Familienverhältnissen zu Hause, von seiner Jugendzeit, seiner Beziehung zu seiner Mutter, seiner Großmutter und Onkel Anton, von seiner Studienzeit und den Harbings, und von der Wandlung, die sich mit ihm vollzogen hatte, bis er schließlich die Rede auf seine augenblickliche Lage und die Veränderung brachte, die er ihr zu geben vorhatte.
„Meine Lebensweise macht mir meine jetzige Wohnung und jede Aftermiete immer unmöglicher," schloß er endlich. „In der Gastwirtschaft kann ich nicht mehr essen, das vegetarische Speisehaus mit seinen Gemüsekoteletts widersteht mir ebenso:

Ich habe mich also entschlossen, mir eine eigene Wohnung zu mieten, die ich mir nach eigenen Bedürfnissen und Entwürfen ausstatten will. Da — brauche ich natürlich jemand, der mir — die Wirtschaft führt, nicht wahr?"

Er schwieg.

Sie sah sein Erröten und den Blick, mit dem er sie ansah.

„Korona!" rief er plötzlich. „Ihre Stundenhetzerei ist ja das Unmögliche; aus hundert Gründen und vor allem einem das Theater nicht weniger: Wie, wenn ich Ihnen vorschläge, mir die Wirtschaft zu führen? — O, ich weiß: Sie können das; es wird sicher gehen. — Geld ist ja vorhanden; mehr als genug sogar. — Eine Schwierigkeit wäre vielleicht meine fleischlose Kost: aber damit könnten Sie's ja für sich selber halten wie Sie wollten."

„Ach Gottchen, das wäre wohl kein Hindernis!" lachte sie fröhlich. „Denn ich selber komme alle Jahrzehnte mal dazu, mir ein Kotelett zu braten. — Habe keine Zeit dazu. — Ich lebe selber so gut wie vegetarisch."

„Na wie? Also? — Wollen wir's miteinander versuchen?"

Er hielt ihr die Hand hinüber.

„Nun — ja!" sagte sie und schlug lachend ein.

15.

Das weitere Zusammensein war ein fröhliches geworden. Am nächsten Tage aber stellte sich Korona gleich nach zwölf Uhr mittags bei ihm ein, ein großes Paket auf dem Arm.

Sie hatten sich am vergangenen Abend noch dahin geeinigt, daß sie heute zu ihm kommen und das Mittagessen bereiten sollte, und er hatte ihr Geld gegeben, von dem sie am Vormittag die verabredeten nötigen Einkäufe besorgt hatte.

Sie brachte einen Papiersack voll Kartoffeln an, einen anderen mit Tomaten, auch Butter, Eier, Mehl, Zwiebeln und Grünzeug. Auch die „Speisenfolge“ hatten sie sich schon ausgedacht. Zum ersten Anfang hatte es natürlich etwas sein sollen, das ohne besondere Schwierigkeiten und großen Zeitaufwand hergestellt werden konnte.

„Vorweg gibt es also eine Suppe,“ lachte sie, indem sie auf das Mehl, die Eier und das Grünzeug sowie die Butter deutete. „Die stellen wir aus Mehl, Wasser, Butter und einem Ei her, und dann wird von dem Grünzeug hinzugetan. Soll schmecken! — Danach gibt es dann Pellkartoffeln mit Butter und Tomatensalat. Für den muß die Wirtin vorläufig mal Essig und Öl zuschießen.“ Später würden sie Tee trinken, zu dem sie etwas Gutes mitgebracht hatte.

Sie machte sich sofort ans Werk und begab sich mit ihren Vorräten zu der Wirtin, die Tom inzwischen vorbereitet hatte, und in deren Küche die Mahlzeit hergestellt werden sollte.

Er konnte, als er sie in die Küche begleitete, noch beobachten, wie ungezwungen sie sich mit der Frau zurechtfand.

Später trug sie dann die Mahlzeit in vorläufig von der Wirtin entliehenem Geschirr auf; und während sie aßen (es war alles „de mieux“), berieten sie und kamen überein, daß Geschirr und ein hinreichend großer Petroleumkocher gekauft und auf einem ausrangierten Tisch im Arbeitszimmer aufgestellt werden sollte, damit sie von dem Herd der Wirtin unabhängig wären.

Als er sie fragte, weshalb sie für sich kein Fleisch mitgebracht hätte, entgegnete Korona, daß sie es durchaus nicht entbehre. Er solle sie an seiner fleischlosen Kost nur teilnehmen lassen, sie sage ihr durchaus zu. Sie komme überhaupt erst jetzt dazu, sich solid zu nähren und vor allem sich in Ruhe satt zu essen; das sei die Hauptsache.

Beim Tee, zu dem sie etwas besonders Gutes vom Konditor mitgebracht hatte, berieten sie dann über die Wohnung, die gemietet werden sollte, und über die geplante Einrichtung.
Es sollte eine Wohnung von vier Zimmern sein. Doch nicht in der Stadt, auch nicht hier im Vorort, sondern womöglich draußen in Schmargendorf, möglichst gegen Dahlem hin, wo sie frische Waldluft, Feld und freie Natur haben würden.
Was die Möbel anbetraf, so war es ihm (freilich nur mit Mühe, denn die Fabriken hatten ja das freie Kleinhandwerk in Grund und Boden hinein verdorben) gelungen, einen Tischlermeister aufzutreiben, der sich noch auf sein Handwerk verstand und seine Ehre in gute, gediegene Arbeit setzte. Es handelte sich um einen Pförtner in der Kurfürstenstraße, der Kunsttischler gewesen war und aus besonderer Lust und Liebe sein angelerntes Handwerk nebenbei noch weiter betrieb, inzwischen auch schon angefangen hatte, Toms Entwürfe auszuführen.
Er holte seine Zeichnungen herbei, und sie verbrachten den Nachmittag damit, sie zu betrachten und weitere Überlegungen anzustellen, bei denen Korona einen guten, praktischen Blick zeigte.
Als sie dann gegen Abend ging, übergab er ihr Geld zur Bestreitung ihrer eigenen und der gemeinsamen Bedürfnisse, und sie kamen überein, daß sie jeden Tag kommen und das Mittagessen besorgen solle. Im Laufe der nächsten Tage aber gedachten sie nach Schmargendorf hinauszugehen, wo neuerdings gegen Dahlem hin viel gebaut worden war, und sich dort nach einer Wohnung umzusehen, die dann, sobald die Einrichtung vom Tischler fertiggestellt war, bezogen werden sollte.
Bei weitgeöffneten Fenstern, zu denen die Luft des klaren Frühlingsabends hereindrang, saß er dann hemdärmelig am Schreibtisch und arbeitete munter bis in die Nacht hinein. Zuweilen

sprang er auf und schritt, überwältigt von den Überblicken, die ihm die Arbeit anregte, und die sich mit der Erinnerung an sein heutiges und gestriges Zusammensein mit Korona verwoben, hin und her.

16.

„Nach gutbürgerlicher Auffassung ist nun also doch nichts aus mir geworden, hab' ich enttäuscht," schrieb Tom in einem Briefe, den er mit bestimmter Absicht ein paar Tage später an Onkel Anton richtete. „Vielleicht könnte mich diese Auffassung sogar für träg geworden halten, vielleicht sogar dafür halten, ich sei in Gefahr, zu vertrotteln. Sie hätte damit wohl noch nicht mal so ganz unrecht. Denn allerdings steht eine gewisse zu bewegliche (reizbare), auf zu scharf und zu bewußt gestellten Gegensätzen beruhende Intellektualität in Gefahr, mir abhanden zu kommen.
Erst jetzt überseh' ich mit Staunen, daß die so fein reizbar angespannten und differenziert regsamen Krisen des letzten Jahres nur noch ihren Zusammenbruch bedeutet haben.
Ich weiß nicht, soll ich sagen: sie hat sich von den Eindrücken unserer ‚Kultur' als mit ihnen überflüssig geworden abgebunden, oder ist mit den tieferen geschichtlichen Zusammenhängen endlich zu einem ganz besonderen Einklang gelangt? So verhält es sich sicherlich. Aber schließt das nicht ein, daß das, was ich meinen innersten Sensibilitätspunkt nennen möchte, sich beruhigt, ins Gleichgewicht gebracht hat und Welt, Erscheinung und geschichtlichen Zusammenhang mit einer neuen, gänzlich neu zusammengefaßten und vereinfachten, unmittelbarer und in dieser Weise sicherer orientierten seelischen, also auch sinnlichen Ordnung zu erfassen anfing? Muß das aber nicht einschließen, daß ich vom Standpunkt der heutigen ‚differenzierten', ‚komplizier-

teren', ,kultivierteren' Begriffe aus, gegen die mich eine immer entschiedenere Gleichgültigkeit erfaßt hat, dumm, träg, verblödet geworden bin?

Ich bin's, tatsächlich! Den rein intellektuellen Unterscheidungen gegenüber, wie wir sie heute gewohnt sind, bis zu einer merkwürdigen Gehirnschwerfälligkeit (richtiger natürlich: = Unlust; denn ein gutes Gehirn will keine unnötige Arbeit tun), so sehr meine Fähigkeiten bisher auch alles Vertrauen für eine ,glänzende Zukunft' erregten.

Eine Unzahl von Zwischengliedern (Krücken?) in den logischen Reihen und Wahrnehmungen, die mir bislang durchaus geläufig waren, die ich mit bester Virtuosität handhabte, und denen ich eine so große Wichtigkeit beimaß, sind unterbrochen, zerrissen, ausgeschaltet, ich bringe sie kaum mehr zusammen; mein Instinkt, mein Gehirn sträubt sich auf das entschiedenste, wenn ich gelegentlich den Versuch mache, sie wieder aufzunehmen. Sie sind für mich also überflüssig geworden. Ja, alles, was ich bisher an ,Wissenschaft', an sogenannter ,bewußter Weltanschauung' ,Doktrinen', ,Prinzipien', an all diesem ,Stolz' (oder Sport?) des modernen, wissenschaftlichen ,Mannes' und ,Charakters', an ,zivilisatorischem' und ,kulturellem' ,Gut' besaß, dieses ganze höchst und allzu komplizierte Konzept ist mir in Fetzen zerrissen, die meine kritisch-skeptische Übergangszeit in alle Winde davongetragen hat. Ich bin demgegenüber, was man in unseren ,gebildeten', ,kultivierten' Kreisen so die ,Anforderungen des Alltags' nennt, nicht bloß uninteressiert geworden, sondern werde ihm gegenüber von Tag zu Tag immer unlustiger, ja aus meinem Unwillkürlichsten heraus immer träger, schwerfälliger, so sorglos zugleich wie un(unter)bewußt. Wofür sich mir aber, um den ,Anforderungen des Lebens' gerecht zu werden, ganz neue, eigene Wege ergeben, auf denen ich mir auf

eine gewiß sonderbar erscheinende, aber einfachere, verkürztere, zusammengezogenere Weise zu helfen weiß.
Ich bin also ‚unmodern' geworden, vielleicht wirklich ‚primitiver', werde es immer mehr, unvermeidlicher. Und das ist ein so unsagbar köstliches Gefühl von Freiheit und Entbundensein! Also der r e c h t e Weg! Denn in Wahrheit leben meine Sinne — wenn ich Dir das beschreiben könnte! — schon in einer neuen, vorher ungeahnten Welt und nehmen mit einer Lust, Frische und Freudigkeit auf, die ich mit der der frühen Kindheit vergleichen darf. ‚Siehe, es ist nun alles neu geworden'!
Von außen angesehen bin ich freilich in eine Lage versetzt, die wohl ängstlich machen könnte. Denn von der ein für allemal unmöglich gewordenen ‚Karriere' ganz abgesehen, ist gar nicht daran zu denken, daß ich irgendein Amt oder eine bürgerliche Beschäftigung annehmen oder versehen könnte. Alles sind jetzt hier meine Triebe und Intuitionen; und sie sträuben sich dagegen auf das entschiedenste.
Was soll also werden? Und doch bin ich noch nicht mal imstande, mir darüber Sorge zu machen. Ja, selbst wenn ich's wollte: ich kann's einfach nicht mehr. — Aber das besagt ja auch nicht, daß ich überhaupt nichts tun und leisten werde oder zu leisten gedächte. Ich bin mit ganzer Seele bei meiner sehr ausgezweigten (und doch in ihrem Mittelpunkt so unverlierbar sicher gefaßten) Arbeit über die Sinnesänderung.
Ich weiß, daß ich sie zu Ende führen werde, und daß sie mir, wenn nicht d i e (ich sehe hier schon jetzt noch eine andere, weit praktischere und wichtigere Wirksamkeit vorher), so doch e i n e Hauptsache bleibt. Der ‚Verdienst' freilich, der äußere, praktische Vorteil, den ich aus ihr ziehen könnte, wird so gut wie gleich Null sein. Auch auf einen besonderen ‚moralischen' Erfolg werde ich nicht rechnen dürfen. Man wird seitens der

heutigen ‚wissenschaftlichen‘ Kreise diesem ‚Monstrum‘, das den gewohnten logischen Apparat und Trott unserer ‚eleganten‘ Relativisten auch auf theologischem Gebiet so gründlich zerquetscht, kaum so besonders hold sein, wenn es (was es soll) eines Tages in Buchform erscheinen wird.

Wie soll sich also meine, unsere (er hatte Onkel Anton über Korona ausführlicher Bericht erstattet) ‚Zukunft‘ gestalten? Da muß ich denn einfach gestehen, daß mein ganzer Zustand dieser Frage gegenüber zunächst hilflos ist wie ein Kind. Denn, wie gesagt: J e d e Arbeit ‚ums Brot‘ ist, da ich mich gegen die durch unsere heutige Zivilisation gestellten Gelegenheiten von Tag zu Tag immer abgebundener fühle, für mich das Unmögliche; eher könnte ich da noch schlichter Handarbeiter (vielleicht aber Landwirt?) werden.

Was also soll werden? Ich glaube kaum, daß Vater mich unter solchen Umständen noch unterstützen wird; zumal es unter den Geschwistern in die Teile geht. Bleibt mir vorläufig also nur noch übrig, Dich, meinen Wohltäter“ (Onkel Anton hatte ihm mehr als die Hälfte seines bisherigen, sehr reichlich gestellten, Monatsgeldes zugeschossen), „für den ich, ich weiß, m e h r bin als das ‚verkommene Genie‘, zu bitten, mir auch weiterhin beizustehen. Und ich tue diese Bitte ohne Beschämung. Denn abgesehen von meiner Arbeit, die als eine gediegene und sicherlich nicht unnütze Beschäftigung gelten darf: Bin ich, so wie ich geworden bin, nicht ein sehr notwendiges Ergebnis unserer Kultur? Nicht nur mit allem, was ich jetzt bin, sondern in Zukunft erst noch sein werde? Denn ich habe ja eben erst die Schwelle überschritten. — Und wirke ich nicht, kraft dieser Notwendigkeit und rein schon damit, daß ich als e i n S o l c h e r da bin, rein mit diesem — man mag es meinetwegen immerhin ‚Instinktegoismus‘ nennen — in allen Zusammenhang von Ge-

sellschaft und Menschheit hinein? Und wirke ich damit nichts Gutes?"

In dieser Überzeugung, daß er auf solche Weise, d. h. schon mit der bloßen Möglichkeit und Tatsache seines Vorhandenseins als eines Solchen und so Gewordenen, Gutes wirke und eine notwendige Kulturfunktion erfülle, sollte Tom sich jetzt aber überraschend bestärkt fühlen, als er anfing, sich mit der Geschichte des Vegetarismus und der sogenannten natürlichen Lebensweise zu beschäftigen.

Soweit er sich bislang um die vegetarische Bewegung der Gegenwart bekümmert hatte (was freilich besagen wollte: so gut wie gar nicht), hatte sie gerade ihn durch den Umstand nur abgestoßen, daß sie ihm vorwiegend als eine mit der allgemeinen Hypochondrie der Zeitläufte in Zusammenhang stehende hygienische Maßregel begegnet war.

Er hatte den Nutzen, den sie damit wirkte, nicht verkannt, aber sie war ihm von dieser Seite her doch eher bloß als eine Spielart unseres heutigen theoretisierenden Narrentums erschienen. Und zwar um so notwendiger, als er eigentlich niemals ‚nach der Gesundheit', sondern stets nach seinen Trieben gelebt hatte, auf deren angeborenes Gleichgewichtsstreben er sich allerdings hatte verlassen können.

Kaum minder hatte ihn der Vegetarismus durch seine bevorzugte Verbindung mit theosophischen und spiritistischen Dingen abgestoßen. Jetzt aber, wo ihn seine Wandlung auf so wunderbare Weise zu dem Verständnis einer tieferen Notwendigkeit auch der vegetarischen Bewegung hingeführt hatte, holte er sich, um einen genaueren Einblick zu gewinnen, Material herbei, in das er sich hineinlas, und das sich jetzt auch zu seinem Teil immer entschiedener in die leitenden Gesichtspunkte seiner Arbeit einfügte.

Gewisse äußere Nötigungen eines Überganges von der Fleisch- zur Pflanzenkost, nicht bloß für einzelne, sondern für die Völker, konnten nicht übersehen werden.
Da war die in gewissen Abständen immer wieder einsetzende Krise der Fleischnot und Fleischverteuerung, und der Umstand, daß in den Zwischenzeiten die Fleischpreise nicht wieder heruntergingen, sondern mit unwesentlichen Schwankungen blieben, wie sie jeweilig geworden waren, um sich dann mit der nächsten Krise noch teurer zu stellen. In Abhandlungen von Nationalökonomen fand er statistisch nachgewiesen, daß der Gesamtviehbestand der Kulturmenschheit aufgehört hatte, den gewohnheitsgemäßen Fleischbedarf zu decken, und daß eine weitere Vermehrung der Bestände mit einem solchen Kostenaufwand verknüpft sei, daß man in immer weiteren Kreisen der Bevölkerung genötigt sein werde, den Fleischverbrauch einzuschränken.
Da war ferner, was allein deutsche Verhältnisse anbetraf, die vorschreitende Umwandlung der Landwirtschaft in den östlichen Provinzen, von der vorauszusehen stand, daß sie mit zwingender Notwendigkeit in irgendeiner Zukunft zur Umwandlung des Landbaues in die Gartenwirtschaft führen werde.
Aber er las diese volkswirtschaftlichen Feststellungen, mit denen er zum Teil übrigens schon in seiner Studentenzeit vertraut geworden war, und die sich ihm jetzt nur in einem lebendigeren Zusammenhang rückten, auf seine Weise.
Seine Vertrautheit gerade mit der Biologie und der Entwicklungstatsache wies ja, soweit sie jemals hatten an ihn herankommen können, jene in ihrem Materialismus zynischen und in ihrer sogenannten ‚gesund positiven Tatsachenlogik' bis zum Grauenvollen brüchigen und gottverlassenen Milieutheorien von sich, welche die selbsteigene Kraft geistiger Persönlichkeit als ein mechanisches Ergebnis physischer Vorgänge oder des wechsel-

vollen Spieles äußerer, wirtschaftlicher Interessen „exakt“ nachgewiesen zu haben glaubten. Und eingedenk des wunderbaren Wortes von Novalis von unseren „unendlichen Gliedern“, die wir „schweigend bewegen“, erkannte er die Anzeichen des erhabenen Vorschrittes selbsteinheitlicher Seele und Persönlichkeit. Nicht gegenüber stand sich Mensch und Tier in einem „Kampf ums Dasein“, nicht ausgerottet hatte der Mensch mit seiner vorschreitenden Kultur und die durch sie bedingte Entwicklung der Landwirtschaft die Tierwelt, in keinerlei wesentlicher Hinsicht konnte das festgestellte Aussterben der wilden Tiere (so wenig wie das der wilden Völkerschaften) auf solche Weise erklärt werden: Vielmehr bestand hier einzig der wundersame Vorschritt einheitlicher Persönlichkeit zu höchster geistiger Bewußtheitlichkeit und Selbsterfassung; die, anstatt sich zu vernichten und auszurotten (gerade auch durch eine zeitweilig solchermaßen notwendig gewordene tierische Nahrungsaufnahme), mit all ihrer Eigenschaftlichkeit und allen ihren Stufen sich in sich selbst bewahrte und diese Eigenschaftlichkeit und diese Stufen ihrer steten Wiedergeburt an ihrem Ort und zu ihrer Zeit entgegentrug über alle Schranken von Tod und Untergang hinweg im ewigen Kreislauf ihres einheitlichen Selbstseins. Starben die Tiere, starben die wilden Völkerschaften aus, so geschah das weniger infolge der vorschreitenden Zivilisation der höchsten, vorgeschrittensten Rassen, als aus dem Grunde, weil sie als diese Rassen selbst sich bereits überstiegen und in ihre höhere Einheit aufgenommen hatten, um durch sie sich irgend einer höchsten Erfüllung von Geistigkeit entgegenzutragen, in welcher sich alle Einheit und Person als in ihrem ewigen Zustand von Kraft, Freude und Friede erfassen und erkennen wird.

Wenn Paracelsus alles Sakrament von Nahrungsaufnahme

dahin ausgesprochen hatte: „Der Mensch ißt im Brot Himmel, Erde und alle Gestirne," und wenn das besagte, daß der Mensch von sich selbst lebte, so konnte es nur so viel heißen, daß er auf solche Weise seinem weitesten, umfassendsten Umfange nach sich selbst durch sich selbst erhaltend sich wandelt und weiterträgt, zu sich selbst sich erhebt und in ewiger Dauer steht. Wenn er nun aber seinen Rückblick auf die Geschichte tat, der griechischen Philosophen, der Apostel, Kirchenväter, der großen Märtyrer, Heiligen und Asketen, eines Franz von Assisi und Lionardo da Vincis gedachte, so gewahrte er in Klarheit die geistigen Vorwehen ihrer, der ewigen Gottperson, Geburt „ins Fleisch" und ihres, der erhabenen Gottperson, Vorschreitens, die, über allen Bedingungen von elementarem Naturereignis, Zivilisation und Volkswirtschaft stehend, dies alles erst in Sich Selbst beschloß mit seinem vieltausendfältigen, jedem „exakt-wissenschaftlichen" Verstand unentwirrbaren Wechsel und Wandel, sein Werden bestimmte, schweigend die Glieder ihres unendlichen Körpers bewegend. Aufs tiefste berührte es ihn auch, als er jetzt weiter wahrnahm, wie in all solchem Zusammenhange seit nun fast hundert Jahren eine bewußtere vegetarische Bewegung, und seit einem halben Jahrhundert eine im steten Vorschritt stehende Ernährungswissenschaft vorhanden war, und daß diese Bewegung und Wissenschaft das dem wissenschaftlichen Geiste der Zeitläufte entsprechende Werkzeug war, mit dem nichts Geringeres seinem Ziele zustrebte, als die Entwicklung jener christlich-religiösen Geistigkeit, die er in dem biblischen Begriff der Sinneswandlung erfaßt und in ihrer vorschreitenden, immer klareren Ausformung die letzten beiden Jahrtausende hindurch verfolgt hatte.

Überall begegnete er ihren Spuren. Von Schopenhauer und von Richard Wagners Abhandlung über „Religion und Kunst"

und der vegetarischen Wirksamkeit Eduard Baltzers her bis auf die immer entschiedenere Ausbreitung der vegetarischen Bewegung in der Gegenwart.
Wie Wagner im Vegetarismus den Träger der geistigen und sittlichen Wiedergeburt und Erlösung der Menschheit bezeichnet hatte, wie er für Baltzer die bewußte Erfüllung unserer Lebensbedingungen gewesen war, so hatte neuerdings Friedrich Jaskowski eine Philosophie des Vegetarismus geboten, die ihn im Zusammenhange des gesamten Menschheitslebens und des allgemeinen Daseins überhaupt begrifflich zu erfassen suchte und unter Anlehnung an den Nachweis der neueren Ernährungswissenschaft mit aller Bewußtheit auf eine religiös abgeleitete und vertiefte Erfassung des Ernährungsproblems hinaus war. Und wenn er ermaß, wie die Shelley, Byron, Lamartine, Fénélon bis zu Tolstoi, Repin, Troubetzkoi, Krapotkin, Shaw her, und wie seit der Renaissance bis in unsere jüngste Gegenwart und in stetig zunehmendem Grade alle geistige Elite entweder selbst der fleischlosen Kost ergeben war oder sie doch ihrer religiösen und sittlichen Würde nach erkannt hatte, wie Könige, Päpste, Künstler, Dichter und Tausende von hervorragenden Männern des öffentlichen Lebens, wie Athleten und Sportsleute Vegetarier gewesen waren und es sind; und wenn er zu allem bedachte, wie sich das Erlebnis seiner eigenen Wandlung, ohne daß er sich überhaupt um die vegetarische Bewegung bekümmert hatte, auf tausend feinsten Wegen aus allem Zusammenhang neuzeitiger Kultur hervor mit Notwendigkeit ergeben hatte, so wurde ihm das zu einer Freude und Beseligung, die ihn die nächste Zeit über in einen Bann nahm, hinter dem alles andere, was ihn umgab, zurückwich.
Bis eines Tages abermals ein Erlebnis an ihn herantrat, das ihm die Augen darüber öffnen sollte, wie dieser Zustand geistiger

Reinheit und freudevoll entrückter Beseligung ein tiefstes und notwendigstes Wesen all solcher Entwicklung übersehen hatte.

17.

Mit Korona als seiner Wirtschafterin hatte er endlich die Schmargendorfer Wohnung bezogen.

Sie war im vierten Stockwerk gelegen und bot einen freien Weitblick über Ackerland, Heide, Wald, ein paar große Teiche und auf Dahlem, das man in einiger Ferne mit seiner kleinen, alten Kirche und seinen Dächern freundlich zwischen nunmehr schon sommerlichen Bäumen hervorlugen sah.

Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern für Tom, von denen das Arbeitszimmer einen kleinen Balkon hatte, zwei Zimmern für Korona, von denen das neben dem Arbeitszimmer gelegene zugleich als Speisezimmer benutzt wurde; und außer diesen vier, nicht besonders großen, Räumen gab es noch eine kleine Küche und das sonstige übliche Zubehör.

Die Einrichtung war unter Toms Aufsicht vom Tischler zur Zufriedenheit fertiggestellt worden.

Tom hatte sich, schon aus dem Grunde, weil die Kosten seine jetzt eingeschränkteren Geldmittel (sie waren noch immer reichliche) nicht übersteigen durften, nicht gerade an das Vorbild Van de Veldes angelehnt, den er im übrigen noch als zu elegant, kultiviert, ja vielleicht sogar als noch zu raffiniert empfand; einen eigentlichen Schmuck, einen bewußteren „Stil" hintanstellend hatte er vor allem auf den praktischen Wert, auf Dauerhaftigkeit und möglichst klare, ruhige Linien gesehen, vor allem auch jede überflüssige, gar weichliche Bequemlichkeit vermieden.

Alles in allem erinnerte die Einrichtung, bei der im übrigen nur

auf das Unentbehrlichste Bedacht genommen worden war, an einen schlichten, dauerhaften Bauernstil.

Tom wohnte jetzt also mit Korona zusammen.

Bislang war sie ja nur zur Bereitung der Mahlzeit zu ihm gekommen. Zwar hatten sie Spaziergänge und Wanderungen, wohl auch mal einen größeren Ausflug miteinander gemacht, sich im übrigen aber den größten Teil des Tages nicht gesehen. Das war nun anders. Von einer Aufwartefrau unterstützt, mit der sie sich bald auf gutem Verkehrsfuße befand, besorgte sie die Wirtschaft, und das nahm einen guten Teil des Tages für sie in Anspruch. Es kam ihr zustatten, daß sie von ihren Pflegeeltern angehalten worden war, auch die Wirtschaft zu erlernen. Sie fühlte sich bei diesem neuen Leben glücklich. Ihr regsames, bis zur Naivität unbefangenes und aufrichtiges Wesen hatte an der Wohnung, dem schönen Ausblick, den man von hier oben, nichts weiter über sich als das Dach und den Sommerhimmel, genoß, der Ausstattung, an ihrer Küche seine unverhohlenste Freude, und mit der gleichen Lust und Liebe stand sie der Wirtschaft vor.

Sie aßen gut, waren aber beide keine besonderen Esser.

Die gewöhnliche Küche der vegetarischen Speisehäuser mit ihren vorgespiegelten Braten und Koteletts, Würsten usw. hatten sie ausgeschlossen. Mehlspeisen, Gemüse, Reis, Grütze, Kartoffeln, Maronen, alles in guter, reiner Zubereitung mit Butter oder Öl und Pflanzenfett, Zukost und Salate, auch Eierspeisen, Butter und Käse (weißen Quarkkäse meist), Milch, viel und möglichst frisches, einheimisches Obst, doch auch Südfrüchte, Nüsse, Honig, Fruchtmarmelade, Kuchen, gutes Roggen- oder Weizenbrot bildeten ihren Speisezettel.

Korona hatte sich vollständig an diese Lebensweise gewöhnt und

ausgesprochen, wie sehr sie ihr zusage und wie wohl sie sich dabei fühle.

Mit jener Gelassenheit, der, ganz Freude und Wohlgefühl und Ruhe an sich selbst, alle besondere Eßzurichtung, alle Eßkunst noch Schwere und Beeinträchtigung bedeutet, nahmen sie ihre Mahlzeit zu sich.

Man fühlt oder pflegt weniger Appetit, geschweige das dunkle, gierige oder lustvolle Bedürfnis nach der Mahlzeit, als daß ein sich zu seiner Zeit einstellendes seelisches Ausgleichungsverlangen (ein Vorgang schließlich von durchaus religiöser Bedeutung in allen Zusammenhang von Seele und All hinein, eine Versöhnung ihrer Vielseitigkeit in einer innigsten, geistig-physischen Berührung) sich vollzieht.

Anstatt mit sinnlicher Lust zu essen, gar zu schlingen, greift man, fast wie mit Unlust, mit möglichst geringem Kraftaufwand, zu den einfachsten, reinsten, natürlichsten Nahrungsmitteln, nimmt sie zu sich mit kleinen Bissen, langsam essend, verhältnismäßig wenig (denn es bedarf nun nur noch ein weniges); und doch: Wie auf solche Weise die Nahrung in innigste und ausgiebigste Berührung kommt mit Geschmacksnerven, Gaumen, Schlund, Magen, Eingeweiden, empfängt man von diesem Wenig das Gefühl von wonniger Fülle, Einigung und Einklang wie mit dem Genossenen, so mit allem Weltzusammenhang und sich selbst. Es ist kaum noch ein, gar unter angespanntem, brennendem Kraftaufwand und also Zerrüttung von Kraft geschehender, bewußter Vollzug: Es ist gute, in ihrem Gleichmaß stehende, natürliche Gelassenheit und Unwillkürlichkeit.

So aßen sie. Auf bunter Tischdecke ein geflochtenes Bastkörbchen mit gutem Brot, eine ansprechende, buntglasierte Tonschüssel mit Äpfeln, Orangen oder sonstigen Früchten oder Beerenobst: das war wohl genug, und alles übrige wäre Rei-

zung und Unruhe, Störung eines Gleichgewichtes gewesen, das in seinem bedingendsten unterbewußten Wesen solche Reizung und Störung nicht mehr zuließ.

Ihren zahlreichen Berliner Umgang hatten sie beide darangegeben.

Sie kamen, seit sie hier draußen wohnten, nur noch selten nach Berlin, das Tom reichlich so widerstand wie ihr.

Aber Korona wußte sich sehr bald Anschluß zu verschaffen. Es währte nicht lange, so hatte sie nicht nur im Hause, sondern auch in der Nachbarschaft und in den Geschäften, wo sie einkaufte, ihre Bekanntschaften; aus Freude an solchem Umgang, doch auch nicht ganz ohne Rücksicht auf praktische Zwecke. Überall war sie beliebt.

Tom hatte überhaupt keinen Verkehr. Er bedurfte ihn weniger als je. Eigentlich hatte er ja nie besonderen Verkehr gepflegt, auch keine wirkliche nahe Freundschaft.

Aber sein gegenwärtiger seelischer Zustand schloß ihn bis zu einem Grade ab, daß er in einem ganz bestimmten Sinne Verkehr selbst mit Korona nicht besaß.

Zwar gab sich das nach außenhin nicht in einer Weise zu erkennen, die für sie verletzend oder, wenigstens zunächst, auch nur auffallend gewesen wäre: vielmehr war ihr Umgang miteinander der kameradschaftlich denkbar beste, sogar ein munterer und aufgeschlossener, oft lebhafter, wozu in den ersten Wochen auch die fast kindliche Freude beitrug, die ihnen die Wohnung bereitete, und die Lebensweise, die sie führten; auch unternahmen sie, wozu die Umgegend die selbstverständlichste Gelegenheit bot, außer täglichen gemeinsamen Spaziergängen Wanderungen und Ausflüge, die ihnen eine Fülle von Eindrücken und Unterhaltung gewährten.

Aber es fehlte ihrem Umgang von seiner Seite an jener Aufmerksamkeit für Korona, die ihm an jenem Abend, als er sie im Klub zum ersten Mal gesehen, gerade das Weib in ihr abgenötigt hatte, und bis zu einem Grade, daß er Dorn gegenüber, ehe er ihr nachgeeilt, seine Begegnung mit ihr als die Erfüllung seines Lebensschicksals ausgesprochen hatte. Es fehlte ihm an einer Aufmerksamkeit, die ihn später, als er durch Dorns Verhalten von seinen früheren Lebensverhältnissen endgültig abgebunden war, ja auch bewogen hatte, sie wieder aufzusuchen und ihr den Vorschlag zu machen, mit ihm zusammenzuziehen. Doch wäre auch die Auffassung nicht richtig gewesen, daß ihm das Weib gegen die Freundin, die Kameradin, die sie ihm war, ganz in den Hintergrund getreten wäre.

Es stand in dieser Zeit vielmehr so, daß er überhaupt kein bewußteres Verhältnis zu ihr besaß. Und das äußerte sich darin, daß er ihr, so fröhlich, ja bis zur naiven Ausgelassenheit fröhlich sie zuweilen miteinander sein konnten, eigentlich keinerlei Ritterlichkeit erwies.

Es war nun aber Korona, durch die dieses Verhältnis und ihr Zusammenleben von einem bestimmten Zeitpunkt an eine Änderung zu erfahren anfing.

Gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen hatte sie ein Wohlgefallen an ihm gefunden, dessen tiefere Bedeutung in der ersten Zeit ihres jetzt beständigen Zusammenseins auch bei ihr durch die neue Umgebung, die Wirtschaftsobliegenheiten und den neuen Umgang, den sie hier draußen gefunden, in den Hintergrund getreten war. Doch war die unwillkürliche Neigung, die sie für ihn empfand, für sie genau so von bestimmendem Einfluß gewesen, seinen Vorschlag, zu ihm zu ziehen, anzunehmen, wie seine Neigung für sie ihm bestimmend gewesen war, ihn zu machen.

Gerade bei ihr gelangte diese Neigung jetzt aber am ersten wieder zu ihrem Bewußtsein.

Und so geschah es schließlich, daß sie jene deutlicheren, kleinen Aufmerksamkeiten und Ritterlichkeiten von seiner Seite zu vermissen, daß sie anfing, zu empfinden, wie sie in solcher Weise jetzt für ihn eigentlich nicht vorhanden war.

Sie gelangte zu diesem Empfinden vielleicht nicht zum geringsten Teil durch den äußeren Eindruck, den er jetzt bot.

Das, was sie gelegentlich mal ihm gegenüber mit der ihr eigenen Aufrichtigkeit den „Jungen“ an ihm genannt hatte und was so zu ihrer Neigung sprach, prägte sich in seinem Wesen jetzt mehr aus als zuvor. Und er war jetzt schön. Schön bis zum Auffallenden.

Sein Gesicht, das er von jeher aus Gewohnheit bartlos hielt, zeigte eine freiluftgebräunte Farbe und rote Wangen; seine Augen standen unter der klaren Stirn und dem schwarzen Kraushaar in einem freudigen, unbewußt aus sich herauslebenden Feuer. Die Haltung seines gebräunten, schlanken, aber kräftigen Halses und seiner gutgewachsenen Gestalt war aufrecht und in ihren Bewegungen von gesunder Geschmeidigkeit. Seine an schlanken, aber kräftigen Gelenken sitzenden Hände waren eher klein, eher breit als schmal, nicht lang- und nicht kurzfingrig und besaßen Gesten von einer munteren und unbewußt anmutigen Sicherheit.

Der Eindruck konnte ihr zuweilen eine Befangenheit erregen, die nur durch jene eigentlich selbstverständlichen kleinen Aufmerksamkeiten hätte ins Gleiche gebracht werden können, an denen er es aber in der Vergessenheit seines jetzigen, in so ganz neuen Empfindungswelten lebenden Zustandes („Instinktegoismus“ hatte er es Onkel Anton gegenüber genannt) selbst in den Augenblicken fehlen ließ, wo er sie ihr tatsächlich erwies.

Sie ihr zu erweisen, hatte sie ihm aber seither mehr als eine Gelegenheit geboten, die hatte verstanden sein wollen.
Ihr Gefühl für ihn, die Ruhe, die sie jetzt genoß, die Lebensweise, die sie führten, die gesunde, freie Umgebung hier draußen in der ländlichen Natur hatten auch sie aufblühen machen. Auch hatte sie bald mal im Haar, bald am Halse ein Schleifchen, das ihr entzückend ließ und beachtet sein wollte. Gleich in den ersten Wochen hier draußen hatte sie ihn auch mit einem neuen, fußfreien Sommerkleid überrascht, das den kuttenähnlichen Reformschnitt ihrer bisherigen Kleidung mit einer feinen Absicht der freieren „Naturmenschenkleidung" näherte, die ihr bezaubernd ließ.
„Nehm' ich mich nicht ganz wie ein Naturweibchen aus?" hatte sie ihm lachend entgegengerufen, als sie sich ihm zum ersten Male in diesem Kleid gezeigt, und hatte ihn mit einem schelmischen Blick angesehen.
Aber er hatte aus einer ernsteren Nachdenklichkeit heraus nur geantwortet:
„Ja, sieh mal! — Fast bist du ja schon weiter als ich."
Ein ander Mal hatte sie ihn mit einer Änderung ihrer Haartracht überrascht, die sie damit erklärt hatte, daß ihre bisherige Krone doch nicht mehr zu ihrer jetzigen Kleidung passe.
Mit Erstaunen hatte er gedacht: „Fast ist sie ja drauf und dran, ihr Haar frei fallen zu lassen!" Und wieder hatte er sich von ihrem Anblick nur zu einer ernsteren Nachdenklichkeit angeregt gefühlt.
Sie war wirklich, konnte man sagen, nahe daran, ihr Haar frei fallen zu lassen. Denn sie hatte es auf jeder Kopfseite zu einer schönen Schnecke gewunden, die ihr das Ohr verdeckte und bis zum Halse herabhing, so daß sich jetzt auch die anmutige Form ihrer oberen und hinteren Schädelbildung und die Schönheit

ihres vom Kleidausschnitt freigelassenen Nackens mit reiner Linie offenbarte. Sie hätte übrigens bei dem besonderen Schnitt ihres Gesichtes, dem großen, schönlippigen Mund und ihrer kurzen Nase kaum auf einen entzückenderen Einfall geraten können.

Eines Tages war sie aber noch weitergegangen. Sie hatte, wozu, wie sie sagte, die schöne, freie Luft hier draußen auffordere, sich der Strümpfe entledigt und sandalenähnliche, lichtgelbe Schuhe angetan. Aber das hatte ihm dermaßen zugesagt, daß er's ihr sofort nachmachte.

Doch das alles hörte dann von einem bestimmten Zeitpunkt an auf. Sie begann gewisse kleine Vertraulichkeiten, daß sie etwa an ihm etwas zurechtstrich und dergleichen, einzustellen, weil sie schon nicht mehr die Unbefangenheit dafür besaß. Doch auch das entging ihm.

Und doch enthielt er ihr sein Innenleben in dieser Zeit weniger vor als je. Gänzlich rückhaltlos lebte er sich vor ihr aus.

Wäre er sich seines Zustandes bewußter gewesen, wäre er überhaupt imstande gewesen, seine Umgebung zu bemerken, so würde er gewußt haben, daß er gerade aus seinem tiefsten und notwendigsten Empfinden für sie heraus, Korona seine ganze Seele darbot. Denn freilich war für den Augenblick nur all dies und nichts anderes seine Seele: Die staunend ihrer selbst gewahre neue, große Freudigkeit, die jetzt besonders auch die Beschäftigung mit seiner Arbeit ihm mitteilte; mit Gesichtspunkten, Ausblicken, Gesichten, die die überwältigendsten waren.

18.

Eines Tages geschah es, daß er Korona eine von den lyrischen Skizzen vorlas, die er jetzt zwischen seiner wissenschaftlichen Klein- und Zusammentragearbeit übervollen Herzens zuweilen

auf das erste, beste zur Hand befindliche Stück Papier hinwarf. Es war zur Nachmittagszeit.
Sie befanden sich im Eßzimmer und tranken ihren Tee.
Am Tag vorher hatte sich ein Gewitter entladen, das einen hartnäckigen Landregen zurückgelassen hatte, der sie ans Zimmer bannte.
Dem Behagen der Umgebung und ihrer friedlich sauberen Linienklarheit hingegeben, saßen sie in der gleichmäßigen Trübnis des Regentages, in der doch die heimliche Seele des erquickten Gefildes und von des Jahres erstem Kornduft lebte, und Tom las:
„Das ewige Mahl. — Ich, der ich in der Kraft und der Freude lebe, will dir sagen, was Kraft und Freude ist.
Was wäre elender als Ich mit meinem ewigen Hunger nach Mir Selbst? Der Ich behaftet bin mit meinem Sein und meinem In-Mir-außer-Mir-Sein wie mit einem Fluch.
Denn muß Ich nicht alles — o alles! — ewig ertragen, was außer Mir Ich bin, und Mich Selbst?
Denn was wäre, das Mich vernichten und Mich Mir selbst entrinnen machen könnte?
Ich, der Ich Mich unendlich aufnehme, um ewig in Mir Mich auszuscheiden aus Mir Selbst zu Mir hin, hinaus als über ein Überschreitbares; hinaus und immer hinauf zu Mir als zu Meinem Höchsten?
Als Ich Mich ganz aufgenommen im Punkt, stieß Mein Überschwang an Mir Selbst rings aus, dampfte von Stoffschwaden und ward feurig.
Und im Ewigen Mahl begann ich in einer Mitte Meiner Selbst Mich einzuschlingen und ward Gestalt, fest und eine Feste des Kristallinischen.
Bis Mich Mein Ewiges Mahl als ein kleines, feinstes und

polar umfassend Höchstes und Vorgeschrittenstes verdichtet hatte und Ich Mich barg in dunkler Schluft als Diamant, rund bewahrend alles und Mich als zusammengefaßtes Strahlengeheimnis meiner siebenfältig einen, reinsten, Geistigkeit, ihrer eine Stufe wie ein Gleichnis und bewahrtes Wissen ihrer selbst. Doch nicht blieb sie mir Genüge.

Ein so Ausgestoßenes wie Losgerungenes vom übersteiglich abgeschlossenen Altgefriede, ein winzigstes, nackt in Mir Selbst gegen Mich Selbst zuckendes, doch nicht minder polar umfassend einbeschließendes, graues Stückchen plastischen Schleimes war Ich Mir abermals ein neuer Anfang.

Urmeertiefe! Die ungeheueren Zuckungen ihrer Massen vermochten nicht Mich zu erdrücken. Meine Nacktheit zuckte ihnen entgegen.

Mein ewig gestaltender Hunger, gegen Mich Selbst gerichtet, entzog ihnen seine Macht: Mich Selbst, Mein Wesentlichstes und Feinstes wußte ich ihnen zu entraffen.

Rhythmisch zuckend im Rhythmischen entsog Ich, Riese der Riesen, chemotropisch Sauerstoff.

Mich Selbst aus Mir Selbst ausbauend und doch ewig nur erwachend aus einer Meiner ewigen, ewig einbeschlossenen Gestaltungen in die andere. Mich zu erschauen und Meiner Mich zu erfreuen in Kraft und Fülle, als in der Wonne Meines ewigen Mahles, und nichts anderes und eigentlicheres sonst."

Der Inhalt dieses Anfanges und des weiteren, was er ihr da vorlas, war Korona nicht unvertraut.

Obwohl hier unter dem besonderen Gesichtspunkt der Nahrungsaufnahme gefaßt, deren Heiligkeit etwa als die „unitio mystica" des Abendmahls der christlichen Religion ausgesprochen wurde, war es die durch die anorganische Welt und die organischen Wesensreihen hindurch vorschreitende, stufenweise

Erfüllung des Selbstbewußtseins heilig einheitlicher Persönlichkeit und Person, in die er sie schon längst eingeführt hatte.
Wenn sie ihm aber mit hingegebener Aufmerksamkeit zuhörte, so war es weniger der Inhalt des Vortrages als Toms Wesen, das sie mit jeder Fiber in sich aufnahm und lebte; und es war eine ganz besondere Eigentümlichkeit in der Fassung des Vorgetragenen, die von der ersten Silbe, dem ersten Laut an, der von seinen Lippen kam, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf sie übte.
Es handelte sich um den für sie sofort auffallenden Umstand, daß er die Ich-Form gebraucht hatte.
Wohl verstand sie, daß er das Ich im allgemeinsten, zusammengefaßtesten Sinne alleinheitlicher Person genommen hatte, zugleich aber, daß er von sich selbst und der tiefsten religiösen Beziehung und dem Zustand seiner eigenen Person auf diese Weise etwas aussagte.
Davon aber fühlte sie sich bis ins Innerste getroffen.
Denn sie hatte sofort begriffen, daß er, wenn er von der Kraft und der Freude als von ihrem tiefsten Wesen sprach, er auch den Zustand von Kraft und Freude im Auge hatte, in dem er selber sich befand.
Damit fand sie sich zugleich aber einer tiefsten, dunkelsten Dämonie entgegengestellt; denn dieser Zustand war ja auch Leid und eine äußerste Not, tiefste Angst von Dasein. Und dieser Zustand war also zugleich der seine, vielleicht sogar sein innerster Untergrund.
Sie erinnerte sich dabei an das, was er ihr gelegentlich von der seltsam unterbewußt entscheidenden Gewalt seines Inneren angedeutet hatte, wie sie sich z. B. in so ganz auffallender Weise an jenem Tag geäußert, als er im Gasthaus genötigt gewesen war, das Fleisch von sich zu geben, das er hatte genießen wollen,

um von da an niemals wieder Fleisch zu sich nehmen zu können. Und ihre innerste Neigung zu ihm begriff in diesem Augenblick zum ersten Mal mit aller Klarheit, daß der Zustand von Kraft, Freudigkeit, Gesundheit und Schönheit, in dem er jetzt lebte, nicht im Sinne eines gewöhnlichen Glückszustandes ein solcher war. Und noch ein anderes, wichtigeres begriff sie: Warum er anderen, und auch ihr, auch ihr, fern war und all die Zeit her fern gewesen war.

Und noch ein weiteres verstand sie: daß er jetzt den Zustand einer mit somnambulistischem Wesen vergleichbaren seelischen Entrückung lebte, der aber von seinem Bewußtsein beherrscht wurde. Und sie verstand, daß das ein über normales Gleichgewichtsmaß hinaus gerücktes Wesen bedeutete.

Doch das Weib in ihr entschied in diesem außerordentlich wichtigen Augenblick in einer sehr eigenen und besonderen Weise.

Es lag ja sicherlich etwas in ihrem Wesen und seiner von jeher vereinsamten und auf sich selbst gestellten, fein beweglichen Rasse, das sogleich in diesen seelischen Zustand dessen, den sie liebte, hätte aufgehen können (hatte sie doch nicht nur die fleischlose Kost angenommen, sondern sogar diese Kleidung, die sie jetzt trug, angetan und ihre Füße entblößt): Doch dies geschah nicht, sondern ein anderes.

Sie begriff jetzt (wenn auch nur mit ihrem Weibinstinkt) die herbe, keusche Geistigkeit, die ihn bislang das Weib in ihr hatte übersehen, ihren Weibruf nicht hatte vernehmen lassen. Sie begriff sie: doch ihr Innerstes teilte sie nicht.

Sie war nicht die Magdalena, die, irdisch sinnlicher Liebe entsagend, bei Ihm vor ihr sich bergend, in dieser Geistigkeit von nun an mit Ihm gewandelt wäre (ihre vollkommene Jungfräulichkeit hatte ja auch keiner Sinnenliebe und ihren bitteren Erfahrungen zu entsagen, geschweige, daß sie gegen sie eine Er-

lösung zu suchen gehabt hätte): etwas ganz anderes vollzog sich in ihr.

Hatte sie auch mit staunender, mit ihrem Feinsten und Wertvollsten aufmerkender Bewunderung die Bedeutung seines Zustandes ermessen, so hatte er sie doch zugleich — befangen gemacht. Jetzt aber, wo sie ihn ganz verstanden, begann ihr selbständigster, notwendigster, treuester Trieb durch ihn in eine verwirrte Ratlosigkeit, in Bangen, ja in Sorge um ihn versetzt zu werden.

Sie erschrak in einem tiefen, befangenen Schreck.

Bleich, mit großen, dunkel vertieften Augen hing sie an seinem Anblick; und das Leuchten seiner freudigen, in fast übernatürlicher Schönheit stehenden Augen wehte sie an mit einem seltsamen, leisen Schatten von Traurigkeit, Trostlosigkeit.

19.

Doch hatte dies innere Erleben Koronas für das weitere Zusammenleben, wenigstens zunächst, noch keine weiteren Folgen. Sie hatten (sie ihrerseits noch immer einer stillen Hoffnung hingegeben) miteinander weitergelebt wie bisher; alles in allem als gute, meist muntere Kameraden.

Doch es war unmöglich, daß die innere Unhaltbarkeit dieses Verhältnisses auf die Dauer hätte verborgen bleiben können.

Nicht ganz zwei Wochen nach jenem trüben Nachmittag und gegen Ende Juli brachen sie eines Tages schon im frühen Morgengrauen zu einer Wanderung durch den Spandauer Forst nach der Havel in der Richtung gegen Schildhorn auf.

Beide freuten sie sich auf diese Wanderung und darauf, den ganzen Tag auf der Havel und am Ufer im Wald zuzubringen. Tom war barfüßig in den Sandalenschuhen, die er jetzt trug. Auch Korona hatte ihre Sandalen angelegt. Sie trug die

schwarze Kutte, in der Tom sie zuerst kennen gelernt hatte, und hatte den breitkrempigen Strohhut am Arm hängen. Nachdem sie sich mit Brot und Orangen versehen hatten, brachen sie auf. Ihre Stimmung war die beste. Des Gefühls ihres Beieinander froh, das sie bereits inniger verband, als ihnen bewußt war, wanderten sie quer waldein wie zwei glückselige Landstreicher, gesund und freiluftgebräunt, Füße, Brust, Hals, Nacken und Arme der wonnig frischen Berührung der Atmosphäre dargeboten.

Noch kaum hob das Morgenzwielicht die kupferfarbenen Kiefernstämme aus den Waldräumen hervor, in denen weiße Nebelstreifen webten, stumpf der Nachttau blinkte; aber hoch oben brausten die schwarzen Kronen leise vom Morgenwind, und der noch blasse, aber wolkenlose Himmel versprach einen herrlichen Tag.

In einem dem leisen, noch traumbefangenen Erwachen der Natur, ihrer großen Stille geeinten Schweigen, mit einem Sinnen und gedankenfernen Ernst, die ganz gesunde animalische Ruhe waren, aufgegangen in die Umgebung, schritten sie gelassen rüstig fürbaß; jetzt beisammen, jetzt der eine hier, der andere dort, von einem fahl im Walddunkel dahinhuschenden Getier, einer Blume, dem gluckenden Geriesel eines Quells angezogen, verweilend sich vergessend im Anblick eines Waldteiches, der, von nachtstillem Buschwerk umgeben, klardunkel in einer Bodensenkung starrte; den anderen herbeirufend, mit nicht zu lauter Stimme; oder sich, der lebhafteren Bewegung froh, auf dem weichen Waldboden lautlos in Lauf setzend, ihn wieder einzuholen und, ihm wieder gesellt, schweigend mit ihm weiterzuschreiten.

Im Bann des Zwielichtgrauens empfand keins von ihnen das Bedürfnis nach einem Gespräch. Aber wenn die geheimnisvoll

in Waldstille und Erhabenheit hohen, eintönigen Brausens eingelauschte Seele plötzlich an jenen Punkt stieß, wo eine tiefste Tiefe zu tief wird für sich selbst und durch das Gesetz einer Macht, die nie jemand ergründen wird, sich ausspielt in Laut, Gestalt und Vielfältigkeit, ins wechselvoll Krause des Offenbaren, wurde es bald aus dem einen, bald aus dem anderen hervor laut mit einem kurzen, unwillkürlich verhaltenen Wort oder Satz, auf den von der anderen Seite her nicht immer Antwort erfolgte, weil sie in solchem Augenblick nicht erwartet wird.

Und die Minuten gingen hin, das Leben erwachte.

„Sieh!“

Tom, der stehengeblieben war, richtete den Blick zu den Kiefernkronen empor.

Korona blieb gleichfalls stehen und folgte seinem Blick.

„Ja! — Es wird Tag!“ rief sie leise.

Sie hatten den Augenblick des unmeßbar leisen Ruckes, mit dem das Zwielichtgrauen in den Tag übergegangen war, nicht anders verspürt als die noch eine Minute zuvor fahl düsteren, erwachend vom Sturm des nahenden Tages brausenden Kronen oben selbst, die sich jetzt von den roten Bronzegluten des Morgenrotes entfacht zeigten; wie der lichtgewordene Himmel, dessen tiefes Blau den herrlichsten Hochsommertag versprach; und wie Waldboden, Baumstamm und die Atmosphäre, deren graue Fahlheit, um eine kaum bemerkbare Schattierung nur erst, und doch mit einem Mal sich gelichtet hatte. Unwillkürlich und unmittelbar wie die Naturdinge hatte die frische, feine Regsamkeit ihrer Sinne fühlend wahrgenommen, hatten ihre Blicke sich erhellt und emporgerichtet, wie magisch der Sinn der Pflanze der Richtung und ersten, unmerkbar leisesten Berührung des Lichtes entspricht.

Und wie die Höhen diese bronzenen Rosengluten, wahrten ihre

Augen ihr mit allem Leben vom starren Purpurbann des Geheimnisses losgebundenes, aus seiner Tiefe hervor erwachtes Leuchten.

Wieder und wieder richteten sie im Schreiten mit einem Lächeln erwartender Spannung ihre Aufmerksamkeit dort hinauf. Bis plötzlich, deutlich sich hervorhebend und doch mit stiller, ruhig großer Gelassenheit der Augenblick sich vollzogen hatte, wo die Rosenglut erblich und das dunkle Grün der Kronen entfacht stand und sein durch den morgendlichen Luftwechsel verursachtes Brausen hineinverstummte in den großen, klaren Goldhymnus des Tages.

Und mit gelassen leiser Kraft drang es allsogleich aus den Höhen an den langen, glatten Stämmen nieder und lichtete sie zu kupferfarbenen und rotgelben Säulen; bedeckte sie hier und dort mit freundlich hellen goldenen, dort webenden, dort stillen Flecken; legte sich auf den Waldboden, den Weg; hellte die weiten Tiefen mit einem magisch violetten und lilafarbenen Dufthauch; lichtete das Laub des Unterholzes mit tausend stumpf silbrigen Reflexen; ließ aus den Dämmerungen ein quer in der Luft vorgehängtes Spinnweb auffunkeln in allen Regenbogenstrahlen wie ein köstliches Geschmeid; brach da und dort herein mit schmetternder Kraft.

Wurde es, wie es von jener in den blauen Äther hineingetauchten Krone herniederfuhr, plötzlich zu diesem durch die weiten Räume widerhallenden Schrei eines erwachten großen Raubvogels? Huschte es belebt als rotes Eichhorn an dem drüben einsam stehenden Stamm herab? Und der Laut eines kleinen Vogels, irgendwo in Abständen sich wiederholend, seltsam klar und volltönig im Widerhall der Waldräume, metallisch pinkend wie der angeschlagene Ton einer feinen, großen Harfensaite. Und plötzlich aus der ohrenraunend stockenden Stille eines

langen Schweigens hervor, in dem all diese Laute sich selbst gelauscht hatten, ein helles, grelles, vielfach widerhallendes, bellendes Geräusch.

Tom blieb stehen und wandte seine Aufmerksamkeit gegen die Richtung hin, von der her es gekommen war.

„Ach, war das ein Fuchs?“ rief Korona.

„Es kann wohl einer gewesen sein,“ antwortete er.

„Es klang, als hätte wer gelacht,“ sagte Korona und lachte selbst.

Noch eine Strecke waren sie schweigend weitergeschritten, Korona mit Wißbegier darüber nachdenkend, ob es wohl wirklich ein Fuchs gewesen war, und wie gern sie ihn alsdann mal gesehen haben würde; Tom unwillkürlich noch den Widerhall ihres Lachens in der Seele. Und dann wurde es mit einem Mal aus dem seelischen Nachklang dieses hellen, lachenden Naturlautes heraus ein Gespräch, mit dem der Tag und seine Angelegenheiten jetzt auch in ihnen erwachten.

Es handelte sich um ganz einfache, alltägliche, ihnen beiden aber wertvolle und vertraute, sie tiefer als sie noch wußten zusammenbindende Dinge, von denen sie bald mit munterem Humor, bald ernstlich mit gemeinsamer praktischer Überlegung sprachen.

Korona berichtete über ihren wöchentlichen Wirtschaftsplan, von Einkäufen, erzählte von den Hausbewohnern, ihren kleinen Familienangelegenheiten, von den Bekannten, die sie hatte, den Kaufleuten, bei denen sie einkaufte, und die sie mit einer guten, oft drolligen Beobachtungsgabe bei ihren komischen Eigenschaften zu fassen und zu schildern wußte.

„Wie geschickt sie sich in alles zu finden weiß,“ dachte er. „Wie hausfrauenhaft praktisch, wie ganz illusionsfrei sie die Menschen und Dinge ansieht, ohne doch aufzuhören, ihren Humor und ihr

Vergnügen an ihnen zu haben! Da ist direkt etwas Bauernhaftes in ihrem Wesen, vielleicht etwas Nüchternes und Robustes."

Er dachte es ohne tiefere Nachdenklichkeit, nur wie einen Reflex ihres augenblicklichen Wesens.

Zu noch früher Vormittagsstunde traten sie endlich aus dem Wald hervor und bei Schildhorn auf das Ufer der Havel heraus und in die volle, trotz der noch frühen Tageszeit schon heiße, gleißende Sonnenfülle hinein.

„Ach, herrlich!" jauchzte Korona.

Einen Augenblick waren sie stehen geblieben, dem Anblick der stillen, großen, weiten, im feierlichen Glanz funkelnden Wasserfläche hingegeben; dann eilten sie dem äußersten Vorsprung der Landzunge zu, der sie in die unmittelbare Nähe des Wassers brachte.

Dicht beieinander standen sie so nah am Rand, daß ihnen die herangleitende Flut die äußersten Spitzen der Schuhe feuchtete, und hielten die Blicke vor sich nieder auf die Schuhspitzen und das lind gegen sie andrängende rhythmische Spiel der langen, feinen Flachwellenlinien gerichtet, die ein Schleppdampfer mit seinem angehängten Schweif von Frachtzillen verursacht haben mochte, der weit drüben gegen das andere Ufer mit der Richtung gegen Potsdam hin vorübergekommen war.

Ein paar Minuten standen sie so, das Auge auf das stille, groß gleißende Spiel der nächsten Nähe gerichtet, die Seele geeint in dem Gefühl der gewaltigen, von Milliarden Sonnenblitzen belebten, gleitenden Wasserfläche. Bis der Augenblick kam, wo der unbegreiflich zusammengefaßte Zusammenhang des Zustandes, wo sein lässig hingegebenes Wonnegefühl wieder sich befreite mit Bewegung und Laut.

„Jetzt kommt es schon nicht mehr bis an den Schuh," sagte Ko-

rona ganz beteiligt, ohne den Blick von ihrem Schuh zu entfernen.

„Wie? — Ach so! Nein! — Nicht mehr ganz! — Ich glaube, es sind schon gut fünf Millimeter Abstand. — Der Streif auf dem Schuh ist schon nicht mehr so schwarz, fängt schon an abzutrocknen."

„Ja! Man könnte danach vielleicht berechnen, wann der Dampfer vorbeigefahren ist, und wie weit er schon fort ist; nicht?"

„Ja, das könnte man vielleicht."

Aber da ging Korona auch schon in die Hocke nieder, reckte beide, aus den zurückgefallenen Halbärmeln hervorgetauchte, nackte Arme vor sich hin und tauchte die Hände ins Wasser; nicht achtend, daß sie zu weit vorn hockte und leicht das Gleichgewicht verlieren konnte.

„Ach, wie köstlich!" rief sie.

Aber da erhielt sie plötzlich einen spürbaren, mit einem feinen, glasigen Sausen schwirrenden Puff gerade mitten gegen die Stirn.

Erschrocken fuhr sie auf und zurück, zog schnell die eine Hand aus dem Wasser und hieb, daß sie sich bespritzte, abwehrend gegen die Stirn hin, von der etwas Filigranfeines, schlank Kräftiges, blaugrün Goldgleißendes vor ihr sich entfernte.

„Eine Wasserjungfer!" lachte sie. „So nah nicht, du! Nicht wahr?"

Sie nahm jetzt auch die andere Hand aus dem Wasser, zog sich ein wenig mehr vom Wasser zurück, und die Hand schirmend wagerecht über die Augen haltend, blickte sie dem Insekt nach, wie es in schönen, weiten, zuckenden Bogen wie ein köstliches, lebendes Geschmeid sich auf das Wasser hinaus entfernte.

Tom, der alles beobachtet und einen Augenblick sich mit ihr erschreckt hatte, lachte.
Doch jetzt ließ auch er sich nieder, löste sich die Schuhe von den Füßen, streifte die Beinkleider in die Höhe und tauchte die Beine bis zu den Kniekehlen hinauf gerade vor sich hin mit wohliger Langsamkeit in das blitzende, wunderbar laufrische, leise gegenschmeichelnde Wasser hinein.
Korona hatte das mit Interesse beobachtet.
„Ach wahrhaftig!“ lachte sie, streifte gleichfalls die Schuhe ab, raffte ihre Kutte etwas auf, indem sie sie zugleich zwischen die Beine einklemmte, und streckte erst das eine Bein, dann das andere, wie er bis an die Kniekehlen, ins Wasser.
Unwillkürlich wandte er einen halben Blick hin.
Ihre Beine waren köstlich klar in der Linie und weiß wie Schwanengefieder. Wie ein feiner, magischer, leise, ganz leise aus klarem Blau und gleißendem Lichtspiel hervor webender, traumhafter Hauch einten sich unten ihre schlank kräftigen Gelenke und ihre Füße dem warmen, schmeichelnden Element.
Minuten gingen hin.
Die ernste Andacht der Sinne (doch ist sie ganz nur noch Heiterkeit gewordenes, purpurn übermächtig in sich ruhendes Lebensgefühl, webende Fülle, erhaben selbst über das Gefühl von Andacht) schaukelt als tiefster Sinn sich selbst genügenden, groß still gleitenden, vor Kraftwonne milliardenfältig gleißenden Elementes; sie schwirrt mit den trocken heißen Schwingungen der sommerlichen Atmosphäre; ist Wispern und leises Wiegen hoher, vor lauter Licht bleisilbern gleißender Schilfgräser; ist der plötzliche blitzende Aufschwipp eines irisbunt, mit köstlicher Schwingung sich bäumenden Fischleibes; ist die silberperlige Ruhe des magisch schleierklaren Sandes da unten und traumhaft hingleitender Fischleib; ist massig hingebaute, starr in un-

jägliches Licht getauchte, hohe, feierliche, endlos dunkelgrüne Waldwand; ist Linie, Fläche, Dimension und unermeßliche Azurtiefe. Bis wieder all solche Überfülle gegen sich selbst mystisch sich aufkraust zu Laut und Wort:

„Was meinst du, Krone! Möchten wir vielleicht etwas essen?“

„Hast du Appetit?“

„Ja, ich glaube.“

„Gut!“

Lachend, er wußte nicht warum, mit Augen, die aufblitzten, er wußte nicht warum, brachte er sich, ohne die Beine aus dem Wasser zu ziehen, hurtig in sitzende Haltung, schwang den Rucksack vom Rücken und legte ihn zwischen sich und Korona.

Auch sie brachte sich in sitzende Haltung und schnallte, während er ihr, wieder zurückgelehnt, behaglich zuschaute, den Rucksack auf.

Sie entnahm ihm zwei Schnitten trockenen, dunklen Roggenbrotes und ein Paar Orangen, von denen sie ihm je eine darreichte.

Und sie aßen.

Ein paar Bissen von dem guten, reinen Brot langsam, halb unbewußt, kauend, dem Gefühl der Einigung hingegeben, die sich zwischen dem herzhaft säuerlich süßen, nahrhaft würzigen Brotgeschmack und den Geschmacksnerven vollzog, gewahrten sie wohl für Augenblicke wie mit einer kleinen, unbewußt staunenden Andacht des achtenden Verstandes die wundersame Mechanik der Kau- und Schlingbewegungen und ihren zwecksicheren Rhythmus, und das wohltuende Gefühl, mit dem der Magen für den ihm gemäßen guten Zustand der Kost dankte.

Zwischendurch schälten sie, mit der gleichen ruhigen Lässigkeit, die Orangen.

Zum halben Zeitvertreib warfen sie die Schalen aufs Wasser

hinaus. Und es machte ihnen Freude, sie schaukelnd langsam, ganz langsam dahintreiben zu sehen. Der überhelle Sonnenglast machte sie zu köstlichen, blitzenden Glühfeuerchen. Schnappte ein Fisch nach einer in die Höhe, daß sie unter einem jähen Stoß aufhüpfte, dann kreiselte und in einem wunderlich lebensvollen Zickzack, von dem nachfolgenden Fischmaul gestoßen, hin und her fuhr, so wurde aus all solcher drolligen kleinen und doch in alle weite leuchtende Schönheit geeinten Bewegung die wonnig krause Unruhe eines herzlichen Lachens, das ihnen, während sie für einen Augenblick aufhörten zu kauen, die gespannt aufmerkenden Augen blitzen machte. Da die Fische sich aber enttäuscht fühlten, bekamen sie nachträglich von dem Brot zugeworfen, in einer Weise, die die Atzung reichlich teilte. Und es war Freude, die Früchte so zu zerlegen, daß die sauberen Halbmondchen der einzelnen Teile unverletzt blieben, so daß man dies oder jenes in die Sonne hinein halten und durch das zarte, weiße, trockene Außenhäutchen hindurch die durchsichtige Herrlichkeit der wundersam ausgezweigten feinen Fleischfaserchen und ihre Farbe mit einem feinen, magischen Innenlicht leuchten sehen und die satte Pfauenpracht der Spektralränder und des perlmutterzarten Irisschimmers auf den Außenhäutchen gewahren konnte. Und es war Freude und heilig Selbstfühlen allweiten Zusammenhanges, dieses zarte, saftperlende Fleisch auf Zunge und Gaumen zergehen zu fühlen zu einem so köstlich von Masse und grob dumpfer Schwere befreiten Aroma, das unbewußte und doch vorhandene und mit aller Andauer dieses Geschmackes gelebte, sinnlich-geistige Dimension gab von fremdvertrauter südlicher Seele, in der heiter große Empfindung gewordene Pinienkronen, Palmen, Orangenhaine, Myrte und Granatblüte, Denkmäler marmorner großer Vergangenheiten und Schicksale dunkelhäutig heißblütiger Menschen ihren

verklärten Sinn auf der sichersten und geheimnisvollsten Saite der Geschmacksnerven anklingen ließen.

Und es war siebenfältig geeinter, allumfassender Sinn von Seele und Iris, die da auf der Zunge als in sich selbst hinein verschmolz und verschmelzend Nahrung, Innensaft, Elektrizität von Nerv und Mark, sich selbst sich offenbarender, an sich selbst sich nährender Geist wurde. Und es war die Erhabenheit tiefblauen Sommerfirmamentes, und war ätherisches Lichtgezitter, Ozon, Strahl, Wärme, wonniger Wasserhauch und Würze von Baum, Strauch und Blume, freudig unendliche Nahrung und heitere Fülle.

Beide hatten sie nicht gerade so sehr viel von dem Brot und jeder nur seine eine Orange gegessen: aber sie fühlten sich erquickt wie von einem reichlichen Mahl.

Einige Minuten waren hingegangen. Korona hatte den Rucksack wieder zugeschnallt, Tom, die Hände unterm Genick, der Länge nach auf dem Rücken dagelegen und in den Himmel hineingesehen, als er sich plötzlich hurtig erhob, sich gegen Korona umwandte und ihr zurief:

„Auf Krone! Wir nehmen ein Boot!"

Er streifte die Beinkleider herab, tat die Schuhe an, nahm den Rucksack über und setzte sich gegen das Ufer hin in Bewegung, während er nach einer Reihe von Booten hinüberlugte, die etwa hundert Schritt entfernt bei einer kleinen Bretterbude an einem ins Wasser hineingehenden Landungssteg lagen.

20.

Korona lenkte das Steuer, Tom ruderte.

Als Ziel hatten sie sich den Havelberg gesetzt, von wo aus sie dann am Ufer den Blick die Havel hinab gegen Potsdam hin

auf den Kladower Schwanenwerder und die Pfaueninsel genießen wollten.
Soweit wie möglich hielten sie vom Land ab auf die weite Wasserfläche hinaus, die er mit kräftig ausholenden Ruderschlägen, die Strömung benutzend, bald gewonnen hatte.
Als sie sich draußen mitten auf der einsamen Weite befanden, offenbarte sich erst die Seele und eigenartige Größe der Landschaft.
Die vollständige Stille, die in der Hundstagsschwüle schwirrende Luft, die feierliche Eintönigkeit des völlig dunstfreien, fast südlich blauen Himmels mit dem einsamen, weißgleißenden Sonnenrund drin sprachen fast schon das Wort von dem heiligen Pan-Grausen der großen, sommerlichen Mittagsöde.
In meilenweiter Folge, von den Hügeln herab, die wechselvollen Krümmungen des Ufers begleitend, die Wand der feierlichen, hohen Waldmassen, starr und bronzen mit ihrem eintönigen Dunkelgrün und ihren zahllosen, geraden, lichtkupferfarbenen Stämmen in das blauglühende Himmelsgewölbe hinein. Weit und breit kein Fahrzeug zu erblicken. Nicht eines einzigen Vogels Flug regte den stählern starren Himmel. Unsäglich waren sie allein.
Der Hauch des lau durchwärmten Wassers. Das Schwirren einer weit herüberverirrten Libelle. Das Aufschwippen eines Fisches. Der leichte, lässige Schlag der Ruder. Mit seinem Rhythmus das mit einem feinen, leisen Quietschen gesellte Knarren der Ruder in ihren Pflöcken. Durch die allzu nahe Resonanz des Wasserspiegels und die Weite der Fläche zugleich geschwächt und abgestumpft und durch die große Stille fein und sauber hervorgehoben, hielt es bei sich mit einem Gefühl von Traulichkeit mitten im Bangen der großen schweigenden Ödnis und ihrer feierlichen Leere.

Ein Lächeln um die Lippen, ein Lächeln von Augen, die dunkel von der Wonne des mittäglichen Grauens weit in sein Geheimnis hineinstarrten, haftete Koronas Blick mit wohliger Lässigkeit an diesem Geräusch und seinem Rhythmus, vornübergebeugt, die freie Hand herabhängend ins Wasser getaucht.

„Each grain of sand,
Every stone on the land,
Each rock and each hill,
Each fountain and rill,
Each herb and each tree,
Mountain, hill, earth and see,
Cloud, meteor and star
Are men seen afar.“

Korona schrak auf. Ja, fast mit einem jähen, kleinen Schreck, der zugleich dunkel in ihren Augen als Staunen aufstarrte. Der trauliche Rhythmus der knarrenden Ruder, an welchem ihr wohlig träumendes Sinnen gehangen hatte, war plötzlich Wort und Menschenstimme geworden, irgend ein (sie fühlte es mehr, als daß sie es hörte und verstand) hoher, fremder Sinn. Langsam starr sich aufrichtend, die Hand um den Griff des Steuers gepreßt, als sei sie plötzlich aufgefordert worden, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, starrte sie mit diesen verdunkelten Augen befangen, ernst und bang, bewegungslos zu Tom hinüber und strengte sich an, jede Silbe seiner Rede, die wie ein feierlicher, fremdartiger Gesang war, zu vernehmen.

„Was war das?“ fragte sie leise, als er geendet und für ein paar Augenblicke eine tiefe Stille geherrscht hatte, während in ihrer Stimme ein leises Zucken war.

„Blake! William Blake!“ antwortete er, ohne sich gegen sie umzuwenden und fast mit einem Ausdruck, als ob er eine Störung abwehren wollte.

Sie wußte nicht, wer Blake war und was es mit ihm für eine Bewandtnis haben könnte, doch schwieg sie.

Langsam das Gesicht wieder abwendend senkte sie es und blickte vor sich nieder. Ihre Brust ging mit erregten Atemzügen. Unwillkürlich war ihr, als könnte er der unbewußten Schroffheit seiner Worte gewahr werden und nachträglich doch noch etwas sagen. Sie wartete ein wenig, hoffte darauf. Als aber nichts weiter erfolgte, beugte sie sich still wieder zum Wasser nieder, tauchte die Hand hinein, zog sie aber gleich wieder heraus, richtete sich auf und blickte aufrecht, wie spähend, unter leicht gekrauster Stirn vor sich hin in die Weite hinein.

Aber den Ruderton hatte sie verloren. Und es waren diese gesanghaften, so seltsamen, mit einer ihr ganz unvertrauten Stimme (noch nie hatte sie von Tom diese Stimme gehört) wie aus einer fremden Dimension heraus mit einem feierlichen Erzklang tönenden Laute, die jetzt in ihr nachklangen und sie in eine unruhige Versonnenheit versetzten.

„Du? — Krone?“

Über die Schulter weg hatte er sie, ein wenig gegen sie hergeneigt, angerufen, ohne sich im Rudern zu unterbrechen.

„Ja?“ entsprach sie leise und wandte sich ihm zu.

Aber da hielt er die Ruder an, wandte sich ganz gegen sie herum und nahm mit einem forschenden und (schien ihr) seine vorherige Kurzangebundenheit bereuenden Ausdruck ihr Auge. Unwillkürlich leuchtete es mit einem freudigen Lächeln auf.

Aber nachdem er sie ein paar Sekunden angesehen hatte, wandte er den Blick wieder ab auf irgend einen Punkt der Ruderbank hin und sagte, während er ihr halb zugewandt blieb:

„Ah nein! — Richtig! — Ich wollte fragen ... Aber ich entsinne mich: Die Mappe mit den Zeichnungen von Blake hab'

ich dir noch nicht gezeigt. Wir haben ja noch nie über Blake miteinander gesprochen."

„Nein," bestätigte sie leise.

Er schwieg einige Zeit, doch nach wie vor halb ihr zugewandt.

„Ich muß dir die Zeichnungen unbedingt mal zeigen," fuhr er endlich fort. „Sie sind so schön. — Sie... Nun ja, ich meine: Sie geben einem so sehr viel. Blake ist ja einer von den gesunden Naturmystikern, von denen gerade die angelsächsische Rasse so viel hat."

Er schwieg.

„Er hat da so ein Bild zum Beispiel, das — das mir seit einiger Zeit so besonders viel sagt. — Aus einer Höhle hervor... Aber ich muß dir die Mappe eben mal zeigen."

Er schien zu zaudern, ihr von der Zeichnung, die er im Sinne hatte, zu sprechen.

„Man muß es eigentlich selber gesehen haben, beschreiben läßt es sich kaum. — Ja, also: Aus einer Höhle (ich weiß im Augenblicke nicht ganz, was noch für andere Gestalten sich um sie herum befinden; in irgend einer Anordnung, die sicher eine symbolische Bedeutung hat, aber einerlei): Aus einer Höhle, aus schwarzem Dunkel (sie ist kaum höher als er selber) stürzt ein Knabe hervor; beide Arme ekstatisch ausgebreitet, die Haare flammenartig in die Höhe, die Augen weit aufgerissen, der Mund weit geöffnet. Offenbar ruft er laut eine Kunde. — Du kennst ja den schönen, alten Weihnachtschoral: ‚Vom Himmel hoch da komm' ich her.' — Ja, die Zeichnung, der Knabe, gibt mir so unmittelbar, so unbeschreiblich bis in seine erschöpfendste Tiefe, den Inhalt des Chorals, das ganze Weihnachtsmysterium. — Denn — der Knabe ist ja Er selbst, ist das göttliche Kind. — Aber es ist nicht die himmlische Glanz- und Strahlenhöhe: es ist die dunkle Tiefe, aus der Er hervorstürzt.

— Aber was heißt ‚Himmel'? Höhe und Tiefe, Himmel und Höhle sind eins in der e i n e n Dimension; und Höhe und Tiefe, Himmel und Höhle sind j e d e r Punkt von Dimension, und e i n e r, d e r Punkt; der wirkende, offenbarende Punkt.
Der Knabe. — Du k a n n st fühlen (und das ist die unsägliche Tiefe und Wahrheit der Zeichnung), daß das Haare sind, die das Grausen emporsträubt; und Augen, die im Grausen (Punktgrausen) starren; und daß die weitausgebreiteten Arme und die rennende Bewegung vor dem Punkt eines äußersten Grausens fliehen: Aber du siehst auf der Stelle, daß das göttliche, flammende Sonnenhaare sind, und daß das göttlich freudige, truglos reine, treue Sonnen- und Kinderaugen sind; daß diese Arme, daß dieser Mund die frohe Botschaft, das Wort des Heils und der Freude, der Einheit, der Erlösung künden, und daß diese Füße eilen, Liebe zu bringen und Erlösung. Die ‚Geburt ins Fleisch'! Denn ganz sagt es ja den Vorgang der Geburt, das Hervorgehen aus dem heilig gebärenden Mutterschoß."
„Ja, das ist... Tom! Tom!"
Er fuhr auf. Er meinte nicht anders, als es sei ihr etwas zugestoßen und sie rufe ihn um Beistand an.
Aber sie stand, mit glühenden Wangen und vor Freude weitoffenen Augen, aufrecht und wies mit dem lebhaft ausgereckten, freien Arm, die andere Hand noch am Steuer, gegen das Ufer hin.
Als er aber der Richtung, in welcher sie zeigte, folgte, erblickte er eine Unzahl der herrlichsten weißen Wasserrosen. Das Ufer hatte sich mittlerweile dem Kurs des Bootes wieder genähert, und vor den Schilfstrecken einer Bucht standen mit weiter, weißer Fläche die schönen Blumen.
„Die herrlichen, herrlichen Wasserrosen! — Ach, bitte! fahr' doch hin!"

Und eifrig hatte sie auch schon, noch immer halb aufrecht stehend, und die strahlenden Augen unverwandt hinübergerichtet, das Steuer in Richtung gebracht, und Tom ruderte hinzu.
Weit über den Bootrand vorgebogen raffte sie von den Wasserrosen, soviel sie fassen konnte, und warf sie hinter sich in das Boot hinein, so daß sie, als sie sich dann wieder niedergelassen, mitten in einer Fülle der herrlichen, weiterschlossenen, großen, weißen Blumen saß.
Und in aufrechter Haltung dasitzend hatte sie, als er jetzt wieder in den früheren Kurs zurückruderte, die freie Hand mit gespreizten Fingern, als wollte sie die vielen, weißen Blumen, die da ihren Schoß bedeckten, zugleich liebkosen und festhalten, mitten in die köstliche, feuchttauige Kühle vergraben, während sie Tom mit lieblich erglühten Wangen, ein anmutiges und zugleich still übermütiges Lächeln um den halb geöffneten Mund mit großen, dunkel leuchtenden Augen, in denen ein wunderliches Blitzen war, stumm und unverwandt ansah.
„Schön! — O, schön!" sagte er und nickte ihr zu.
Doch in seinen Worten war irgend eine Abwesenheit.

21.

Sie waren am Ziel.
Das Ufer führte mit einer buschbestandenen Wiesenstrecke mählich ansteigend zu einem abgeholzten, mit Gras und Heidekraut bewachsenen Gebiet hinauf, das gegen Westen hin einen freien Blick über die Havel gewährte. Dort stiegen sie hinauf und lagerten sich.
Nach der langen Fahrtbewegung, deren Nachgefühl sie noch in den Gliedern hatten, sagte es ihnen zu, in Gras, Heidekraut und Thymian zu ruhen und die Blicke trunken der herrlichen Weitsicht hinzugeben.

Sie hatten die meilenweite, in ihre Ferne hinein perspektivisch wie eine blitzende Lichtmauer aufgerichtete Havelfläche jetzt zu ihren Füßen. Gerade vor sich erblickten sie in ihrer Entfernung die von lichten Sonnendünsten freundlich feierlich verschleierte Waldmasse des Kladower Schwanenwerders, schräg hinter ihm auf dem jenseitigen Ufer vor der Kladower Heide die Ortschaft Kladow, ihrem Havelberg gegenüber auf dem anderen Ufer die Waldung der Hellen Berge. Und zur Linken mit starr hohen, sonnendunstüberhauchten Waldwänden und mittagsstill blinkenden Buchten, in die sich lichtsilbergrüne, stille Schilfstrecken hineinschoben, während der Uferrand mit grünen Wiesen gesäumt war, die sich licht und freundlich gegen den dunklen Wald abhoben, weit gegen Westen und den Wannsee hin das diesseitige Ufer. Alles eine meilenweite, tiefe, stille, sonnengleißende Einsamkeit. Nur drüben, gegen das andere Ufer hin, bewegte sich sehr langsam, eine Linie von sechs schwarzen Gedankenstrichen, ein Schleppdampfer mit seinem Zug von Frachtzillen in der Richtung gegen Potsdam hinab.

Nach einiger Zeit entschlossen sie sich, etwas zu essen. Korona öffnete den Rucksack und reichte von dem Brot und den Orangen.

Zwischen dem Mahl hatten sie ein Gespräch über gleichgültige Dinge.

Dann lagen sie einfach im Heidekraut und waren ganz still.

In einiger Entfernung hinter ihnen stieg der Berg an mit seinen hohen, feierlich stillen Stämmen. Nicht eines Vogels Ruf. Kein Laut. Die Luft trug die von der Hitze hervorgetriebene Würze von Moos, Gras, vermorschtem Holz, Waldboden, Heidekraut und Thymian. Die fernen Chöre der von Glast und Hitze trunkenen Insekten, ihr seltsamer, feierlicher Hochgesang mit seinem fernen Äolsgetön. Weben, Weben und Weben von

Stille, iriswitterndem Überglast, Hitze, Einsamkeit, Seele, Einheit und Dimension. Und gleißende Überfülle von Licht wurde dem Auge ein stumpf bleicher, schier kühler Silberschein; und dieser matte, stumpfe Schein ward seltsam eine Dunkelheit, ward dunkelviolettes Urweltlicht. Und aus violetter Trübnis fingen in alle Weite und Ferne hinein an ungeheuerste Gestaltungen von Urvorzeitbäumen, maßlos mächtigen Koniferen, Araukarien, Schachtelhalmen hervorzugeistern; matt, traumhaft, saturnisch. Und Dunst von Waldboden, Holz, Moos und Kraut dicker, endlos stockender, dumpf betäubend stinkender Schwaden geworden. Schattenhafte Riesenleiber von Urzeitgetier ruckten und schoben sich hindurch mit schwerfälliger Bewegung. Und es ward Bedrohung, Grausen.

Tom fuhr zusammen und stieß wie unter einem Alp ein paar jähe Atemzüge hervor. Doch da er es noch hatte und zu halten vermochte, war es Ich, und es war Kraft, Triumph, Bestand, Erraffen unerhörtester Verknüpfung und Unverlierbarkeit, und wurde Wort:

„Ungesehen und beständig wartete ich und durchschlief die betäubenden Dünste,
Nahm mir Zeit, und der stinkende Kohlenstoff tat mir keinen Schaden.

— — — — — — — — — —

Ungeheuer sind die Vorbereitungen für mich gewesen,
Treu und freundlich die Arme, die mir halfen.
Kreisläufe trugen meine Wiege, ruderten und ruderten wie muntere Bootsleute.
Um mir Platz zu machen hielten sich die Sterne seitwärts in ihren Bahnen,
Sie entsandten Kräfte, um das zu bereiten, was mich tragen sollte.

— — — — — — — — — —

Mein Embryo ist niemals erstarrt gewesen, nichts vermochte ihn zu erdrücken.
Um seinetwillen zog sich der Sternennebel zu einer Kugel fest zusammen,
Langsam türmte sich Schicht auf Schicht, ihm ein Ruhebett zu bereiten.
Ungeheuere Pflanzen gaben ihm Nahrung.
Riesige Saurier trugen ihn in ihren Rachen und setzten ihn sorgfältig nieder."

Korona hatte sich langsam halb aufgerichtet, als er diese Worte mit einem seltsam getragenen seherischen Ton vor sich hin zu sprechen begonnen hatte; und in dieser halb aufgerichtet armaufgestützten Haltung sah sie zu ihm hinüber und hörte ihm zu. Als er geendet hatte, lag er noch eine Weile mit geschlossenen Augen still da. Plötzlich aber starrte er wie ein Erwachender umher, bis er Korona sah und sie, ihren Anblick haltend, anlächelte.

Auch ihr Blick erhellte sich von einem Lächeln.

„Was war das, was du da gesprochen hast?" fragte sie.

„Walt Whitman! — Aus dem ‚Gesang von mir selbst'," antwortete er, ohne den Blick von ihr zu lassen. „Ist es nicht wunderbar?"

„Ja, es ist mächtig," bestätigte sie leise, während sie ihren Blick von dem seinen ablöste.

Doch noch immer sah er sie an.

Sie fühlte das plötzlich, geriet in Verwirrung, und in ihrer wunderlichen Ratlosigkeit wandte sie sich mit schneller Kopfbewegung bald hier-, bald dorthin, machte mit einem Mal einen langen Hals gegen den Rucksack hin, bog sich hinüber, langte hinein und entnahm ihm eine Orange, die sie ein paar Sekunden, die Unterlippe aufgeworfen, starr ansah, um dann plötz-

lich, ohne sie erst zu schälen, mit allen Zähnen hineinzubeißen, während ihre Augen mit einem Blick von unten herauf, was einen sonderbar klugen und zugleich animalischen Eindruck machte, gerade vor sich hin stierten. In solcher Haltung aber riß sie mit den Zähnen langsam erst ein Stück von der Schale los, um die Frucht dann nach und nach auf solche Weise ganz abzuschälen.

Plötzlich aber wandte sie sich unter dem Einfluß von Toms noch immer an ihr haftendem Blick, die Orange, in deren bloßgelegtes Fleisch sie jetzt saugend hineinbiß, am Mund, gegen ihn hin und fragte, innerlich vor Verwirrung und über den Umstand, daß sie sich genötigt fühlte, die Orange auf eine solche Weise zu schälen und zu essen, einem verzweifelten Weinen nahe, während sie Tom zugleich anlächelte, zu ihm hin und fragte:

„Magst du auch noch eine?"

Doch anstatt zu antworten blickte er fort, kehrte sich um, daß er der Länge nach auf den Bauch zu liegen kam, nahm das Gesicht in die aufgestützten Hände und sah angelegentlich vor sich hin auf irgend etwas nieder.

Beständig noch die Orange am Mund, folgte Korona der Richtung seines Blickes.

Sie nahm wahr, wie er die eine Hand vom Gesicht entfernte und sie mit vorgerecktem Zeigefinger irgendeinem Gegenstand vor ihm, den er zu betrachten schien, näherte.

„Du! Krone!"

Sie fuhr zusammen. Ein stürmisches Atmen erregte ihre Brust. Ein leichter Schwindelanfall nötigte sie, die Augen zu schließen.

„Krone, komm' doch mal her! — Sieh mal! Sieh!"

„Ja? Was denn?" stieß sie hervor.

Sie leistete Folge.

Sie lachte dabei. Vor Freude, Spannung und Anteilnahme. Fast nahm es sich aus, als ob sie sich über ihn belustigte.

Nach vorn bog sie sich gegen ihn hin nieder und nahm die Richtung seines Blickes.

„Nein! — Näher, näher! — du mußt die Augen, wie ich, nahe darauf halten. — Es ist so was — Feines! — Ganz nah drauf!"

Abermals leistete sie, während ihr das Herz bis in die Kehle pochte, Folge.

Und nun lag auch sie der Länge nach auf dem Bauch und sah, was es gab. So nah waren sich ihre Köpfe, daß ein paar ihrer Kraushärchen ihm warm die Hand berührten, und daß er den Hauch ihres nach dem Saft der Orange duftenden Atems fühlte. Doch ohne ihr gleich zu sagen, weshalb er sie herbeigerufen, blieb er ein paar Sekunden der Empfindung ihrer Härchen und ihres Atems, ihrer ganzen warmen Nähe hingegeben.

Noch nie, seit sie zusammenlebten, war sie ihm so nah gewesen. Und er hielt dies Gefühl. Doch wulstete sich in einer sonderbaren Weise allmählich seine Unterlippe auf, seine Brauen zogen sich zusammen und seine vor sich niederblickenden Augen nahmen einen ernsten, starren Ausdruck an.

Plötzlich aber stieß er, fast zu laut und zu schnell, hervor:

„Du! — Sieh! — das Fleck hier mein' ich, das Moospolsterchen! — Und das andere alles hier so in der Nähe herum und dazwischen: Die winzigen Gräserchen, Kräuterchen, Reisigstückchen, und . . . Ja! Da! Ganz unten! Diese winzigen, blutroten — Herzchen, diese Herzblätterchen! — Na ja! — Oder, nein! Wart' mal! Gib doch mal deine Orange!"

Schon hatte er danach gegriffen, hielt sie jetzt in der Hand, sah sie einen Augenblick starr an, leckte mit einem Mal, ganz im Eifer, schien's, der Demonstration, die er vorhatte, da der Saft von ihr troff, sie auch infolge der Art, wie Korona hinein-

gebissen und von ihr gegessen hatte, auf der einen Seite zerfetzt war, ein paar Mal über sie hin, rückte sie dann sorgsam zurecht und löste, infolge des Zustandes, in dem sie sich befand, nicht ohne einige Mühe, sauber ein Scheibchen mit seinem feinen Häutchen drüber ab und hielt es dicht vor Koronas Augen in den blendend hellen Sonnenglast hinein.

„Sieh mal! Die vielen feinen, grauen Äderchen!“ begann er dann, die Worte sonderbar hervorstoßend, die Brauen zusammengezogen und zwischen gekniffenen Lidern hindurchstarrend. „Übrigens sind sie, wenn man ordentlich darauf achtet, violettgrau. — Alle so nebeneinander her und so wunderbar durcheinander zwischen sich verbunden. Alle aber von einer Stelle aus, hier, wo der Kern sitzt, und nach einer Richtung, wie die Kugelform will, nach dem Rand hingehend.“

Das Scheibchen beständig so durch gekniffene Lider anstarrend, schwieg er.

„Weißt du?“ fuhr er dann hastig, schweratmend fort. „Du mußt nichts anderes dabei in dir lassen: du mußt es ansehen, als ob du dich damit hypnotisieren wolltest, daß es nur noch ganz für sich da ist und ganz in dir, und doch etwas ganz Rätselhaftes ist, und daß es nur noch von aller Kernstelle aus nach der Grenze geht; nur noch alles Kernstelle und Grenze ist, und sonst nichts anderes mehr.“

Ohne daß es im mindesten zitterte, hielt er das Scheibchen ihr vor den Augen; und Korona gab sich Mühe, seiner Aufforderung Folge zu leisten.

Die Farbe des Scheibchens leuchtete mit zarter Spektralkraft, und von dem violettgrau sich hindurchzeichnenden Kern ging das wundersame Gewirr der feinsten, violettgrauen Äderchen zart und sauber allherum zu dem Rand hinauf.

„Weißt du? Alles ist dies unendlich, unsäglich verschlungene,

feinste Geäder von Kraft und Kraftwirkung, und geht doch aus von einem und seinem Kern; von ihm aus gebunden und verbunden, durch ihn unbedingte Harmonie und Ordnung, was Chaos scheint. — Ja, nun ja!"

Mit einem Ausdruck gänzlich verlorener Nachdenklichkeit, der fast etwas mürrisch Ungeduldiges hatte, nahm er Korona plötzlich das Scheibchen vor den Augen fort. Und dann geschah für ihr durch die Situation bedingtes, feinstes und auf das feinste angespanntes Augenblicksempfinden etwas ganz Überraschendes; etwas, das sie zugleich erfreute und ihr, trotz der seltsamen befangenen Verwirrung, in der sie sich noch immer befand, ein unwillkürliches Vergnügen machte: Er steckte das Scheibchen schnell in den Mund, um es dann langsam, die Augen geschlossen, zu verspeisen. Dann aber sah er die Orange an, die er noch in der Hand hielt, wollte sie zerstreut erst fortwerfen, gab sie ihr dann aber zurück. Plötzlich aber wandte er sich von ihr fort, warf sich herum und lag, die Arme unterm Genick, lang da, das Gesicht mit geschlossenen Augen vor sich hin in die Höhe gerichtet.

„Aber — ich wollte dir ja damit etwas sagen," begann er leise. „Wir sprachen vorhin auf dem Wasser von dem göttlichen Kind, von — dem Kind. — Meinst du nicht auch, daß es der Kern, der Mittelpunkt ist, der alles hält, verbindet, wirkt, und von dem alles, alle die zahllosen, zahllosen, sichtbarsten und tiefsten Fäden und Äderchen, ausgehen bis an seine Grenze und — zu ihm zurück? Wer wüßte es besser als das Weib, das bestimmt ist, Mutter zu sein?"

Er schwieg.

Korona merkte seinen Atemzügen ab, daß er sich in einer besonderen inneren Erregung befand.

Plötzlich aber fuhr er, nachdem er ein paar Mal heftig, doch

ohne die Augen zu öffnen, den Kopf hin und her gerückt hatte, gleichsam als wollte er einen Gedanken, der ihn hartnäckig beschäftigte, von sich abwehren, fort:

„Aber ich meine also nicht jedes Kind, sondern das — Blakesche da. — Krone!"

Korona empfand, er riefe sie in diesem Augenblicke an; fast erschien es ihr wunderlich wie eine Zufluchtnahme, eine warme, weichere Empfindung hatte in dem Ruf gelebt.

„Geist wirkt auf das Fleisch und wirkt Fleisch, wie Fleisch — rufend, heischend — auf Geist wirkt. — Krone! Sie wissen es, sprechen es selber aus: und doch können sie die blinden Hessen sein, die sie sind! — Krone! Das Bethlehem-Kind, das seit zwei Jahrtausenden kommende, seine Wiedergeburt suchende; im Geist und also im Fleisch; lebendig vorrückend gegenwärtig; seine Wiedergeburt wirkend; das das ‚Fleisch' krempelt — die tausend und aber tausend großen, deutlichen und feinst verschlungensten und verborgensten sozialen Vorgänge bestimmt und wirkt; von der Völkerwanderung und all den vielen, großen Kriegen und Revolutionen bis zu der geringsten, erbärmlichsten, verachtetsten der leiblichen Zeugungen und Geburten hinab! — Die Verzweigungen, Krone! Die grauvioletten Fäserchen!"

Es blieb eine Stille.

Korona, deren Gesicht unter seiner Rede eine seltsame klare, feine Bleichheit angenommen hatte, hing mit großen, tiefverdunkelten Augensternen an seinem Anblick.

Nicht ein Laut von all dem, was er da gesprochen, den sie nicht in tiefster Seele aufgenommen hätte.

Sie vermochte nicht mehr zu erschrecken, sie vermochte nicht mehr befangen zu sein, als er plötzlich sich mit einer heftigen Bewegung in sitzende Haltung brachte und, vor sich hinstarrend,

mit heftig atmender Brust, die Hand über das eine emporgestützte Knie hängen lassend, fortfuhr:
„Die Stelle, wo die heilige Innenfaser meiner Seele zu Ihm, zu Ihm, sich hinzweigt, und wo Er, Er, Ich, mein reinstes und höchstes Selbst, in mich eingeht und mir Seinen, und meinen, notwendigsten Willen sagt — hell, dunkel, dunkel und doch hell, und noch je und je zwingend und verstanden —"
Eine mächtige innere Bewegung, etwas ganz Besonderes, das ihn zutiefst innerlich beschäftigte, und das Korona nicht zugänglich war, obgleich sie fühlte, daß es unter all dem, was er sprach, etwas *Besonderes* war, hinderte ihn sichtlich in diesem Augenblicke, weiterzusprechen.
„Krone! Das ist es: Zuckt, spricht sie doch noch einmal? Will sie, will Er, will Ich, Ich, doch *noch* ein Weiteres? *Abermals* und *noch* ein Drüberhinaus? Zu Seinem Zweck und dem meinen? Und — wohin also führt der Weg? — Soviel ist sicher" — seine Stimme trübte sich mit einer leisen Heiserkeit; er wandte die Hand auf dem Knie um, daß ihre Innenfläche zugleich wie auf etwas hinweisend, etwas darbietend, leicht zusammengebogen nach oben kam — „die — monatliche Unterstützung, die ich von Onkel Anton erhalte, damit ich leben kann; das mir zustehende Vermögen, das ich eines Tages ausgezahlt erhalten werde; und das wahrscheinlich nicht Unbeträchtliche, das mir irgend einmal Onkel Anton von dem seinen (er ist reich) zuwenden wird: das alles bedrückt, beschämt mich *nicht*. — Aber — da ist ein anderer Punkt, und *der* Punkt! Ob ich das alles habe, oder nicht habe: ist es nicht das gleiche? Und wozu hab' ich's also? Und wozu noch all die Möbel, die ich mir habe anfertigen lassen, all die Bequemlichkeit, die trotz alledem und allem, was ich von mir abgeworfen habe, noch immer um mich herumhängt, steht und liegt; die Speise, die ich noch immer auf

eine künstliche, wenn nicht gar auf eine noch immer raffiniert gut und erlesen zubereitete Weise zu mir nehme; noch so manche andere Gelegenheit und noch so manches andere persönliche Bedürfnis, dem ich nachgebe: Ist das alles nicht noch immer Trübnis, Ballast, — Altbereich? — Krone! Das alles ist ja nicht das Eigentliche! — Aber, genug!"

Der Ausdruck seines Gesichtes gewann etwas Hartes, herb Verklärtes.

„Jene Stelle, die ‚Faser', die noch je und je in den entscheidenden Augenblicken meines Lebens zuckte: sie ruft wieder, zuckt noch einmal, noch immer. — Was ist ihr, was ist Sein, was ist mein ganzer, notwendigster, reinster, äußerster Wille? — Das ‚Reich', von dem die Bibel spricht! Wozu noch Geld, Einkommen, wozu selbst diese wissenschaftliche Arbeit, wozu eine Wohnung, ein ‚bürgerliches Heim'? Nimm das Los eines zu schwerem Kerker Verurteilten, der nur von Brot und Wasser lebt, das Los eines nach Sibirien Verbannten: Was besitzen sie an Haus, Kleidung und Nahrung? Und solch einer kann dabei Gottes sein und blühen an Leib und an Seele; kann! Warum also nicht alles abwerfen, alles? — Wasser und Brot: die allereinfachste, unentbehrlichste Nahrung nur. Von ‚Wasser und Brot' bloß noch leben heute schon viele unter uns, sehr viele, von diesen sogenannten ‚Naturmenschen'. Aber das Wesentliche, das Entscheidende: Dies ‚Wasser und Brot' bedeutet ja, was sie denn doch noch nicht sehen, die letzte, äußerste Abbindung nicht bloß von äußerer Lebensbequemlichkeit, sondern von allem, was Staat, Religion, Einrichtungen, Überlieferungen und sonstiger Verband ist, — Krone! Über die Schwelle getreten sein, besagt das nicht schon die treibende, ahnende Einsicht in das notwendige Weitere, für das alles, was ich jetzt noch lebe, nur erst Vorstufe ist? — Du! Ganz frei, ganz losgebunden, nur

noch an der Hand der Not, der Not! unsäglich allein und einsam wandern, und doch nicht in der Schwebe, sondern in aller Kraft, in allem Wissen, in allem Besitz, aller Herrlichkeit Seines Reiches und Seiner Freude stehen und mit der Allmacht dieser ‚Not' und Freiheit alles zu Ihm hinanreißen den unvermeidlichen Weg! — Und schon sind sie da, mitten unter uns, und harren ihrer Stunde, zu der sie losbrechen. Von den Höhen, von den Bergen nahen sie, die ganz Freien, denen die Allmacht Seiner Kraft gegeben ist. — Schon nahen sie, morgen werden wir sie sehen!"

Es blieb eine Stille.

„Aber — sagtest du nicht," stieß Korona endlich hervor, „daß es — das gleiche ist?"

Er hatte aufgehorcht. Jeden Laut ihrer armen, tonlos zuckenden Worte hatte er in sich aufgenommen und — verstanden. Und mit warmer Glut entsprach sein Inneres ihnen auf der Stelle. Doch — sein Mund mußte stumm bleiben. Er litt in diesem Augenblicke unsäglich.

Aber plötzlich sprang er auf, raffte den Rucksack auf und sagte, ohne Korona anzusehen:

„Komm, wir wollen zurück."

Schweigend stiegen sie miteinander den Hang hinab.

Toms Gesicht war verschönt von dem in sich hinein verschlossenen Ernst einer herben, klaren Geistigkeit, die — bereits in einem Widerstreit stand mit seiner im Laufe der letzten Wochen immer unwiderstehlicher zu Korona erwachten, ihrer Entscheidung zudrängenden Neigung.

Mit einer seltsamen, feinen Kühle aber sank Koronas Wesen, zu der er sein Wort noch nicht hatte sprechen dürfen, matt in sich selbst hinein, und wie in schlafwandelnder Wesenlosigkeit schritt sie neben ihm her mit ihm zurück.

22.

Der Ruf.

Auf der Rückfahrt nach Schildhorn und während der Rückwanderung durch den Spandauer Forst hatte Tom ein in sich gekehrtes Wesen gezeigt. Zu Hause begab er sich dann bald in sein Arbeitszimmer, während Korona sich zum Schlafengehen zurückzog.

Am nächsten Morgen zeigte sie ein abgespanntes Aussehen. Als Tom sich erkundigte, ob sie sich nicht wohl fühle, schob sie es auf die ungewöhnliche Hitze, die herrschte und sich schon seit den frühsten Morgenstunden fühlbar machte.

Er selber, den alles dazu drängte ihr seine Neigung zu bekennen, sprach auch an diesem Tage noch nicht. Die Gedankengänge, die er Korona gegenüber am vergangenen Nachmittage ausgesprochen hatte, außerdem äußere Bedenken und Erwägungen, beschäftigten ihn noch immer so ausschließlich, daß sie geradezu den Zustand einer inneren Hemmung zur Folge hatten. Am Nachmittag entlud sich dann ein schweres, langandauerndes Gewitter, das in einen starken Landregen überging, der mit trübseliger Eintönigkeit auch noch den nächsten Tag über anhielt.

Auch am Abend hatte dieser Regenguß noch nicht nachgelassen. Tom hatte in der vergangenen Nacht schlecht geschlafen und konnte auch in dieser keine Ruhe finden. Zuerst hatte er sich zum Schlafe zwingen wollen, hatte sich dann lange Zeit im Dunkeln von einer Seite auf die andere geworfen, danach Licht angesteckt und zu lesen versucht. Als es ihm aber auch damit nicht gelang, löschte er das Licht wieder aus, warf sich aufs Bett und lauschte, die Hände unterm Genick, lange den Stimmen des Windes und des Regens, die vorm Fenster und besonders nebenan auf dem kleinen Balkon ihr Wesen hatten. Als er sich

schließlich aber gar nicht mehr litt, kam er auf den Einfall sich zu erheben und ans Fenster zu treten, es aufzureißen, das Hemd über der Brust zu öffnen, es auch noch ein Stück über die Schultern herabzuziehen und sich auf solche Weise dem Wind und dem Regen preiszugeben.

Mit einer Art von animalischer Gelassenheit fühlte er die Regensträhnen ihm durch das Haar hindurch die Kopfhaut nässen, am Gesicht, an Hals, Brust, Schultern und Rücken herabrinnen, während er in die trotz dem düsteren Wetter nicht gänzlich dunkle, sommerliche Nacht hineinblickte.

Als das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, unterschied er die Einzelheiten der Landschaft. Trübgraue Flächen aus dem nassen, sausenden Ungestüme hervor, in die sich die schwarze, starre Masse des Waldes hineinschob, das düstere Viereck eines Häuserkomplexes, die übergebogene Gestaltung sausender, winselnder, zischender Bäume.

Bis er sich endlich unter einem ungeduldigen Achzer wieder aufrichtete und das Fenster schloß. Dann schaffte es ihm eine Art von Zerstreuung, sich, vom Regen naß, wie er war, wieder auf das Bett zu werfen, seine Wolldecke über sich zu ziehen und still dazuliegen. Bis es dann doch noch so etwas wie Müdigkeit und Halbschlummer wurde.

Wie unrastgequälte, geheimnisvolle Hände pochen die Regensträhnen an die Scheiben, die Windsbraut drängt an mit ihrem Geisterleib, auf dem Balkonchen nebenan schreit, weint, schmeichelt, singt, lockt, heischt es. Eine verworrene Bilderfolge seiner alltäglichen kleinen Erlebnisse, die Erinnerungen an den letzten Ausflug. Bis irgendein unfaßbar gleitender Punkt kam, der einengte, zwängte wie ein Alp und keinen Ausweg ließ. Und da war es mit einem Mal, scharf und deutlich, ein dreimaliges, durch bestimmte Zwischenräume getrenntes Anklopfen, und drei-

mal wurde, klar und deutlich, sein Name gerufen. Ein dreimaliger, lauter, aufweinender Ruf.

Mit einem mühsamen Ächzen brach Tom den Bann, der ihn drückte, fuhr auf, starrte gegen die Tür hin und lauschte.

Dreimal hatte es angeklopft, dreimal mit weinender Stimme deutlich seinen Namen gerufen.

Doch alles blieb jetzt still. Nach wie vor nur die stoßenden Schauer der Regensträhnen gegen das Fenster, und nebenan, auf dem Balkonchen, die Windstimme und die pochenden, klappernden Geräusche, welche der Wind mit der Markise verursachte. Ein nervöses Beben bezwingend erhob er sich leise, trat beständig lauschend zur Tür hin, zauderte mit angehaltenem Atem, seinen Herzschlag niederkämpfend, einen Augenblick, bis er endlich behutsam öffnete und das Arbeitszimmer betrat.

Mit Augen, die jede Einzelheit erfaßten, blickte er umher. Das Zimmer starrte im grauen Licht der Nacht. Dicht neben ihm die jetzt nicht mehr abgedämpften, lauten, wild rüttelnden, pochenden, klappenden Windgeräusche auf dem Balkon und die weinenden, wildrufend heischenden Stimmen.

Leise schritt er weiter auf die Tür zum Eßzimmer zu.

Mit angehaltenem Atem starrte er.

Die Tür war nicht ganz geschlossen, nur leicht angelehnt stand sie offen. Das war sonst nicht so. Sie war, wenn er hier arbeitete, stets geschlossen. Und er hatte gleich nach dem Abendessen bis gegen Mitternacht gearbeitet.

Fast zwei Minuten zögerte er, regungslos, kaum seinen Herzschlag bezwingend. Dann öffnete er leise und betrat auch das Wohnzimmer. Unwillkürlich blickte er suchend umher, dann gegen Koronas Schlafzimmertür hin.

„Mein Gott!“ dachte er, von einem plötzlichen Schreck erfaßt. „Wenn sie krank wäre?“

Er lauschte.

Aber alles war drinnen still.

„Zu still!“ dachte er.

Aber da gelangte er zum Bewußtsein der Situation, in der er sich befand, und in halber Unzufriedenheit mit sich selbst begab er sich ins Schlafzimmer zurück.

Gleich darauf überkam ihn eine gute Müdigkeit und er sank in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

23.

Am Vormittag hatten Sturm und Regen sich gelegt, und der Himmel zeigte Neigung sich aufzuhellen.

„Hast du diese Nacht besser geschlafen?“ erkundigte er sich, als sie beim Frühstück saßen.

„Zuerst gar nicht,“ antwortete Korona. „Aber gegen Morgen bin ich müde geworden und habe gut geschlafen.“

„Sie wie ich,“ dachte er. Es überwältigte ihn bis zu einem Grade, daß er nicht antworten konnte, sich erhob, und ins Arbeitszimmer ging.

Er verbrachte den Tag bis zu seinem Nachmittagsspaziergang mit einer unruhig wechselnden Vielgeschäftigkeit. Es war eine sympathetische Unruhe, deren innerer Sturm ihn auf dem Spaziergange bis nach Dahlem hin und ein Stück durch den Grunewald trieb, bis er in eine freudige Sicherheit umschlug und er, von seiner ganzen Empfindung für Korona überwältigt, nach Hause eilte, um ihr sein Wort zu sagen.

In der Erwartung, sie zu dieser Zeit auf ihrem Arbeitsplätzchen im Eßzimmer zu finden, verzog er, die Hand auf der Türklinke, noch einen Augenblick, dann trat er ein.

Doch sie war nicht da.

„Sie wird auf dem Balkon sitzen," dachte er und begab sich ins Arbeitszimmer.

Doch auch hier war sie nicht.

Unruhig begab er sich ins Wohnzimmer zurück, klopfte an ihre Schlafzimmertür, rief ihren Namen. Aber es blieb still.

Er eilte in die Küche hinaus; auch hier fand er sie nicht.

Er erschrak bis zum Erbleichen.

Aber dann lachte er und überlegte, daß sie Einkäufe besorgen werde.

Mit dem Entschluß, sie hier zu erwarten, ging er ins Wohnzimmer zurück und trat an ihr Arbeitstischchen heran.

Einen Augenblick wunderte er sich, daß es leer war.

Aber es fand sich sauber mit einem Deckchen überdeckt, und freundlich stand eine kleine Vase mit ein paar Rosen, dunkelroten Rosen darauf.

Er nahm das Vaschen in die Höhe und sog für eine Minute den köstlichen Duft ein.

Bis er sich schließlich mit einem Seufzer herumwandte und sich, wieder von Unruhe und einer unbestimmten Unzufriedenheit mit sich selbst befallen, anschickte, ins Arbeitszimmer zu gehen.

Doch verweilte er noch, trat zerstreut noch einmal an den Eßtisch heran.

Wie er aber den Blick über das bunte Muster der Tischdecke gehen ließ, fuhr er plötzlich mit einem jähen Schreck zurück.

Vor seinem Sitz lag ein Zettelchen, das offenbar mit Bedacht dahin gelegt worden war.

„Sie ist — fort?" stammelte er. „Nein! — Unmöglich!"

Er stürzte hinzu, las.

Aber mit einem freudigen Lachen unsäglicher Freude, führte er sofort das Zettelchen an die Lippen, um es mit Küssen zu bedecken.

Was er gelesen, lautete:
„Lieberl! Ich k o n n t e nicht mehr bleiben. Lebwohl! Lebwohl!! — Deine Krone!“
„Die Liebe! Die Liebe! — ‚Lieberl‘ — ‚Deine Krone!‘ — Und das Rosensträußchen! — Ganz hat sie sich offenbart!“ jubelte er. Eine Träne im Auge las er das Zettelchen wieder und wieder, hielt es, an seinen Anblick verloren, vor sich hin.
Doch sie war fort, fort! Und er bedachte, wie schwer es sein würde, sie jetzt in der Reisezeit, wo der Klub nicht zusammenkam und alle ihre Bekannten in der Sommerfrische weilten, wiederzufinden.
Und in welcher Gemütsstimmung sie sich befinden mußte!
Er fuhr zusammen, stürzte ins Arbeitszimmer, versah sich mit Geld und verließ das Haus, um sich nach Berlin zu begeben.

24.

Der Tag des Ausfluges hatte an Korona die schwersten seelischen Anforderungen gestellt.
Sie hatte sich auf ihn gefreut, wie auf ein Fest. Und da auch Tom bei ungewöhnlich guter Stimmung gewesen war, so hatte sie sich auf der frühen Morgenwanderung durch den Forst und gelegentlich des Aufenthaltes am Wasser herzlich glücklich gefühlt und ganz die unbefangene Munterkeit gezeigt, die ihrem Wesen zu eigen war. Nichts hatte ihr ferner gelegen, als irgendwelche Nachdenklichkeit.
Sie mochte Tom, und da sie ihn mochte, hatte sie sich mit ihm bis zu einem Grade eingelebt, daß sie ganz in seinem Wesen aufgegangen war. Wenn es dabei auch das Merkmal ihres guten Eigenwertes bedeutete, daß sie, gar in Gestalt eines bloßen Widerhalles seiner Anschauungen, seiner Urteile und persönlichen Gewohnheiten, nichts von der Nachahmung zeigte, in die

weniger selbständige Weiber durch das tägliche Zusammenleben mit dem Manne geraten, womöglich um sie, indem sie sie als ihr Eigengut empfinden, zur Verzerrung und Kehrseite ihrer besten Weibtugend werden zu lassen.

Sie hatte also während jener ersten Morgenwanderung schlechterdings nichts vermißt, nicht die fernste Trübnis hatte ihre Stimmung gestört; wie sie ja eigentlich überhaupt nichts vermißte in der guten, klaren Freundschaft und Kameradschaft, in der sie miteinander lebten; jener guten Kameradschaft, in die Leidenschaft und Sinnlichkeit ihre bittersüße Unruhe noch nicht geworfen haben, und die das Paradies ist, in welchem zwei in reiner Neigung einander zugetane Menschen vor dem Ausgleich des Triebes leben, und in das sie, wenn dann alles gut war, eines Tages, und dann für immer, wieder eingehen dürfen.

Die gleiche wertvoll wertende, sympathetische Feinfühligkeit war es zwar gewesen, die die geistige Freudigkeit, in deren erster Überwältigung Tom jetzt noch lebte, als eine Fremdheit und Unruhe aufgenommen hatte: Aber noch hatte sie darunter nicht eigentlich gelitten; um so weniger, als ihr genau so wie ihm in der ersten Zeit ihre Umgebung eine Ablenkung gegeben hatte. Noch hatte ihr erst noch unbewußteres Weibverlangen in geduldig hingegebener Hoffnung gestanden und in Ruhe und Reinheit des Gebotes der Natur und seiner Erfüllung geharrt.

Doch schon die Bootfahrt hatte sie in eine peinvoll hin und her gerissene Zwiespältigkeit zu setzen angefangen.

Nicht so sehr der Inhalt des Blakeschen Gedichtes, als die Art und Weise, wie Tom es gesprochen, war es gewesen, durch die sie auf der Stelle in die sonderbare Befangenheit versetzt worden war, die sie in der letzten Zeit schon so oft durch ihn erfahren hatte. Ganz hatte ihr Herz ihm dann aber entgegengeschlagen, als er sich mit jenem guten Blick, sie beim Namen anrufend,

gegen sie herumgewandt hatte. Ja, ihr feinstes Ohr hatte zum ersten Mal wohl sogar noch ein Mehr gehört, das sie hatte auflauschen machen und sie mit einer warmen Blutwelle überschauert hatte.

Aber dann war er auf die Zeichnung zu sprechen gekommen und hatte ihr all diese seltsamen Dinge gesagt.

Und wieder war es weniger der Inhalt seiner Rede als die Art und Weise gewesen, wie er gesprochen hatte. Und abermals hatte sie sich von dieser sonderbaren Befangenheit, ja von einer unbestimmten wehen, erschreckten, unruhigen Traurigkeit überwältigt gefühlt.

Und da war es geschehen, daß sie die Wasserrosen erblickt und mit diesem seltsamen jähen Jauchzen gegen sie herumgefahren war. Und wie in einer wild hingerissenen Ekstase hatte sie die weißen, kühlen Blumen gepflückt und soviel sie von ihnen zu erraffen vermocht ins Boot genommen. Ja, und es war zugleich wie eine Art von wildem Übermut und tief verzweiflungsvollem Ruf zu ihm hin gewesen, als sie mitten in all den weißen, kühlen, feuchten Blumen sitzend, die Hand über sie gespreitet, ihn angesehen hatte.

Dann hatte er sich bis zur Landung still verhalten, und auch sie hatte in einer gedankenfernen Stimmung und fast traurig an ihrem Steuer gesessen und auf die einsame, gleiche Melancholie der weiten Wasserfläche hinausgeblickt, deren groß gelassene Kraft und Ruhe in ihrer elementarischen Art sich ihr so seltsam mitgeteilt hatte. Denn nicht Sentimentalität und Grübeleien waren ihre Sache und waren es nie gewesen.

Bis zum Unerträglichen hatte sich ihr seelischer Zustand dann aber gelegentlich des Aufenthaltes auf dem Havelberge gesteigert. Sie hatte dort Augenblicke der reinsten Beseligung gelebt, in denen ihm ihr innerstes Wesen stürmisch entgegenjauchzte: doch

in dem Augenblick, als sie in die Orange hineingebissen, war sie nahe daran gewesen, in ein verzweifeltes Weinen auszubrechen. Gerade weil sie hindurchgefühlt, daß er gegen irgend etwas, das sie nicht kannte und worunter er auf eine ihr unzugängliche Art litt, zu ihr eine Zuflucht gesucht, und sie doch, durch ihn selbst, so ganz außer Möglichkeit gesetzt war, ihm zu helfen. Bis sie dann endlich gänzlich in sich zusammengebrochen war.

Dieser Zustand war dann im Laufe der nächsten Tage in den einer vollständigen inneren Verwirrung übergegangen, in der ihre zu vollstem Bewußtsein erwachte Liebe in schlaflosen Nächten und peinvollen Tagen vergeblich sich abgequält hatte, ihn zu verstehen und sich ihm kundzugeben.

Mit jeder Sicherheit hatte sie schließlich nur noch das eine gewußt, daß es unmöglich war, auf solche Weise noch weiter mit ihm zusammen zu leben.

Anfangs hatte sie sich bemüht, ihm die gedankenmäßigen Erwägungen, soweit sie solche überhaupt vermocht, ausführlicher darzulegen, durch welche sie sich genötigt glaubte, ihn verlassen zu müssen; aber das hatte sich ihr alles bloß in der erbarmungslosesten Weise verwirrt; und so hatte sie ihm schließlich aus der Schlichtheit und Aufrichtigkeit ihres treuen Wesens nur diese Zeile hinterlassen, die ihm in der überwältigendsten Weise all ihre Neigung offenbart hatte. Und mehr als jemals in der Fremde und der nacktesten Lebensangst preisgegeben, irrte sie jetzt wieder, eine Einsamste, auf dem Berliner Pflaster umher; unbewußt, daß sie Tom bereits seines Schicksals Schicksal geworden war.

Zu vorgerückter Abendstunde in Wilmersdorf angelangt, eilte Tom, in der Hoffnung, wohl gar Korona selbst oder doch ein Lebenszeichen von ihr als Anhalt für weitere Nachforschung hier vorzufinden, gleich zu ihrer früheren Wirtin.

Seine Erwartung sah sich nicht gänzlich betrogen.

Zwar traf er Korona selbst nicht an, aber sie war dagewesen und hatte der Wirtin ihr Gepäck zu vorläufiger Aufbewahrung übergeben.

Er atmete auf.

Eine weitere Auskunft konnte die Frau ihm nicht geben, auch würde Korona kaum selber noch einmal wiederkommen, sondern das Gepäck abholen lassen. Aber er war doch glücklich, überhaupt einen Anhalt zu besitzen.

Nachdem er verabredet hatte, daß er am nächsten Vormittag beizeiten wieder da sein werde, begab er sich, die Zeit hinzubringen, nach Berlin und verbrachte dann im nächsten Hotel eine unruhige Nacht.

Am nächsten Vormittag war von Korona noch keine weitere Nachricht da. Als er aber gegen Mittag noch einmal hinging, wies ihm die Frau eine Rohrpostkarte von ihr, auf der sie bat, das Gepäck durch die Paketfahrtgesellschaft an eine beigefügte Anschrift im Berliner Norden befördern zu lassen.

Vor unsäglicher Erleichterung mußte er fröhlich auflachen.

Er bat die Frau, auf seine Verantwortung hin, das Gepäck vorläufig noch nicht abzuschicken und begab sich nach dem Norden hinaus.

Schon am vergangenen Tage war ihm Berlin, das er so lange nicht gesehen, gräßlich gewesen: er erschauerte, als er beflügelten Schrittes diese nördlichen Straßen durchschritt und die vier Treppen des abscheulichen Miethauses erstieg, wo sie sich eingemietet hatte.

Er hatte Glück, traf sie an.

„Krone!“

„Lieberl“

Einen flüchtigen Augenblick hatte sie sich betroffen gezeigt, im nächsten aber lag sie ihm in den Armen. — — —

Am Nachmittag langten sie wieder zu Hause an.

Als sie aber in das Wohnzimmer eintraten, eilte Korona vor Freude lachend auf den Tisch zu, warf sich mit ausgebreiteten Armen über ihn hin, und, mit den Händen liebkosend über die bunte Decke hinstreichelnd, sah sie, die eine Wange auf den Tisch gelegt (von der eiligen Bewegung hatte sich ihr eine von ihren Haarschnecken gelöst, so daß sie nun mit der Wange auf dem schönen, langen Zopf lag), die Wangen von einer lieblichen Rosenglut überhaucht, mit strahlenden Augen zu ihm hinüber; mit einem Blick, in welchem in diesem Augenblick ganz die unbändigste, unverhohlenste Freude über die ihr so lieb gewordene Umgebung lebte.

Langsam, der überwältigend rührenden Anmut des Anblickes hingegeben, trat Tom hinzu, strich ihr, zu ihr herniedergebeugt, lind über Rücken und Hüfte hinab und flüsterte ihr ins Ohr: „Süße!“

25.

In dem Augenblick, wo sie die Erfahrung gemacht hatten, daß eine Ehe im Himmel geschlossen wird, und daß sie vor allem die Angelegenheit der beiden ist, welche sie eingehen, hatten sie dennoch eine Überlegung miteinander, ob und in welcher Form sie eine öffentliche Trauung vollziehen lassen sollten?

Beide waren sie hier draußen im Hause und in der Nachbarschaft Korona beliebt, Tom nicht unbeliebt, und es gab eigentlich niemand, der ihnen mit Bezug auf ihr freies Zusammenleben ein öffentliches Ärgernis hätte bemerken lassen. Trotzdem war es ja aber wohl selbstverständlich, daß die Leute im stillen ihre besondere Auffassung hatten.

Sie hatten ja nichts zu verheimlichen gehabt und hatten auch nichts verheimlicht; abgesehen von ihrem freundschaftlichen Verhältnis war Korona seine Wirtschafterin gewesen, und so und nicht anders hatte es gestanden.
Das war jetzt aber anders geworden. Vor Gott und sich selbst waren sie Gatte und Gattin.
Doch es lag weder in seinem noch in ihrem Wesen, diese Änderung in ihrem äußeren Verhältnis zueinander vor den Menschen zu verheimlichen; so wenig als sie ihr früheres Verhältnis zueinander verheimlicht hatten.
Tom hätte nun auch die Mißhelligkeiten und Störungen, die eine Vernachlässigung des kirchlichen Sakramentes oder der staatlichen Trauung einschloß, und gleich ihm hätte Korona sie freudig auf sich genommen, und sie würden öffentlich ein freies Eheleben bekannt haben: aber sie fanden sich beide in einer anderen Auffassung zusammen.
Beiden eignete ihnen ein angeborenes gutes Gemeinschaftsgefühl, das den Leuten nicht unrecht geben konnte, wenn sie einer „wilden Ehe“ Verachtung und Mißtrauen entgegenstellten; von einer frivolen Beachtung und Duldung ganz abgesehen, die beide für sie in keinem Falle hätten in Betracht kommen können. Tom verstand zwar gar wohl einen Standpunkt, der, gerade aus der religiösen Würde des Ehebundes heraus, eine vor dem Sakrament der Kirche und von der staatlich-bürgerlichen Einrichtung nicht bestätigte freie Ehe frei vor allen Menschen bekannte und allen Anfechtungen zum Trotz durchführte. Gerade in der Zeit kurz bevor Korona von ihm gegangen war, hatte er noch mehr in einem fast hellseherisch sicheren Erleben der Empfindung als in seinen verstandesgemäßen Erwägungen Teil gehabt an einer Welt, die vielleicht in einer nicht mehr zu fernen Zukunft anfangen konnte innerhalb der europäischen

Menschheit zu ihrer Entwicklung zu gelangen; einer Welt und einer neuen Gemeinschaft unter den Menschen, die die Bürgschaft ihres Bestandes und ihrer Entfaltung gerade darin besaß, daß sie der notwendige Ausdruck vorgeschrittenster religiöser Entwicklung der europäischen Völker war: innerhalb dieser Welt war aber die vom kirchlichen Sakrament und der staatlichen Trauung abgelöste Ehe nur eine Selbstverständlichkeit. Denn gerade infolge einer bestimmten organischen, also schlechterdings unvermeidlichen Beschaffenheit ihrer Einzelwesen war diese Welt und neue Gemeinschaft außerstande, an diesen und den anderen Formen, Einrichtungen und Überkommenheiten der bisherigen Gesellschaft noch teilzunehmen. Aber sie hatten zugleich festzustellen, daß sie beide sich noch nicht in einer solchen Lage befanden, die weniger aus einem grundsätzlichen, theoretisch verstandesgemäßen Bekenntnis und aus einem in solchem Sinne bewußt gestellten und vertretenen kämpferischen Trotz, als aus zwingender organischer Neubeschaffenheit sich von der alten Gesellschaft absondern mußte und also auch den unumgänglichen Mißhelligkeiten, die mit einer solchen Lage verbunden waren, nicht nur gewachsen war, sondern ihrer vielleicht geradezu b e d u r f t e!

Das Entscheidende war aber gewesen, daß sie sich sagen mußten, es müßte sich bei einer späteren, bestimmter ausgeprägten, einer dann überhaupt erst gewonnenen gesellschaftlichen Form dieser neuen Gemeinschaft auf irgendeine Weise wieder auch gerade eine Bestätigung und Regelung der Einzelehen vor der Gemeinschaft als solchen und durch sie ergeben, und die Einzelehen müßten sich auch in der noch unruhigen, vorbereitenden Konfliktszeit mit irgendeinem Merkmal vor jener heiligenden Instanz der künftigen fertigen Form im voraus bekennen, bestätigen, zusammenschließen. So daß also alles schließlich auf das

gleiche hinauslief wie die kirchliche und staatliche Bestätigung der bisherigen Eheform vor Gott und der Gemeinschaft.

Aus diesen Erwägungen heraus fühlten sie sich genötigt und beschlossen sie, von der grundsätzlichen Durchführung einer freien Ehe abzusehen. Doch auch den Gedanken an die kirchliche Trauung wiesen sie zurück. Zwar nicht aus dem Grunde, weil die Würde und Heiligkeit eines wesentlichsten Inhaltes des Sakramentes nicht mehr ihre Anerkennung gefunden hätte: wohl aber weil sie sich weder mehr mit den noch bestehenden, überkommenen Formen der kirchlichen Religiosität in Einklang, noch auch sich mehr den gesellschaftlichen Schichten zugehörig fühlten, die noch zu diesen Formen halten, weil sie ein bestimmtes bürgerliches, politisches, wirtschaftliches Interesse daran haben.

Dagegen entschlossen sie sich zur staatlichen Trauung.

Denn wenn sie sich auch nicht mehr als den ihren besonderen Interessen nach sich kirchlich bestimmenden Gesellschaftsschichten zugehörend betrachteten, fühlten sie sich doch als Glieder des völkischen Gemeinwesens als solchen und wollten vor ihm ihren Ehestand bekennen. Doch nicht ohne ein ganz bestimmtes Bewußtsein, das diese staatliche Einrichtung der Ziviltrauung, der als solcher eine ausdrückliche religiöse Weihe ja noch nicht eignet, durch eine voraufgenommene Auffassung frei dahin ergänzte, daß es sie als eine religiöse nahm.

Und so ließen sie sich, nachdem sie ein paar ihnen näher bekannte Mitbewohner des Hauses zu Zeugen gebeten hatten, standesamtlich trauen.

26.

Flitterwochen. — Wie der Maimond sind sie gewöhnlich nicht so gut wie der Ruf, in dem sie stehen. Aber die kleinen und großen Leiden und Ernüchterungen, die sie mit sich bringen, und die sich dadurch bedingen, daß zwei Menschen sich erst jetzt gegen-

seitig kennen lernen und ihre Eigenheiten miteinander in Einklang zu setzen haben, blieben Tom und Korona so gut wie erspart.

Wie der Wirklichkeitssinn seines niederdeutschen Schlages den Leiden und Zwiespältigkeiten der heute unvermeidlichen Feinhäutigkeit eines geistig ungewöhnlich veranlagten Menschen, die er durchzumachen gehabt, von vornherein ein gutes Gleichgewicht gestellt hatte, erleichterte er es Tom jetzt auch, sich Korona anzupassen; auf der anderen Seite war Korona von Natur leiblich wie geistig in so gesundem Sinne Weib und ein so verständiger, praktischer und gutartiger Mensch, daß sie Tom gleich von vornherein sehr glücklich ergänzte.

Dazu kam aber, daß sie sich in einer Umgebung kennen gelernt hatten, die als ein Gebiet vollkommener Freiheit ihnen eine uneingeschränkte persönliche Berührung gewährt und ihren geistigen und geschlechtlichen Triebwert gerade auf seine fruchtbarste Ausprobe gestellt hatte. Was kamen hier nicht alles für Fälle, Abenteuer, Beziehungen vor, wohl bis in die ausgesprochenste Perversität hinein, die trotzdem ihre Duldung, jedenfalls ihr freieres Verständnis erfuhren; ein unbewußteres, aber um so sichereres und natürlicheres, durch eine tiefere Auslese geregeltes Verständnis, dessen sehr entschiedene Gefahren gerade wertvolleren Individuem, die sich einer solchen unbedingten Ausprobe stellten oder durch gewisse gesellschaftliche und sonstige Verhältnisse in ihren Bereich hineingezogen wurden, zustatten kamen, indem sie genötigt wurden, Widerstand zu leisten und ihre besondere Anlage um so entschiedener zu klären und zu festigen.

Dieser freiere Verkehr bedeutete, hätte man sagen dürfen, innerhalb unserer unruhig religiös drängenden Übergangszeiten so etwas wie die unmittelbare Erörterung auch von Liebe und

Gattung, bei der unter allen Umständen etwas herauskommen, ein unverlierbar Gutes und Positives von neuem irgendeinmal in irgendwelchen Einzelfällen sich erweisen und in nun veränderter Gestalt sich wieder zu sich selbst finden mußte. Übrigens waren, wie überall so auch hier, die „schlimmsten“ und „bösesten“ Fälle die seltenste Ausnahme. Es war ganz und gar nichts dabei und nur etwas Selbstverständliches gewesen, wenn Tom Korona nach jenem Vortragsabend angesprochen, sich zu ihr gesellt und sie nach Hause begleitet hatte, so wenig für sie wie für ihn. Und obgleich sie sich nur erst dies eine Mal gesehen hatten und nachher so lange Zeit einander nicht wieder begegnet waren, war ganz und gar nichts dabei gewesen, daß sie miteinander ein Glas Wein trinken gegangen waren, und daß Tom, da sie nun schon mal Gefallen aneinander gefunden hatten, ihr den Vorschlag machte, als seine Wirtschafterin zu ihm zu ziehen.
Allein schon durch den Umstand, daß sie beide im Klub verkehrt hatten, kannten sie sich von vornherein; und der gleiche Umstand half dem ausschlaggebenden unmittelbaren Gefallen, das sie aneinander gefunden hatten, ihre beiderseitigen Wesenseigenschaften bei dieser Gelegenheit so weit zu verstehen, daß sie von vornherein wußten, ihr Zusammenleben werde ohne ernstlichere Störungen verlaufen, vielleicht gar ein dauerndes bleiben.
All das war ihnen zustatten gekommen. Die Zeit aber, die sie erst in Wilmersdorf, dann hier draußen in Schmargendorf miteinander gelebt, hatte das ihre vollends getan, die kleinen persönlichen Eigenheiten, die jeder von ihnen besaß, gegenseitig in Einklang zu setzen. Denn sie gehörten beide nicht zu jenen zu beständigen Zwiespältigkeiten und Reibereien angelegten, ihrer wohl gar bedürfenden, sie suchenden, sich erst schaffenden Intellektuellen, die allerdings wohl den durchschnittlichen Bestand des Klubs ausgemacht hatten.

Es kam hinzu, daß es eigentlich für keinen von ihnen etwas zu unterdrücken gab. Denn Korona war von Anlage viel zu gesund Weib, als daß sie Toms verstandesgemäße bestimmten Anschauungen über Welt und Leben gegenüber eine eigene intellektuelle „Weltanschauung“ gehabt und grundsätzlich, aus „Eigenständigkeitsprinzip“, womöglich, und möglichst, gar gegen die seine durchzusetzen gehabt hätte. Aus aller Macht und schlichten Aufrichtigkeit ihres Wesens war sie Tom zugetan: damit waren aber nicht nur sein persönliches Wesen, sondern zugleich auch seine Anschauungen und Überzeugungen auf die Wage — die Wage der Wagen — gelegt, hatten bestanden und waren nun auch die ihren.
Und so hatten sie in einem ganz bestimmten besten, sicher aber unendlich wichtigen Sinne, eigentlich schon lange miteinander in Ehe gelebt.

27.

Und doch war es jetzt in der Ehe nicht mehr ganz so wie vorher. Ungeachtet der „Flitterwochen“ hatte Tom seine wissenschaftliche Arbeit so gut wie ohne Unterbrechung weitergeführt. Zu einer „Hochzeitsreise“ waren weder recht die Mittel da, noch hatte es sie danach verlangt. Ja, gerade jetzt, wo er Ehegatte war, hatte Tom erst wieder ein tieferes Verhältnis zu seiner Arbeit gewonnen.
Die wundersame, aus seinem Unterbewußten hervor bestimmende Macht, die an dem Tage jenes Ausfluges sein Wesen mit dem Banne herber Keuschheit vergeistigt und in sich hineingeschlossen hatte, und die seine Mannheit auf den Weg einer sozialen Fronde und einer geistigen Zeugung zu drängen schien, die das Weib von sich abwiesen: ihr letzter Überdrang, mit dem sie damals noch über eine unübersteigbare persönliche Grenze hinaus-

gestrebt und sein Wesen, gerade auch aus dieser wissenschaftlichen Arbeit hervor, in einer beständig angespannten Steigerung erhalten, hatte durch die Ehe erst jetzt seinen Ausgleich und eine Richtung erfahren, die bereits die Möglichkeit einer praktischen Wirksamkeit ins Auge faßte; und dieser Umstand hatte zu einem veränderten Verhältnis zu der Arbeit geführt. Aber gerade „das Werk" sollte eines Tages Anlaß zu so etwas wie einem kleinen „Zwischenfall" werden.

Er arbeitete gerade die scholastische Gnosis durch.

Auch das war vormals eine lebendige Welt gewesen. Jetzt trugen die Gelehrten die Trümmer, in die sie sich zuvor zerschlagen, nur noch in das heikelste Nichts hinab.

Aber um festzustellen, wie sich zu jenen Zeiten die heilige Macht der Sinneswandlung deutscher und angelsächsischer Bauernschädel bemächtigt und was für Spitzfindigkeiten sie aus ihnen hervorgetrieben, hatte er sich auch durch die vorhandene „Literatur" hindurchzuarbeiten.

So spröd der Stoff war, wandte er gerade ihm aus Gründen dennoch eine besondere Aufmerksamkeit zu. Und gerade da, wo er sich am verzwicktesten bot und seine Verstandesdürre fast schon an Frivolität und Blasphemie grenzte.

Die schnurrigen „Quiditates" und „Haecceitates" des Duns Scotus und der sonstigen angelsächsischen Scholastiker; die Erörterungen „num possibilis propositio: pater odit filium? Num pater potuerit suppositare mulierem, num diabolum, num asinum, num cucurbitatem, num silicem"; die Ausführungen des Peter Lombardus über die Dreieinigkeit, über die Schöpfung der sinnlichen und geistigen Welt, über die Fleischwerdung des Sohnes, die Sakramente; der gelehrte Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise; der „doctor seraphicus" Bonaventura; Scotus Erigena, Albertus Magnus, die schwarze und die

weiße Magie. Hier aber, auf dem Boden der germanischen Rasse, begegnete ihm geradezu die Phylogenese zu der geistigen Ontogenese, die er selber während seiner Studentenjahre durchzumachen gehabt hatte. Jene Zustände seines verstandes- und gefühlsmäßigen Erlebens, in denen die feinste und kälteste Zergliederungsarbeit jeden Augenblick in Gefühlserlebnisse, und umgekehrt diese in jene übergegangen, Himmel in Hölle, Hölle in Himmel, Gott in Satan, Satan in Gott, das Erhabenste in das Gemeinste umgeschlagen waren und umgekehrt, Einheit in das zersplitterte Chaos der Brüche, und in diesem selbst ein beständiges Spiel von Bindungen und Trennungen sich vollzogen, das die ausschweifende Equilibristik der Sophistik in Schatten gestellt hatte: Noch einmal überschaute er es vom Diesseits der überschrittenen Schwelle aus.
Und es hatte ihn nicht vernichten dürfen, alles das Unsägliche, das er dennoch einmal erlebt, erschaut, festgehalten hatte, und von dem, er wußte, nicht das Geringste ohne seine Bedeutung und Nachwirkung war. Denn er hatte ja auch das gelebt, daß all dies Chaos Werden und Bindung gewesen war: all jener unsägliche Zustand zwischen Unbewußt und klarster, in sich zusammengeraffftester Bewußtheitlichkeit. Bis die Bindung sich vollzogen und er die Schwelle des neuen Lebens überschritten hatte. Auch nach solcher Richtung bot sich in dem historischen Vollzug von germanisch robuster, auch noch im heikel Verzwicktesten unverwüstlich bauerngesunder, sich selbst unverlierbarer Rasse, Seele und Geistigkeit, den er da vor sich hatte, der wundersamste Begleitvorgang zu seinem eigenen Erleben: der Übergang aus der eisig zergliedernden Spitzfindigkeit der Scholastik in die wesenssicher schauende Innigkeit deutscher Mystik der Berthold, Meister Eckart, Tauler, Suso, Ruysbroek, Thomas a Kempis hinein. Und vielleicht — nein, sicher! nichts war un-

zweifelhafter! — dies gleichbedeutend mit einer physischen Veränderung der germanischen Rasse, die, bereits damals, mit irgend einem wesentlicheren Unterschied und Merkmal (wenn vielleicht auch einem nur erst noch kaum merklich feinen) eine so andere war, als zur Zeit der Völkerwanderung. Solch neuer physischer, physisch bedeutsam abgewandelter Rassezustand aber so ganz alles, worauf es ankam, hinauswollte mit allem Vorgang von „Sinneswandlung", daß ihm gegenüber eines Tages selbst eine äußerste synthetische Großtat höchstentwickelter menschlicher Verstandeskraft, die sicher zu erwarten stand, verblich.

Alle diese gelehrten wissenschaftlichen Werke, auch die Originalschriften selbst, nachzuschlagen, zu lesen, zu vergleichen und auszuziehen, war, gar in diesem Falle, eine hinreichend nüchterne, mühselige Arbeit: aber gerade deshalb, und im übrigen auch, um über den ihm aus eigenem Erleben nur zu vertrauten Gegenstand sobald als möglich hinwegzukommen, hatte er sich entschlossen, sie im Sturm zu nehmen. Und so arbeitete er mit der Ausdauer und Nervenzähigkeit eines Büffels, dabei nicht ohne die Freude, die es einem geistigen Arbeiter genau so wie einem Sportsmann gewährt, sich unter seiner Bemühung bis in die feinste Fiber hinein von Leben und Bewegung durchstürmt und durchzuckt zu fühlen.

Er war schon in aller Frühe aufgestanden, hatte, mit Ausnahme seines gewohnten Frühspazierganges, ununterbrochen den ganzen Vormittag durchgearbeitet, kaum zu Mittag gegessen und, ohne für diesmal noch sein Stündchen mit Krone bei einer Tasse Tee zu verplaudern, die Arbeit wieder aufgenommen.

Mit vor Eifer rotem Kopfe, der Hitze des Tages wegen bequem im bunten Sommerhemd, saß er, von einem Wall moderner Bücher und schweinslederner Wälzer umgeben, ohne zu hören und zu sehen, über seinem Schreibtisch.

Am Spätnachmittag aber geschah es, daß Krone bei ihm eintrat und ihm auf einem Teller eine Wassermelonenschnitte brachte. Die Schnitte rechtfertigte sich durch die herrschende Hundstagsschwüle, war aber mehr ein Vorwand.
Korona hatte sich zwar über sein Verhalten ihr gegenüber nicht gerade zu beklagen gehabt, doch wollte es ihr nicht einleuchten, daß die Arbeit mit einem Mal so wichtig sein sollte, daß sie alles aus seiner Tagesordnung bringen durfte, und so war sie, nachdem sie es ein paar Tage mit angesehen, nun doch im stillen wenn auch nicht gerade eifersüchtig, aber doch ungehalten, daß er sich bei diesem heißen Wetter so über Maßen anstrengte. Sie hatte es wohl auch mit einer kleinen Unruhe, über die sie sich selbst nicht recht Rechenschaft geben konnte. Und so näherte sie sich, halb ängstlich, halb besorgt und ein klein wenig schelmisch, jedenfalls fest entschlossen, mit ihrem Tellerchen dem Schreibtisch. Toms Gesicht war für einen Augenblick über dem Bücherstoß, der seinen Anblick verbarg, aufgetaucht und hatte Krone angestarrt, sich dann aber unter einem unbestimmten Laut von Verdruß gleich wieder über die Arbeit gebeugt.
Krone verstand, daß sie ihn störte, trat aber mutig heran und setzte das Tellerchen langsam ihm zur Seite auf den großen zuoberst liegenden Folianten.
„Iß doch wenigstens etwas Melone," sagte sie mit Bezug auf die Hitze und nicht ohne einen Vorwurf durchblicken und einen feindseligen Blick über die um ihn her aufgestapelten Bücher hingehen zu lassen.
„Jaja, stell' nur hin," erwiderte er und starrte beineben zerstreut und ungeduldig auf die Schnitte, Krone damit zugleich eine gewisse Beachtung schenkend, die indessen andeutete, er erwarte, daß sie gleich wieder gehe.
Aber Krone blieb.

„Sie ist sehr schön," lud sie ein. „Ich war vorhin beim Kaufmann. Er hat ganz frische bekommen. Und ich habe eine Ganze mitgebracht."

Und vertraulich den Ellbogen auf den Folianten aufgestützt und das Gesicht in die Hand geschmiegt, beugte sie sich gegen ihn vor und fragte unschuldig, doch immer noch eine kleine, zugleich staunende und trotzige Feindseligkeit gegen all dies Arbeitswerkzeug im Blick:

„An was arbeitest du gerade?"

Ohne zu antworten, sprang er unter einem ärgerlichen Achzer auf und schritt mit vorgerecktem Gesicht vor sich hinstarrend hin und her, während sie ihm ruhig mit zwinkernden Augen zusah. Einerseits hatte sie ihn mit ihrem Eintreten verdrießlicherweise wirklich gerade in einem wichtigen Gedankengange unterbrochen; in der Hauptsache aber beschäftigte ihn ein anderer, dessen Ursache sie selbst war, und der ihn in eine gewisse Betroffenheit versetzte.

Er verstand, daß sie sich nicht deshalb erkundigte, weil sie sich im Ernst für diese Arbeit interessiert hätte, fühlte auch durch, daß sie sich seinetwillen beunruhigte: zugleich aber meinte er, daß sie seiner Arbeit keine so besondere Achtung entgegenbringe, und das erregte ihm unter der Verdrossenheit, die er empfand (er hatte so eine Art von ziemlich störend bremsendem „Kurzschluß" zu überwinden) ein besonderes Nachdenken.

Er hatte über diesen strenger gelehrten Teil der Arbeit sich nie eigentlich ihr gegenüber geäußert, aber sie hatte sich auch nie recht danach erkundigt. Offenbar machte sie sich nichts daraus. Vielleicht gerade, weil er nie zu ihr darüber gesprochen, was sie als eine Andeutung genommen haben konnte, daß er für ihn selber nicht von besonderer Wichtigkeit wäre. Immerhin hätte

sie ja trotzdem gelegentlich eine Frage tun können, und das hatte sie nicht getan. Das war es, was ihn jetzt nachdenklich machte. Er bedachte auch ihre Eigenart, durch die sie seinem eigenen Wesen so tief verbunden war. Er dachte an die fast wort- und bekenntnislos Eigene, die sie, von Rasse, Charakter und innerstem Erleben war, gleich ihm über den Überkommenheiten stehend. Und mit einem Mal kam ihm der außerordentliche Einfall: War seine ganze bisherige Entwicklung, und war jene wundersame Macht, die sie gelenkt, etwa auf die einstige Begegnung und Vereinigung gerade mit diesem Weibe angelegt gewesen? Alsdann wäre da aber ein in seiner Art unmittelbar vollkommenes Wesen, das ihn, den stürmischer, vielseitiger und intellektuell zwiespältiger hin und her Gezogenen, durch die Reihe der Jahre und Lebensverknüpfungen hindurch mit heimlicher Gewalt zu sich gezogen (er übertrug den besonderen Fall sogleich auf ein Allgemeines, eine besondere typische Zuchtwahlzuständlichkeit); und alsdann — Ja, jetzt begriff er erst die tiefste Bedeutung ihrer Gleichgültigkeit gegen diese Arbeit. Und die unmittelbare Sympathie, die er Krone von jeher entgegengebracht, wurde plötzlich zu einem unbeschreiblichen Gefühl von Ehrfurcht ihr gegenüber, wie er es noch nie so empfunden hatte. Mit einer ganz eigenen Empfindung fühlte er plötzlich den wunderlich zwinkernden Blick, mit dem sie ihn da verfolgte, und ohne sich zu ihr hinzuwenden, ja sogar nach wie vor halb und halb noch von seinem nachdauernden ersten Verdruß befangen, unterbrach er sein Auf und Ab.

„Abälard und Heloise," antwortete er mit halber Stimme auf ihre Frage. „Mit Abälard und Heloise beschäftige ich mich. — Na ja: also seine — Abälards — ‚Introductio in theologiam' arbeite ich durch."

„Ah so, ja!" sagte sie, immer noch das Gesicht so auf den

Folianten gestützt zu ihm herblickend. „Aber das muß allerdings interessant sein."

Doch er hatte ihre letzte Bemerkung nicht gehört.

„Sie" — halb humoristisch, halb verdrießlich unterstrich er das Wort — „Heloise, hatte Verständnis für seine Arbeit. Sie haben ja einen gelehrten Briefwechsel miteinander gehabt. Eigentlich sollte sie mit unter die Scholastiker, und nicht als die letzte, gezählt werden. Vielleicht war sie das erste ‚freie Weib' der germanisch-christlichen Ära. Ein ganz merkwürdiges, wunderbares Weib."

„Ja! — Sie hat ja doch aber schon in ihrer ersten Jugend von ihrem gelehrten Vater lateinischen Unterricht bekommen," sagte Krone langsam; er wußte nicht recht, mit was für einer Schattierung.

„Woher weißt du denn das?"

Er sah sie verwundert an.

„O, ich hab' mal was drüber gelesen. Sie sind ja doch eins der berühmtesten Liebespaare der Weltgeschichte. — Freilich ein unglückliches!"

„Ja, das waren sie."

„Ja, aber" — Krone lachte — „bist du denn überhaupt ein ‚Gelehrter'? Und bin ich denn eine ‚Gelehrte'? Wann wäre aber . . ."

„Hm! Ah so! — Ich — bin keiner."

Er hatte den Blick mit einem Mal von ihr ab zu der Melonenschnitte hingewandt, die mit ihrem herrlich karminroten, saftigen Fleisch mit den flach runden, tiefebenholzschwarzen Kernen drin herüberlockte. „Du meinst," fuhr er beständig die Schnitte anblickend, fort, auf die er jetzt plötzlich hinzueilte, um sie von dem Tellerchen fortzunehmen, „in unserem Fall liegt die Sache doch etwas anders."

Aber da hatte er (was Krone die Hauptsache war) schon in die Schnitte hineingebissen, die er jetzt hintereinanderweg eilig, mit behaglicher Gier, aufaß, während Krone ihm vergnügt und sehr befriedigt zusah.

„So!“ sagte er, als er fertig war. „Aber nun geh'! Ich muß bis um elf unbedingt mit meinem Pensum fertig sein.“

„Hu, bis um elf!“ schrie sie, hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und eilte plötzlich spornstreichs hinaus.

Er starrte ihr nach, ließ sich dann aber mit einem befriedigten Brummen nieder und vertiefte sich wieder in seine Arbeit.

Doch es dauerte nicht drei Minuten, so tat sich die Tür abermals auf, und mitten in ihr stand Krone, einfach ihren breitkrämpigen Strohhut auf, und rief ihm mit von unten auf halb bittend, halb schmollend und kategorisch zu ihm hergerichtetem Blick und leicht mit dem Fuß aufstampfend zu:

„Aber nun komm! Wir wollen gehen!“

Er verstand, daß sie ihn zum Abendspaziergang haben wollte, den er die beiden letzten Tage ohne sie gemacht hatte.

„Also doch! — Na!“ ächzte er, warf den Folianten zu, sprang auf und eilte mit grimmigem Gesicht an ihr vorbei hinaus, wo er seinen Hut nahm und auf sie wartete, die siegreich und schelmisch langsam nachkam, um von ihm umarmt zu werden und einen Kuß zu bekommen, worauf sie gingen.

28.

An einem Sonntag vormittag kehrten sie von einem Spaziergang zurück und hörten von weitem das Kirchenläuten.

Es war das eilige, eintönige Gebeier der langen Reihe der Sonntage nach Trinitatis. Der grelle Sonnenschein und das blaue Firmament des Hochsommertages erdrückten es erst noch

völlig, daß es wie ein ängstlich verzagendes Stimmchen war, das Tom in unbestimmter Weise nachdenklich machte.

„Wollen wir mal hineingehen?“ fragte er, als sie die Schmargendorfer Straße erreicht hatten.

„Ach, wenn du willst?“ antwortete Krone, ein wenig verwundert, aber bereit.

Und so traten sie denn ein.

Da die Liturgie schon angefangen hatte, ließen sie sich gleich vorn in der Nähe des Einganges nieder.

Es waren, in kleinen Gruppen und einzeln über die gähnenden Kirchstuhlreihen hin verteilt, wohl kaum hundert „Andächtige“ da. Ein paar Honoratioren, ein paar alte Männer, meist Frauen, Mütterchen, ein paar in Bauerntracht. Hüstelnd und sich räuspernd, dunkle geduckte Flecke, saßen sie im kühlen, dämmerigen Raum umher, in den die Fenster ein paar staubwimmelnde Lichtbalken hereinschoben.

Am Altar, der Gemeinde zugewandt, stand der Prediger und las mit schläfrig hallender Stimme die Liturgie, deren Worte von der Akustik verschleift wurden, so daß ihr Sinn unvernehmbar blieb. Von oben leierte aus voller Kehle grell der Gesang der Chorjungen zum Getös der Orgel die Antworten herunter. Schon nach fünf Minuten bereute Tom, seinem Einfall nachgegeben zu haben.

Seit Jahren hatte er keinen Fuß mehr in die Kirche gesetzt, und nun erschrak er, wie fremd ihm diese Umgebung geworden war, und wie schroff, viel schroffer als er gemeint, ihm jeder Rest einer wärmeren Jugenderinnerung abhanden gekommen war.

Es verursachte ihm geradezu ein physisches Unbehagen, das ihm schließlich fast unerträglich wurde.

Die dumpfe, nach Staub schmeckende Luft, die graue Kahlheit der Wandflächen und Pfeiler, die blinden Glaskästen mit ihren

Immortellenkränzen, die verwitterten, verstaubten Fahnen, die mit todstarren Falten herabhingen, die schwarze, mit einer Silberborte gesäumte Altardecke, die an den Behang eines Leichenwagens erinnerte: alles starrte ihn fremd, müd, alt, so seltsam luftleer, fast mit einer mürrisch aufgestörten Feindseligkeit an. Das verschleift hallende Geräusch von des Predigers Stimme und der grelle Chorgesang, durch den Umstand, daß man nichts davon verstehen konnte, so wunderlich sinnlos, quälten, erschreckten ihn fast.

Die meiste Belästigung aber erfuhr er von dem verdunkelten, alten Altarbild, aus dessen Finsternis grell beinfahl der dürre, verrenkte Leib des Gekreuzigten zwischen den beiden, plump muskulösen, roten Leibern der Schächer phosphoreszierend hervorstach.

Gegen seinen Willen war er gezwungen, seinen Blick an diesem Anblick haften zu lassen, der das einzige war, was von den ihn umgebenden Eindrücken ihn tiefer beschäftigte. Und er litt dabei Unaussprechliches durch ein dunkles Befremden.

Er empfand, wie längst, und bis zur gänzlichen Tilgung aus seiner Erinnerung in eine weite Ferne entrückt, ihm dieser Anblick da entglitten war.

Alles, was je im Laufe der zweitausendjährigen Entwicklung der Kirche über des Heilandes Opfertod zusammengedacht worden war, dieser oft so unselige Wirrwarr der Niedergangsperioden, beschwor sich herauf bis in die trübsten Satanismen okkulten Irrsinns hinein.

Daß man dies verrenkte Bild des schmählichsten Todes auch noch über der germanischen Christenheit hatte aufrichten können, um es zum Gegenstand dunkelsten Aberglaubens, kläglichster Furcht und sündenbewußter Zerknirschung werden zu lassen! Das, und eigentlich immer nur das? Das, in S e i n e m Sinne,

der uns das Gottesreich, Gott und die Gotteskraft in uns offenbart und zu ihr hingeleitet hat, als in Sein Himmelreich und Gottes innerstes Vaterherz hinein?

Er geriet in einen wahren Maelstrom, in welchem sich die dunkelsten Mysterien der religiösen Entwicklung schließlich mit dem trivialsten Alltag dieser hundert „Andächtigen“ da wirrten; und alles in allem war es, da es nichts mehr war als eine sich unter der Suggestion der Umgebung abhaspelnde taube Mechanik, zu der er so gar keine lebendige innere Beziehung mehr besaß, nur noch eine Belästigung, der er sich ganz unnötig und bloß noch verdrießlicherweise ausgesetzt hatte.

Aber nun hatte er auch noch die brave, wenn auch angesichts der allzu spärlichen Zuhörerschaft nicht gerade besonders hingebungsvolle, Predigt des Herrn Pastor über das Evangelium des Sonntags mit anzuhören und ihr standzuhalten; die übrigens leidlich neuzeitig liberal war.

Lächeln mußte er aber und hatte zugleich seine besondere kleine Andacht, als er einen Blick auf Krone warf.

Sie war unter des Herrn Pastors Beredtsamkeit in Gottes Namen eingeschlummert und machte mit gesenktem Kopf ihr Nickchen.

Als es endlich überstanden war, weckte er sie, und sie traten noch vor der völligen Beendigung des Gottesdienstes ins Freie.

„Ist dir nicht wohl?“ fragte Krone, als sie im hellen Sonnenschein sein Gesicht sah.

„Es war ein furchtbar überflüssiger Einfall. — Wir hätten nicht eintreten sollen,“ ächzte er mit verzerrtem Gesicht. „Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich das physisch einfach nicht mehr vertragen kann. — Ist es eigentlich nicht sündhaft, bloß immer den Leichenzustand eines dahingeschiedenen großen,

teuren Menschen anzustarren? 'Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun'!"

29.

Je weiter er mit seiner Arbeit vorrückte, dachte Tom immer entschiedener auch an eine öffentliche Wirksamkeit, die er freilich in besonderer Weise auffaßte.

„Es hat ja keine Eile damit," hatte er zu Krone gesagt, als er gelegentlich mit ihr darüber gesprochen. „Ich möchte nicht eher etwas anderes unternehmen, als bis ich im Gröbsten mit der Arbeit fertig bin. Einmal muß ich dann ja aber wohl heraus. Eine 'öffentliche Wirksamkeit' widersteht mir freilich. Ich glaube, sie hat mir von jeher widerstanden. Ich habe, weiß Gott, nie daran gedacht, eine öffentliche Rolle zu spielen, Ehrgeiz ganz und gar hat mir stets Widerwillen erregt. Mir fehlt jeder Sinn dafür. Wohl der Hauptgrund, daß ich zu meinem Onkel Harbing, einem der ehrgeizigsten Menschen, nie ein rechtes Verhältnis gewinnen konnte. Ich wüßte auch nicht, worin die anderen Menschen zu belehren oder zu bessern oder zu retten wären. Sie sind, jeder ohne Ausnahme, so vollkommen wie ich, und ich nicht unvollkommener als sie. Aber alles ist Gemeinschaft, steht in Bewegung, ändert sich, rückt voran, und jeder ist mit und neben dem anderen da. Und da er sich ausleben will, hat er sich ihm zu erklären und darzubieten, sich mit ihm im Gleichgewicht zu halten. Und darbieten will ich mich, will mich aus allen anderen zu mir selbst herrufen, in meinem weitesten Zusammenhang und Umfang meiner selbst mir gewahr werden, mich kennen lernen, mich an mir selbst ausgleichen. Ich bin ein Schuft, wenn ich mehr und etwas anderes, etwas Besseres weiß als mich selbst, wenn ich auch erst durch mich selbst als durch meinen weitesten Umfang zu mir selbst kommen kann."

Wie alles stand, schloß diese Auffassung vor allem eine nähere Beziehung zu den vegetarischen Kreisen und zu denen ein, die heute mit einem entschiedeneren religiösen Triebe ihrer Weltanschauung sich näherten.

Doch eilte es ihm vorderhand nicht, diesen Verkehr zu knüpfen. Er glaubte sogar Veranlassung zu haben, ihm von vornherein auch ein gewisses Mißtrauen entgegenzubringen, das seine Ursache in der „quabblichen“ (wie er es gelegentlich halb spottend, halb im Ernst genannt hatte) monistischen Weltanschauung besaß, der diese Kreise vielfach ergeben waren.

Die „Sunnwendfeiern“ da, bei denen man durch Johannisfeuer hüpfte, Reden hielt, Gedichte und Musikstücke vortrug, in der Meinung, damit eine „religiöse Handlung“ zu vollziehen, widerstanden ihm reichlich so sehr, wie die Neigung zu Okkultismus und Theosophie, die „teutonische Reinigungswut“ ferner in Sprache und Gebräuchen, die neobuddhistischen Neigungen und alles andere haltlose Hin- und Hertasten, das gepflegt wurde. Obgleich er auch ihnen nicht gerade blindlings zustimmte, hatte er ein gewisses Verhältnis eher noch für die Vegetarier, die einen Anschluß an die christliche Religion behielten und ein besonderes Gewicht auf die Wiederkunftslehre legten.

Es stand also fest, daß er mit Korona seinerzeit hier seinen Anschluß nehmen, sich mit seinen Anschauungen darbieten würde. Doch pflegten sie fürs erste noch immer keinen besonderen Verkehr, sondern lebten für sich, fühlten sich wohl dabei und waren mehr als zufrieden.

An Geld verbrauchten sie fast nur so viel, als es zu Miete und Lebensunterhalt bedurfte, und das war nicht so sehr viel. Zerstreuungen vermißten sie nicht. Sie waren gelegentlich wohl mal nach Berlin gefahren, hatten eine Theatervorstellung, ein

gutes Konzert, eine Ausstellung besucht: aber eigentlich mehr um sich auf die Probe zu stellen. Die war aber dahin ausgefallen, daß sie zu dergleichen kaum noch eine rechte Beziehung besaßen. Auch das Malen hatte er aufgegeben. Ein gelegentlicher Versuch hatte ihm nur gezeigt, daß er einfach keine Einfälle mehr hatte.

Er erstaunte, wie sehr bei seinen früheren Leistungen die seelischen Zustände, in denen er sich damals befand, alles gewesen waren.

Als er aber ein andermal, um es auch damit zu versuchen, darangegangen war, eine Landschaft, die es ihm angetan, zu malen, war's ihm zwar leidlich gelungen: doch hatte er gefunden, daß die Leistung dem inneren Erleben nicht gleichkam; und überdies, daß selbst der genialste Landschafter ihn nicht mehr würde befriedigen können.

„A long farewell auch dafür, oder meinetwegen auch sieben Kreuze hinterher," hatte er zu Korona gesagt. „Es ist nicht bloß weil es, selbst im besten Falle, nach Lack und Farbe riecht und es wirklich nur noch ‚geistvoll' virtuose technische Andeutung ist, ob Impressionismus oder Expressionismus: sondern es ist, weil sich alle Malkunst ja schon damit selber verneint. Auch die Malerei war nur so lange etwas, als sie Ausdruck von Religion war, die alles soziale Leben in dem Umfang bestimmte, daß auch die Profanmalerei von ihrem Geiste getragen wurde. Aber gerade weil unsere Malerei nur noch verblüffendste technische Ausgeschriebenheit, weil sie technisch äußerste Grenze ist, zeigt sie zugleich die grauenvolle religiöse Zerrüttung, der wir verfallen sind; außerdem aber (wie alle andere Kunst und alles übrige), daß die bevorstehende notwendige Wiedergeburt der Religion künftig Formen einschließen wird, die mit den heutigen Kulturformen nichts mehr zu tun haben."

Das gleiche Jahrewohl für immer hatte er auch der Kunstmusik gegeben.
Doch nicht so ganz der Musik überhaupt, da er für Volksmusik nach wie vor empfänglich war und es geschehen konnte, daß er ab und zu in der Dunkelstunde mal eine schlichte Volksweise auf dem Klavier spielte, das im übrigen jetzt so gut wie ganz ruhte.
Doch auch mit dieser noch weiterdauernden Neigung für das Volkslied hatte es seine besondere Bewandtnis.
Es waren (mit Ausnahme der nordischen und slawischen) nicht eigentlich die deutschen und sonstigen europäischen Volksweisen (die keltischen mochte er nicht), sondern die fremdartig exotischen, afrikanischen, asiatischen, die eingeboren amerikanischen, die altgriechische Musik und die der Urzeit, die ihn anzogen und tiefer beschäftigten. Eine Zeitlang hatte er sich so viel davon herangeholt, als er gerade bekommen konnte, um es auf sein Empfinden wirken zu lassen. Einiges Lettische, Litauische, Polnische und Russische hatte ihm Krone vermitteln können, die es während ihrer ostpreußischen Zeit, ganz in der Nähe der Grenze, auf dem Lande aufgefangen hatte.
Doch war er auf diese Beschäftigung eigentlich durch einen besonderen Anlaß geraten.
Es konnte jetzt, wo er sehr viel in der freien Natur weilte, häufig geschehen, daß ihn das vielseitige, frische Einleben in ihre Eindrücke, daß ihm Ährengold, Sonne, blauer Himmel, Waldtiefe, Wasserspiegel, Wolkenzug, Dunkelungen überm Gelände, besondere Stellen und Luft- und Lichtstimmungen der Landschaft an ein Gebiet seiner Seele und ein inneres Erleben rührten und ein Lebensgefühl, vor allem mit Bezug auf irgend etwas Bestimmtes, das er innerlich empfand, ein seltsames Mitteilungs- und Bezeichnungsbedürfnis auslösten, das nicht nur (abseits von

seiner eigentlicheren Bewußtheitlichkeit) sonderbare Worte, die keiner Sprache anzugehören schienen, aus ihm hervortrieb, sondern ihn auch allerlei Melodien singen machte, die exotischen und primitiven Weisen nahekamen. Viel davon hielt er dann wohl im Gedächtnis und schrieb die Noten dazu.

Eines Abends, als er mit Krone in der hereingebrochenen Abenddämmerung auf einem ihrer näheren Lieblingsspaziergänge an reifen Kornfeldern hin auf Dahlem zu ging, geschah es, daß er unter dem Einfluß des spätabendlichen Geländes und des Kornduftes, den die Felder hauchten, eine solche Weise vor sich hin sang.

„Was singst du da?“ fragte Korona.

„Pfadfinder bin ich, Krone!“ lachte er. „Auf Pfaden! Fünfhundert Jahre vorauf.“

„Aber dann sind es ja Rückpfade; denn es klingt ganz wie ein Indianerlied, oder wie so etwas Urweltliches,“ äußerte sie, gleichfalls lachend.

„Nimm es selbst für den Fall des dunkelsten Reaktionärs, Krone! — Aber sind Rückpfade nicht sogar für ihn, sind sie nicht in jedem Fall, wenn es sich wirklich um einen notwendigen Wendepunkt des innersten Erlebens, Lebens, handelt, zugleich auch Vorwärtspfade? — Aber das mein' ich gar nicht. Ich hatte früher Volkslieder für mein Leben gern. Ich konnte mir mitunter mein Liederbuch aufschlagen und stundenlang Volkslieder vor mir hinsingen. Heute ist mir das, Nachwirkung meiner Konfliktsjahre, unmöglich geworden. Sie haben mir auch das weggefegt. Vielleicht daß mir die bloßen Melodien noch zusagen könnten, aber sie liegen mir doch zu sehr jenseits.

Du fragst, was ich da sang? Wart', ob ich's mir übrigens gemerkt habe, ich möcht' es mir nachher zu Haus doch gleich wieder aufschreiben.“

Er blieb stehen, dachte einen Augenblick nach und summte die Melodie noch einmal vor sich hin.
„Ja, ich hab's!“ rief er mit naiver Freude. „Ja, also . . . daß es also an die primitiven Volksweisen erinnert. — Ich glaube übrigens, daß ich ganz neue Dinge auch t a n z e n könnte. — Na also, gewiß erinnert es daran. Aber was ist denn z. B. ein Eskimosang? Was ist er anders als eine vereinfachte, äußerst zusammengezogene Polyphonie? Ich habe mal was darüber gelesen. Wir empfinden solch einen Gesang als eintönig: aber die Neger sollen ja ein sehr kompliziertes Gehör dafür besitzen, sollen so etwas ganz anders hören als wir.
Ich kann das übrigens aus meiner eigenen Erfahrung bestätigen. Die Weisen, die ich da aus mir heraussinge, haben das mit der primitiven Musik gemeinsam. Ich glaube aber nicht, daß eine Beethovensche Symphonie oder ein Wagnersches Musikdrama gerade Synthese und wirklich, in einem tieferen, religiösen Sinne, vollkommener sind als solch ein Negersang. Ich glaube vielmehr, daß sie ihm gegenüber eher Auseinanderziehung, meinetwegen also Erfüllung, Offenbarung der primitiven Eintönigkeit, oder alles in allem genommen: der physikalischen Sirene sind, die doch mal, so ‚ungemütlich‘ sie auch klingt, alle Musik in sich einbeschließt.
Was ich da aber sang, das ist Synthese, Zusammenziehung, Verdichtung. Und darum ist es der primitiven Musik ähnlich. Aber eigentlich ist die musikalische Seite dabei ganz nebensächlich. Nichts ist ja selbstverständlicher, als daß in mir, der ich mit heiler Haut durch die Dekadence hindurchgekommen bin, aus allem Umfang unserer Kultur sich eine seelische Synthese, Innensymbole des Erlebens zusammengebildet haben, die der Gesamtheit der Einzeläußerungen unserer Kultur als ein Neues und Anderes gegenüberstehen; was sich ja am besten schon damit beweist,

daß ich diese Einzeläußerungen kaum noch recht vertrage. Ich bin ein Neuer, ein Anderer in mir sicher sogar schon über meinen derzeitigen Bewußtseinszustand hinaus. Ich bin überzeugt, ich lebe da in mir in einer Gemeinschaft, einem Mitteilungsaustausch, der als solcher heute sicher schon in tausend und tausend Fällen genau so wie bei mir vorhanden ist, sich aber noch nicht besser weiß, als ich mich selber zur Zeit noch weiß, und der, sagen wir: in 500 Jahren, s e i n e Form herausgebildet haben wird. Einst, einst: Wenn wir, Kronel uns, uns! ganz gehen lassen d ü r f e n, wenn uns n i c h t s mehr zwängt, wenn wir fertig sein werden."

Während sie sonst keiner weiteren Zerstreuungen bedurften, schafften sie sich doch ein paar Haustiere an. Korona brachte als erstes eines Tages voller Freude einen Laubfrosch mit nach Haus. Sie hatte ihn einem Jungen abgekauft, der ihn mit allem möglichen sonstigen Frosch-, Eidechsen- und Salamandergetier gefangen hatte. Sie erstand für ihn einen hinreichend großen Glasbehälter, tat Wasser und Erde und Gras hinein und ein Leiterchen, und sie hatten beide Zeit dafür übrig, das Tierchen zu beobachten und ihm Fliegen zu fangen.

Gelegentlich brachte Tom Krone dann aus Berlin auch einen Dompfaffen mit. Sich selbst aber schaffte er einen Hund an. Da er die Art gern hatte, war es ein Rattler mit einem grimmigen Schnauzbart und mächtigen silbergrauen Brauenbüscheln über den schönen, ehrbar ernsten, dunklen Hundeaugen.

Merkwürdig war es, daß Tom jetzt mit einem Mal anfing, eine Neigung zu Handarbeiten zu entwickeln. Er fertigte aus Holz, Knochen, Fischgräten oder sonstigem Material zunächst zum Zeitvertreib allerlei zierliche Kleinigkeiten an, zimmerte und schnitzte schließlich aber für Krone auch Küchengeräte zurecht oder besserte schadhaft gewordene aus. Mit einem Geschick und

einer Genauigkeit, die ihm so viel Freude machten, wie sie ihn verwunderten, denn er hatte bislang sich an solchen Dingen noch so gut wie gar nicht versucht.

30.

Er hatte seiner Arbeit wegen auf der Königlichen Bibliothek zu tun gehabt und war für einen Tag nach Berlin gefahren. Es war gegen Mittag, als er aus dem Bibliotheksgebäude auf die „Linden" heraustrat.

Er verweilte einen Augenblick.

Drüben war die Universität mit den Marmordenkmälern der beiden Humboldts neben dem Eingang des großen Eisengitters. Nicht viel über ein Jahr war es her, daß er dort noch täglich aus- und einging.

Unwillkürlich dachte er daran, daß sie in früheren Zeiten das Palais des Prinzen Heinrich, des großen Königs Bruder, gewesen war.

Und zur Linken, ganz in seiner Nähe, ragte am Ausgang der breiten Mittelpromenade vor dem historischen Palais des alten Kaisers das Denkmal des Alten Fritz. Nach rechts weitete sich im Glanz der Mittagssonne die weißgraue Asphaltfläche des Fahrweges und Platzes an Opernhaus, Wache, Zeughaus, Kronprinzlichem Palais und den Denkmälern der Feldherren der Befreiungskriege vorbei gegen Schloßbrücke und Lustgarten hin, und in der klaren, sonnigen Luft bot sich machtvoll der würdig altersgraue Anblick des Schlosses. Selbst das Gewimmel der Fahrzeuge und Fußgänger vermochte die freundliche Sauberkeit dieser schönen, großen Weite nicht zu beeinträchtigen.

In bester Stimmung, zu einer durch diesen historischen Eindruck bedeutungsvolleren Nachdenklichkeit angeregt, ließ er endlich

den Anblick und schlenderte, mit der Absicht, später irgendwo etwas zu essen, am Palais des alten Kaisers vorbei den Bürgersteig in der Richtung zur Friedrichstraße hinauf.
Er hatte früher gegen Mittag hin oder abends zu dieser frühherbstlichen Jahreszeit, wo die ärgste Sommerhitze vorüber ist und die Tage kürzer geworden sind, gern hier Unter den Linden und die Friedrichstraße hinauf allein oder auch mit Bekannten seinen Bummel gemacht, und etwas von dieser alten Vorliebe erwachte auch jetzt in ihm.
Die Baumkronen zeigten sich schon mit herbstlich gelben Stellen gesprenkelt, die die Sonne hier und da hervorleuchten machte. Der Sommer war heiß gewesen, und es hatte wenig geregnet.
Drüben auf der anderen Seite ragten in die Ferne der prächtigen, breiten Straße hinein still über die langen, dicht geschlossenen Baumreihen empor die Zinnen der hohen Gebäude mit einem freundlichen Mattgoldschimmer, in welchen sich mit zarten lilafarbenen, lichtvioletten, lichtbräunlichen und -rötlichen Tönungen die Farben der Tünche oder des Ölanstrichs einten, in das klare, aber schon blassere Blau des Himmels hinein.
Hier, auf seiner Seite, hatte er die großen Schaufenster der Kunsthandlungen, Galanteriewaren-, Blumen-, Juwelier- und Konfitürenläden, und an den hohen, bunten Häuserwänden blitzte die Sonne auf den zahllosen bunten und goldenen Reklamen und Firmschildbuchstaben.
Hinauf und hinunter lebte der breite, sauber graue Bürgersteig von dem mittäglichen Promenierpublikum, das auf dieser Seite das sonstige der Beamten und Angestellten, die aus ihren Bureaus, Geschäften, Kontoren kommen, überwiegt.
Herren, Damen, Militärs, Ausländer, und was sonst alles um diese Zeit hier sich bewegt. Elegante seidene Klapphüte, kostbare Damenhüte, die freundlich lichten Farben bunter Sonnen-

schirme, das Funkeln eines goldenen oder silbernen Stock- oder Schirmknaufes, Diamantblitze. Das Aroma einer Zigarette, einer Importe, das einen im Vorbei anweht. Der Lärm der Automobile, das Gleiten und Getrappel der Equipagen, das Rattern der Droschken, das Poltern der Lastfuhrwerke, der Geschäftswagen: die ganze ununterbrochene Brandung dieses Verkehrs.

Plötzlich in das große, muntere, sonnige Getriebe hinein, aus ihm hervor auftauchend, die schneidig frischen Klänge einer Militärmusik. Ein Bataillon, das eben um Café Bauer herum auftauchte.

Das Hinzulaufen, das Aufstauen der Passanten, das Stocken des Wagenverkehrs, das Funkeln der Helmspitzen, der Musikinstrumente, des großen Schellenbaumes mit seinen beiden bunten Roßschweifen.

Bei Café Bauer angelangt, war er, um das Militär vorbei und den aufgestauten Verkehr sich wieder zerteilen zu lassen, stehen geblieben, als er sich plötzlich angerufen hörte.

Als er sich herumwandte, gewahrte er im Café vorn an einem der Marmortischchen bei einem Lorbeerkübel neben dem Eingang einen früheren Bekannten, einen Herrn von Seistel, der ihm zuwinkte.

Er zog den Hut und trat an ihn, der sich erhoben hatte, und gleichfalls den Hut zog, heran.

Seistel, ein junger Mann von 28 Jahren, war kaum mittelgroß und von gedrungener Gestalt. Eine kleine gutgeformte Nase, breite Kinnladen und ein kräftig vorgebautes Kinn gaben seinem wettergebräunten. bartlosen Gesicht einen Ausdruck von rückhaltloser Energie, der aber durch einen kleinen, intelligenten Mund und ein paar verblaßt wirkende graue Augen, die, der

Nasenwurzel zu nahe, wenig beweglich und ohne einen besonderen Ausdruck geradeaus blickten, beeinträchtigt wurde.
Er trug einen eleganten, dunklen Jackettanzug, und den niedrigen, steifen, schmalkrempigen, hellen Strohhut mit einer Korrektheit, die etwas Pedantisches hatte, mitten auf dem Kopf. Tom hatte vor ein paar Jahren seine Bekanntschaft in einer Abendgesellschaft gemacht und dann nicht ungern Anschluß an ihn genommen.
Zeistel war selbständig, verfügte über ein bedeutendes Vermögen und war mit Leib und Seele Sportsmann. Doch hatte Tom weniger dieser Eigenschaft wegen mit ihm Bekanntschaft geschlossen, als wegen seines lebhaften Interesses an politischen Dingen; vor allem wegen seines scharfen Verstandes und einer Kombinationsgabe, die, Tom wußte nicht recht, entweder kein Wesens von sich machte oder etwas Unbewußtes hatte.
„Erfreut! Erfreut! — Aber welche Ewigkeit, sagen Sie ... Wie?"
Zeistel, der Tom seine kräftige, kleine, breite Hand gereicht hatte, unterbrach sich.
Solche plötzlichen Übergänge und Unterbrechungen waren eine Eigenheit seiner Sprechweise, die korrekt, aber etwas eilig, wie sie war, Tom unwillkürlich immer mit dem Ausdruck seines sonderbaren Auges in Zusammenhang fühlte.
Im übrigen war Zeistels Blick, doch ohne einen merkbaren Ausdruck von Befremden oder Neugier, auf Toms weiten Hemdkragen gerichtet.
„Wie sich das trifft! Schon seit lange habe ich nämlich ein Anliegen an Sie, wollte Ihnen immer schreiben, konnte aber von niemand Ihre Adresse erfahren. Sie waren ja mit einem Mal spurlos verschwunden. Sie haben doch etwas Zeit?"
„Etwas, ja," bestätigte Tom, während sie sich niederließen.

„Was sagen Sie zum Russisch-Japanischen ...," begann Feistel, beugte sich dann aber mit einer knappen Bewegung gegen Tom vor, sah ihn an und fuhr unerwartet fort: „Ja, aber wo waren Sie eigentlich so lange? Was treiben Sie?"
„Zum Russisch-Japanischen?" lachte Tom, während er zusah, wie Feistel sich eine Zigarette ansteckte. „Daß ich Landbewohner bin, in Schmargendorf wohne — sagen wir: im ‚buon retiro' — und mit einer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt bin." Er war ausgewichen, denn er hatte nicht im Sinn, Feistel, der für sie das Gegenteil von Verständnis besaß, von seinen Angelegenheiten zu sprechen. Sein Äußeres konnte ihn nicht gerade verraten. Es hatte nie in seinem Wesen gelegen, Aufsehen zu machen, und so trug er, wenn er nach Berlin kam, wo er jederzeit einen ehemaligen Bekannten treffen konnte, eine unauffällige Kleidung. Heute hatte er einen hellen Sommerjackettanzug an, ein buntes Hemd mit einem seidenen Gürtel und unter dem Kragen hervor eine bunte Krawatte.
„Schlacht bei Mukden, Belagerung von Port Arthur, am 13. April Wereschtschagin mit der ‚Petropawlowsk' vor Port Arthur auf eine Mine aufgelaufen und ertrunken. Das ist alles. Das letztere Ereignis die Tage vor meinem Examen. Daher!" fuhr Tom mit Humor fort.
„Ja, nicht wahr? Ominös! — Der große Gegner des Krieges durch den Krieg ums Leben gekommen."
„Es ist, was ihn persönlich betrifft, damit nicht so weit hergewesen. — Es heißt ja, daß er selber in Schlachten, an denen er teilnahm, Menschen getötet hat, und daß er dabei die Regungen des Jagdsportes empfunden haben soll. — Übrigens, Sie wissen, was der Kaiser ihm gegenüber über seine Gemälde geäußert hat? ‚Damit, lieber Meister, kämpfen Sie gegen den Krieg wirksamer an, als irgendwelche Friedenskongresse.' Eine Be-

merkung des ‚Friedenskaisers', nicht wahr? — Der Naturalismus von Wereschtschagin ist übrigens tatsächlich genau alles, was das Empfinden des modernen Europäers zum Kriege zu sagen hat. Und dies Empfinden kann irgendwie nur noch mit dem Aufhören des Krieges gleichbedeutend sein."

„Ja. — Gewiß. — In fünf, sechs, spätestens zehn Jahren werden wir ja auch schon den großen europäischen Krieg haben," äußerte Feistel, doch ohne jede weitere Betonung.

„Meinen Sie, daß Rußland sich bis dahin erholt haben wird? Vorläufig hat es ja die Revolution auf dem Halse," antwortete Tom, doch ziemlich unbeteiligt.

„Es wird nur Geld brauchen. Geld wird es bekommen. — Unsere türkische Politik. — In zehn Jahren."

Tom, der ein Glas Zitronenwasser bekommen hatte — Feistel, vor dem eine Kognakkaraffe stand, hatte dem Zitronenwasser sofort Aufmerksamkeit geschenkt — schwieg.

Obgleich er zerstreut ins Café hineinblickte, hatten Feistels Worte Eindruck auf ihn gemacht. Unwillkürlich verknüpften sie sich ihm mit den Gedanken, die ihm das Lokal anregte. Welche Gespräche über Finanz- und politische Angelegenheiten, die später Ereignisse von öffentlicher Bedeutung zur Folge gehabt, waren im Laufe der Jahrzehnte hier wohl schon geführt worden.

„Sie kennen Paris," sagte er endlich, mit der Absicht, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. „Ich glaube, Berlin gefällt mir besser."

„Berlin, natürlich! — Aber um auf die Sache zu kommen: Sie arbeiten doch also mit? — Ich habe eine politische Wochenschrift — ‚Der Imperialist' heißt sie — gegründet, die von Anfang nächsten Jahres an erscheinen soll. Es ist ja keine Zeit zu verlieren. Wir müssen uns sammeln. Wir, die neue Generation."

„Keine Zeit zu verlieren?“ wich Tom aus. Kaum hielt er ein Lachen zurück, so kraß war der Gegensatz, mit dem diese Anfrage ihn überfiel. „Soviel ich verstehe, wollen Sie einen deutschen Imperialismus vertreten. Wie also?“

„Wir haben seit ein paar Jahrzehnten einen jungen, gesunden, meinetwegen brutalen Individualismus, der auf seine Bahn will: den müssen wir sammeln, zusammenraffen,“ erklärte sich Zeistel. „Von den Engländern können wir lernen, was Weltimperialismus ist, wie er durchgeführt, organisiert werden muß. Und wir, wir! wollen von ihnen lernen. Von den Engländern, denen wir an den Kragen müssen, die wir ablösen werden. Die Englandpolitik des Kaisers ist bewunderungswürdig. Unter ihr baut er seine Flotte und seinen Tag. Und unser Individualismus, die neue, von unsrer neusten Philosophie und dem Sport gestählte Generation, wartet mit ihm, ihres Tages bereit; das junge weltimperialistische Deutschland. — In spätestens zehn Jahren haben wir den europäischen Krieg, den großen Dreifrontenkrieg, strahlt Deutschlands Sonne auf, haben wir die große Zeitwende, die unvermeidliche, nicht wahr?“

„Unvermeidliche!“ bestätigte Tom. „Die sich allerdings blutig einleiten kann.“

„Wir können England in dieser kurzen Zeit, so schneidig wir drauflosbauen, natürlich keine Flotte entgegenstellen, die seiner gewachsen ist: Aber die Dreadnoughts, die wir bauen, sind nicht unsere Hauptsache. Wir werden uns hüten, die junge Flotte, die wir haben werden (sie wird respektabel sein), wenn es soweit ist, in ungleichem Kampfe aufs Spiel zu stellen. Wir werden sie anwenden, und gut anwenden: aber wir werden sie nicht aufs Spiel setzen. Aber Englands Weltherrschaft ist ein Tumor auf einem dünnen Stiel. Der Stiel reißt durch, wenn wir England aushungern. Mit unserer Flotte können wir es nicht

blockieren, nicht wahr? Wir werden also eine Überraschung haben. Gleichviel, was für eine, aber wir werden eine haben."

Tom schwieg.

Feistel interessierte ihn.

Wieder war er auf den sonderbaren Punkt in seinem Wesen gestoßen, auf jene logische Fähigkeit, die nach Konsequenzen bohrte und auf sie stieß, die für Tom in der Angelegenheit, um die es sich augenblicklich handelte, ernstlich eindrucksvoll waren. Denn die Möglichkeit einer derartigen „Überraschung", wie Feistel sie andeutete, mußte, alle Umstände in Betracht gezogen, einleuchten. Die hochentwickelte technische Intelligenz Deutschlands würde sicher jenes besondere Werkzeug für eine wirksame Blockade Englands vorbereiten.

„Wir könnten ja," fuhr Feistel fort, „eine andere, heimliche Flotte haben, die Englands Dreadnought-Geschwader zu einem unnützen Spielzeug macht. — Jedenfalls müssen wir eine solche heimliche Flotte haben, und, wenn's soweit ist, werden wir sie haben. Dann steht uns der Erdkreis offen, haben wir freie Bahn. Den Tag gilt's vorbereiten. Mein ‚Imperialist' will da sammeln, zusammenrufen, den Geist aktiv machen, den's braucht."

„Welche ‚Bahn'? Die Ablösung Englands?" wandte Tom ein; denn er ahnte Feistels Antwort, die nur seinen und seines ‚Weltimperialismus' innersten wunden Punkt entblößen mußte, den so bedenklich wunden Punkt dieser ganzen „jungen Generation" da. „Sollte die Geschichte, sollte das Schicksal Englands, das Sie da voraussehen, uns nachgerade nicht doch etwas lehren?"

„Aber das ist ja das Schicksal jeden Ideals! Unsere Philosophie, die Mutter unseres jungen Individualismus, ist ja nicht umsonst selbst eingestandenermaßen eine tragische, fröhlich be-

jahend tragische. — Deutschlands Sonne geht auf, und das ist genug."

„Ist das Ideal, das Sie da andeuten (Sie meinten übrigens, daß wir die Erben Englands, gerade Englands, sein würden; daß wir von England gelernt hätten, wie's ‚gemacht werden muß'), aber wirklich so schön, so erstrebenswert? Wenn England zugrunde geht (ich gebe zu, daß es ein ungeheurer Tumor auf einem dünnen Stiel ist, und daß der Stiel leicht mal knicken kann), dann geht es an der Überfressenheit, seinem nacktesten Materialismus, daran zugrunde, daß es überhaupt kein schöpferisches, ich möchte sagen: organisches, kein menschheitliches Gemeinschafts-Ideal vermocht hat. Ich denke doch, das wollen wir ihm lieber nicht nachmachen. Und so etwas ist auch gar nicht Deutschlands Sache, ist es niemals gewesen. Ich möchte in diesem Sinne sagen: Gott sei Dank, daß wir Deutschen niemals ‚Politiker' gewesen sind, und daß wir's auch nie, niemals, sein werden! — Ich halte es ja gleichfalls nicht für unwahrscheinlich, daß England in 15 bis 20 Jahren zu Ende sein wird: aber ich meine, dann wird eine Form von Imperialismus zugrunde gegangen sein, die im Grunde schon längst allzusehr bloß ‚vieux jeu' ist. — Aber verzeihen Sie: ich habe nicht viel Zeit und muß mich verabschieden." Er hatte sich erhoben. „Im übrigen: Wenn es so weit ist, werden Sie mehr von mir hören," setzte er doppeldeutig hinzu, während er Feistel die Hand zum Abschied reichte.

31.

„Eine merkwürdige physische und geistige Betriebsamkeit, Rüstigkeit, äußere Gesundheit, eine an und für sich ganz respektable Eigenschaft, die trotzdem unfruchtbar und hohl ist," dachte er, als er in das Gewimmel der Friedrichstraße einbog. „Gott

schütze Deutschland vor diesem Imperialismus da! — Ja, ohne daß er's selber weiß, sucht er einen inneren Hohlraum mit einer ‚zeitgemäßen' ‚Sensation' auszufüllen und kommt sich dabei als der Inbegriff in die Welt passender Männlichkeit vor. — Auch so eine Nietzsche-Frucht, vom Wurm angebohrt, vermoulu."

Die Begegnung war ihm nicht ohne einen Nachgeschmack geblieben, der etwas Peinliches hatte, ihm aber zugleich ein freudiges Selbstgefühl gab.

Kaum hätte ihm eindrucksvoller zum Bewußtsein gebracht werden können, wie die gute, gesunde, göttliche Freiheit, in der das persönliche Leben des Menschen und seine Handlungen stehen, im Bereich der „Brüche" sich verzerrt; und gerade in Charakteren von im Grunde kräftig betonter Eigenart in Besessenheit umschlägt.

Ja, es hatte geradezu etwas Peinliches, für Augenblicke (und jene, wo die gute logische Kombinationsgabe Feistels am eindrücklichsten zutage getreten war) sogar Unheimliches gehabt. Es hatte sich Tom fast der Vergleich eines Tieres aufgedrängt, dem der Vivisektor gewisse Gehirnteilchen ertötet hat, so daß es besondere Handlungen durchaus mit Sicherheit und bei vollkommenem Bewußtsein vollbringt und doch in einer unfreien, also eigentlich toten, man fühlt: gelähmten Weise.

Er fand, die Begegnung hätte keinen schärferen Gradmesser dafür abgeben können, mit welcher Entschiedenheit er selbst sich im letzten halben Jahr von seinem früheren Lebenskreis abgelöst, wie ganz er die Schwelle eines neuen Lebens überschritten hatte. Denn obgleich sein Verkehr mit Feistel kein besonders naher und häufiger gewesen war, hatte Feistel ihm damals doch eine besondere Achtung vor seinem Charakter und seinen Fähigkeiten abgewonnen.

Übrigens hatte er seit nunmehr einem halben Jahr tatsächlich keine Zeitung mehr gelesen und sich so wenig um Politik bekümmert, daß er über den russisch-japanischen Krieg, von dem alle Welt sprach, nicht mehr wußte, als was er zu Zeistel darüber geäußert hatte.

„Aber was bummle ich eigentlich noch hier umher?" dachte er. „Auf, zu meiner Krone!"

Und er begab sich zum Bahnhof und nach Schmargendorf zurück. Hier erfuhr er als Neustes, daß Dompfaff sein erstes Lied gelernt hatte und bekam von ihm „Goldene Abendsonne" vorgepfiffen . . .

In ihrer Freude über das Tierchen strahlte Korona vor Schönheit.

Tom bedachte, als er's sah, wie die Lebensweise, die sie führten, die Kost, die sie genossen, das neue Leben, das ihnen aufgegangen war, daß all das es war, was ihn selbst, wie sie, so froh, so rüstig, und daß es ihnen dies frohe, leichte Blut machte. Ihre klare Gesichtsfarbe, ihre roten Wangen, der leuchtende Glanz ihrer Augen, die nervige Kraft, die ihr eignete, ihre ungetrübte Gesundheit: das alles war die notwendige physische Verklärung, die sie aus diesem Leben zog.

Gegen Ende des nächsten Monates geschah es, daß Krone Übelkeitsanfälle und ziehende Schmerzen in den Brüsten zu verspüren anfing. Sie verstanden beide von dergleichen nichts, und so schlug Tom darüber nach.

„Krone!" rief er, als er gefunden hatte. „Krone!"

Und er zog sie an sich und flüsterte ihr die Botschaft ihrer frohen Hoffnung zu.

Und wieder bewährten sich die guten Folgen ihrer Lebensweise. Denn Krone hielt eine sehr gute Schwangerschaft durch, die ihr

viele von den oft so quälenden Belästigungen der Schwangeren ersparte.

Von den meisten Vorsichts- und Diätsmaßregeln, die sie einzuhalten haben, war so gut wie nichts vonnöten. Sie brauchte ja nur so weiterzuleben wie immer.

Tom bemerkte den Wandel, den das Glücksgefühl ihres Zustandes in ihrem Wesen bewirkte. Und er hatte eine Freude daran, die ihm so ganz neu war.

Die Entstellung ihres Leibes besaß durchaus nichts seinen „ästhetischen Sinn“ Beleidigendes. Und ganz ohne weiteres empfanden sie hier in gleicher Weise.

Schon aus dem angeborenen Instinkt ihrer guten, gesunden Rasse tat Krone nichts, ihren Zustand in seinem Eindruck abzuschwächen, oder gar ihn zu verhehlen.

Sie kam auch nicht, wie so viele Frauen, darauf, sich Tom gegenüber Gedanken zu machen, ihr Anblick könnte seine Neigung zu ihr beeinträchtigen.

Übrigens empfand er es gar nicht als Entstellung.

Sie war für ihn ein neues Wesen, das in seiner besonderen Würde stand und ihn doch nicht überraschte, da es ja seine Krone war.

Es bedeutete für ihn mehr als den Sinnengenuß, was sie ihm jetzt gab, jedenfalls einen hohen Ersatz dafür.

Es war die Verklärung ihrer guten Hoffnung, in der sie jetzt einherging, und die ihrem Gesicht die Schönheit einer in sich selbst hineingewandten, fast würdigen Heiterkeit verlieh. Und das war für ihn eine kaum in Worte zu fassende neue Empfindung zugleich der Freude des Mannes, der Vater sein wird, und der Ehrfurcht vor dem still in sich hineingewandten schöpferischen Geheimnis der Mutter.

Was ihren sonstigen Alltag betraf, so blieb alles so gut wie beim alten: denn die Schwangerschaft tat in einer besonders merkbaren Weise weder Krones gewohntem, gutherzig munterem Wesen Abbruch, noch wurde sie (selbst im vorgerückten Stadium) durch sie behindert, ihre Wirtschaft zu besorgen. Und doch war ein Wesentliches jetzt durch die heilig geschlossene Beziehung der Mutter zum Kind so wundersam anders und nicht mehr wie sonst zwischen ihnen. Sie hatten eine andere Richtung zu sich selbst gewonnen, indem sie sie zum Kinde gewonnen hatten. Es war nicht wahr, daß das Kind die Gatten trennte: nie waren sie tiefer und erneuter eins als jetzt. Mochte das Weib nach außen hin auch mit einem gewissen „Egoismus" des Mutterschaftsinstinktes von dem Manne abgeglitten und ganz dem Glücksgefühl (freilich auch der aus dem tiefsten wirkenden, leitenden, hütenden, bauend schöpferischen Sorge für das Werdende) seines Zustandes hingegeben sein, so daß Krone sicher unter Umständen und in Augenblicken, wo Toms sonstiger guter Takt für ihren Zustand sich etwas vergeben hätte, ihn schroff zurückgewiesen haben würde; etwas, das niemals zwischen ihnen vorgefallen war, solange sie einander schon kannten. Es konnte manchmal geschehen, daß Krone, etwa bei Tische, wenn sie eben erst miteinander geplaudert hatten, plötzlich schweigsam wurde und still dasaß, als ob sie auf etwas lausche, verklärt von einem unbeschreiblich schönen Lächeln, das er noch kaum je an ihr wahrgenommen hatte. Er wußte, daß sie in solchen Augenblicken die sanften Regungen des Kindes in ihrem Leibe fühlte und ihnen in einer geheimnisvollen Weise entsprach.
Ein andermal wieder konnte sie mit einem sonderbar glotzenden Gesichtsausdruck dasitzen. Man bemerkte dann die Gequollenheit ihrer Gestalt, das in die Länge gezogene, aufgedunsene Gesicht, oder, wenn sie schritt, den watschelnden Gang. Es kam

dann wohl auch mal vor, daß sie, soweit das ihr Wesen überhaupt zuließ, mißgelaunt und ungeduldig war.
Tom konnte, wenn er sie in diesem Zustand sah, wohl ein wunderliches, kleines, flaues Mißbehagen fühlen, von dem er wußte, daß es ein sympathetisches war.

32.

Das nächste Jahr, im Mai, kam Korona nieder und schenkte Tom einen Sohn, dem sie die Namen Anton Thomas Peter gaben.
Das Neugeborene war ein großes, kräftiges Kind. Und wieder war das eine herrliche Bestätigung für ihn, daß sein und Krones Leben und ihre Lebensweise das Heil gefunden hatte.
Die Entbindung war eine leichte und verhältnismäßig kurze gewesen. Auch hatte Krone ein leichtes Wochenlager. Schon vor Ablauf einer Woche fühlte sie sich wieder wohlauf, hatte ihre gewohnte frische Gesichtsfarbe wiedergewonnen, konnte sich ohne Nachteil in der Wirtschaft regen, das Kind versorgen und Einkäufe machen.
Der Tag der Entbindung hatte für Tom als jungen Vater mancherlei Sorge, Aufregung und Geschäftigkeit im Gefolge gehabt. Er hatte die Hebamme holen, dann die bangen Stunden der Entbindung überstehen, später allerlei Handreichungen leisten und notwendige Gänge besorgen müssen. Alles nie gekannte Aufregungen, die ihn das rote, runzlige, mit seinen winzigen Fingerchen grapsende kleine Ding in seinem Steckkissen nur mit gemischter Empfindung hatten betrachten lassen, als die Hebamme es ihm darhielt. Aber doch war es, als alles glücklich vonstatten gegangen und er, um ein wenig Luft zu schöpfen, einen Gang ins Freie getan, ein so unbeschreiblich freudiges Gefühl, daß er dem ersten besten Menschen, der ihm begegnete,

sein Glück hätte zurufen und ihm die Hand hätte drücken können. Die Arbeit trat vorläufig für unbestimmte Zeit in den Hintergrund. Doch nicht so sehr, weil die kleine Wohnung jetzt oft voll Kindergeschrei und sonstiger durch das Neugeborene verursachter Unbequemlichkeit war, Schwierigkeiten, deren Krone, die sich nicht nehmen ließ, das Kleine selbst abzuwarten, mit der bewunderungswürdigsten Geschicklichkeit, Entschlossenheit und Geduld Herr wurde.

Tom machte sich viel und, da Krone jetzt kaum Zeit hatte mitzukommen, allein im Freien Bewegung und beschäftigte sich im übrigen, um nicht ganz müßig zu gehen, wieder mit allerlei Handarbeit, wohl auch zuweilen damit, daß er Krones Verhältnis zu dem Kind beobachtete.

Doch bedeutete dieser Zustand, der ein teils väterlicher, teils schlechthin menschlicher, jedenfalls nichts weniger als der eines Gelehrten war, mit seinem notgedrungenen Müßiggang, der sich zuweilen wohl auch mal zur bloßen Herumlungerei verurteilt sah, keine unwichtige und unfruchtbare Zeit für ihn. Denn gerade mit solchen Eigenschaften, die seinen Tätigkeitstrieb einengten, trieb er ihn wieder auf den jetzt zwar andersgerichteten, aber nicht entschlummerten Untergrund seines Wesens zurück und nötigte ihn zu einer inneren Auseinandersetzung mit dem, was er das „Werk“ zu nennen pflegte.

Er fand jetzt sogar, daß er durch die angestrengte rein wissenschaftliche, sogar vorzugsweise gelehrte Arbeit, die er die letzten Monate her verrichtet hatte, behindert gewesen war, eine allerwichtigste, aus jener lebendigsten Innenkraft seines Wesens hervor notwendige praktische Betätigung ins Auge zu fassen. Und er glaubte jetzt zu merken, daß diese Kraft zwar geruht, daß sie sich zugleich aber gesammelt hatte und nunmehr die Gelegenheit ergriff, sich von neuem in Klarheit zu setzen. Und die

Unruhe, wohl auch Verstimmung, die ihm sein jetziger Müßiggang verursachte, auch das wunderliche Gefühl, daß er jetzt durch die Anwesenheit des Kindes etwas zu sehr Ehemann, gar ein wenig Hausphilister geworden, vielleicht gar dem Weibe etwas zu sehr angeglichen war, richteten seine Gedanken auf die Zukunft.
Sein alter Drang brach hervor mit der Unruhe eines anfänglich unbestimmten Ausweitungs- und geistigen Wandertriebes, der sich bald seine Ziele in die Zukunft hinein zu setzen begann. Denn es war nicht anders: Der Mann war seines Werkes und des Werkes.
Was er aber wohl immer gewußt, das trat ihm jetzt von neuem und entschiedener als je in Klarheit: daß diese wissenschaftliche Arbeit, so wenig er auch daran dachte, sie aufzugeben, und so entschlossen er war, sie auch mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit auszuholen und zu stützen, nicht seine Hauptsache und das Ziel seiner Zukunft, sondern einzig ein Mittel zu einem anderen, höheren Zwecke war.
Sie war zu stark, zu wundersam gewesen, jene Macht, die die hohe Wandlung seines Wesens gewirkt hatte, als daß es ihn bloß zum Ehemann oder zum Gelehrten hätte machen wollen, der all seine Zukunft und ein ganzes Leben geduldig an eine wissenschaftlich gelehrte Untersuchung des biblischen Metanoia-Begriffes setzte, um all seinen geistigen Trieb damit befriedigt und erfüllt zu sehen. Sie wollte mehr und ein alles: Sie wollte, zwar in dem durch seine Lebensumstände bedingten Bereich, eine höchste praktische und unausweichliche geistige T a t. Denn einzig auf einer solchen und ihren Ruf an die Menschen, einzig noch auf ihr beruhte Sein und Nichtsein der gefährdeten menschheitlichen Kultur.
Und, wenn auch auf ganz andere Weise und unter ganz anderen

Lebensumständen, lebte er jetzt noch einmal so etwas wie seinen früheren Sturm und Drang.

Auf langen einsamen Wanderungen und Streifereien durch Feld und Wald und in die erwachende Maiwelt hinein, während Krone daheim ihres Sohnes wartete, spielte es sich aus und brach durch.

Er hatte gelegentlich dieser Wanderungen Augenblicke, die ihn weit von Krone und ihrem Sohn fortrissen zurück und wieder an jenes hohe Erlebnis heran, ja ihn mitten in es hinein versetzten, das Krone damals von ihm fortgetrieben. Alles, alles abzuwerfen und von sich zu weisen, Weib und Kind, Familie und alle gesellschaftlichen Beziehungen und Überkommenheiten; frei zu sein in einer letzten, höchsten, äußersten Freiheit, und doch nichts, nichts, überhaupt gar nichts mehr zu suchen, zu finden, zu sagen, zu lehren, wortlos sein, sich den Menschen und denen, welchen der letzte und höchste Ruf galt, selbst darzubieten mit sich selbst, unmittelbar! Jenes übermenschliche Wegziel, das er damals für einen unsäglichen Augenblick erfaßt und gelebt hatte; jener Zustand, in welchem höchstes, umfassendstes, unausweichlichstes Wissen stumm geworden und in ein allerpersönlichstes, unmittelbarstes, über die Menschen hinaus entrücktes Neuorganisches umgeschlagen war, das sich nunmehr nur noch mit sich selbst sagte, mitteilte, übertrug!

Er wußte wohl: Nicht das konnte es sein, was für ihn in Betracht kam. Für einen Augenblick hatte er, fast mehr als bloß erst ahnend, dieses hohe „Drüberhinaus“ erfassen können: doch ihm selber war es nicht beschieden. Aber ein anderes hatte jenes Erlebnis trotzdem einbeschlossen, das sein Teil war. Und mit einer unbeschreiblichen Freude und Selbstsicherheit ging es ihm auf, daß jene geistig allumfassende „Stummheit“, jenes alles in sich beschließende letzte Schweigen, in welchem der letzte, pein-

vollste Zwiespalt menschlichen Intellektes aufgegangen war als in seine tiefste Einheit hinein: daß jene „Stummheit, wenn sie Wort und Begriff, und e i n Wort, e i n Begriff und eine Tatsache geistig intellektuell auf Welt, Erscheinung, Kultur, Menschheit gerichteter E r k e n n t n i s würde (und daß sie das konnte, mußte, sagte und verbürgte sich mit sich selbst), alsdann jenes Wort und jene geistige Tatsache war, die das immer bänglicher und schwebender vibrierende Dilemma der menschheitlichen Kultur restlos lösen mußten zu einem ungeheueren, umfassendsten praktischen Vorteil!

Und er wußte, daß Wille und Trieb ihm jetzt auf d i e s Wort gerichtet standen.

Noch war der Augenblick (nunmehr ganz s e i n Augenblick) nicht gekommen, noch erst reifte das Wort, s e i n Wort, bloß: Aber er wußte, es war nicht mehr fern, würde aus ihm hervorbrechen und sich aussprechen.

33.

Als der kleine Peter ein Jahr alt war, unternahm Tom einen Abstecher nach Oranienburg, um die vegetarische Siedelung „Eden" zu besuchen und dort zum Zwecke seiner späteren praktischen Wirksamkeit womöglich einen Anschluß oder doch eine erste Fühlung zu gewinnen. Auch war er nicht abgeneigt, unter Umständen Mitglied zu werden.

Er hatte mit Krone schon mehr als einmal darüber gesprochen. Jetzt, wo der Kleine da war, wollte die enge und so unbequem hochgelegene Wohnung doch nicht mehr ausreichen. Auch machten seine derzeitigen Gedankengänge ihm selbst diese äußerste, durch die umsichgreifende Bauwut außerdem mehr und mehr bedrohte Umgebung Berlins hier draußen unleidlich. Es zog ihn

zur Natur, aufs Land; und Korona, die das mitempfand, hatte ihm beigestimmt.

Er machte sich zwar keine überspannten Vorstellungen, doch hielt er von vornherein einen Anschluß an „Eden" noch nicht für ausgeschlossen. Denn immerhin war die Siedlung, die nun schon 15 Jahre bestand, der einzige derartige Versuch von wirklicher Andauer. Die 1844 in Nordamerika gegründete vegetarische Kommunistengemeinde „Skancateler Community" war nach kaum zweijährigem Bestand wieder eingegangen; auch die 1881 in Britisch Honduras gegründete deutsche Siedlung „Friedau" hatte keinen Bestand gehabt; und nicht besser war es anderen Versuchen in Chile und der Siedlung Dr. Foersters in Paraguay ergangen, einer in Peru und Hertzkas „Freiland"-Bestrebungen.

Doch schien mit „Eden" und einigen neuerdings voraufgegangenen derartigen Unternehmungen, wie denen in Niedersedlitz, Grötzingen, Nieder-Ramstatt, Meran, die Genossenschaftsidee endlich geglückt zu sein; und das gab ihm den Antrieb, die Sache näher kennen zu lernen.

Er besuchte „Eden" gerade zur Zeit der Baumblüte, wo er nach außen hin den ansprechendsten Eindruck gewinnen mußte. Auch die weitere Umgebung, nach drei Seiten hin schöne, große Wälder, der Lehnitzsee, die Havel, die Wasserstraßen mit den großen Segeln ihrer stillgleitenden Frachtkähne sprachen an.

Nachdem er Oranienburg durchschritten hatte, gelangte er zur Kanalbrücke und nach zehn Minuten zu der links an der Landstraße gelegenen, im flachen Land weit hin gedehnten Siedlung, deren neunzig Ein- und Zweifamilienhäuser vereinzelt zwischen den weißen und rötlichen Massen der Baumblüte hervorlugten. Er brachte einen Tag in „Eden" zu, aber der Aufenthalt bedeutete eine Enttäuschung.

Es war nichts weniger als das, was es hatte sein sollen, und was zu sein es meinte.
„Eden" besaß, fand er, als ein geglücktes Unternehmen der Bodenreformbewegung sicherlich seine nicht gering anzuschlagende Bedeutung: im übrigen verleugnete es aber zu wenig den Charakter des geschickt eingeleiteten und gut vorangekommenen Geschäftsbetriebes.
Man wohnte hier auf dem Lande, in einer schönen, eigenartigen weiteren Umgebung, genoß den Aufenthalt im Freien, Bewegung und gute Luft, die Lebensweise war eine naturgemäße (obgleich man die anfänglich zur festen Bedingung erhobene vegetarische Ernährung nicht mehr mit der ersten Ausschließlichkeit einhielt) —: doch es befremdete ihn, dieses weite, flache Gelände allzu geometrisch nüchtern eingeteilt und zerschnitten und den Boden bis zum äußersten und engsten nutzbar gemacht zu finden. Es war zwar ein ausdrücklich ausgesprochenes Ziel der Siedlung, Erwerb, Anbau und Betrieb von Obst- und Gemüsepflanzungen (an den tieferen, feuchten Stellen des Geländes hatte man auch Weiden angepflanzt, und es waren ein paar Ansätze zu dieser und jener Industrie vorhanden) zu betreiben und die gewonnenen Erzeugnisse zu verarbeiten, dies alles auf dem Wege der freien genossenschaftlichen Selbsthilfe und nach den Grundsätzen der vegetarischen Lebensweise, um solcherweise die Lösung der sozialen Frage zu erreichen; freiwilliges Sicheinordnen unter selbstgegebene Gesetze, gemeinsame Arbeit, bei welcher jedem nach Verdienst seine Rechte wurden: Aber alles, was für ihn Hauptsache und unerläßlicher Ausgangspunkt war, vermißte er.
Es besagte nicht viel, fand er, wenn man bekannte, „Eden" sollte nicht in erster Linie auf den materiellen Gewinn bedacht sein (ob man wollte oder nicht: die Art und Weise, wie man

angefangen hatte, drängte ganz von selbst auf einen zu einseitig entwickelten, geschäftsmäßig ökonomischen Charakter hinaus, von dem alles abhing, mit dem es stand und fiel); und es besagte nicht viel, wenn man aussprach: „Eden“ sollte ein Sammelpunkt sittlich strebender Menschen sein, die sich eines naturgemäßen Lebens im Sinne praktischer Selbstreform und beständiger Selbsterziehung befleißigen wollten, wobei dann im übrigen eine bestimmte ausschließlich gültige, den Einzelnen bindende Glaubensrichtung oder wissenschaftliche Lehre oder sonst ein Parteigrundsatz nicht herrschend sein sollte, wogegen man sich gegenseitiger Achtung und Duldung in solchem Sinne befleißigen und stets in lebendiger Fühlung mit allen edelstrebenden Elementen der Außenwelt halten wollte. Was die Hauptsache war, das fand er solcherweise abgetan mit ein paar, noch dazu recht dürftigen, allzu spärlich bloß angedeuteten Leitsätzen, die in ihrer Abgeblaßtheit alles mögliche und gar nichts besagten. Wenn man wenigstens mit aller Entschiedenheit auf der vegetarischen Lebensweise bestanden hätte; denn sie schloß ja unmittelbar als solche ein wichtiges sittlich-religiöses Prinzip ein; man hätte sie als notwendige, bindende (nicht zwangsweise, sondern unmittelbar als gemeinsame Eigenschaft organisch bindende) religiöse Weltanschauung empfinden und betonen sollen: Aber was besagte sie, wenn in den Satzungen ausgesprochen wurde, daß später auch Nichtvegetarier aufgenommen werden sollten, wenn sie nur den sonstigen Grundsätzen sich anschlössen?

Doch selbst die wirklich unverbrüchlich eingehaltene vegetarische Lebensweise würde ja als solche noch immer nicht d i e Hauptsache gewesen sein. Um so weniger, als sie wahrscheinlich, wenn nicht in allem, so doch noch in einem zu großen Prozentsatz von Fällen lediglich von schwächlichen, oder gar kranken Menschen ausschließlich oder doch vorwiegend aus Rücksicht auf leibliche

Gesundung eingehalten wurde, also vorwiegend als Diätsmaßregel in Betracht kam.

Aber was sollte es mit denen? Sie konnten unter Umständen sogar Hemmung, Fremdstoff bedeuten in einer Genossenschaft, wie er sie im Auge hatte. Zwar war Pathologie im allgemeinen gewiß kein Hinderungsgrund; im Gegenteil! es bestand in unserem Zeitalter der allgemeinsten Neurasthenie sogar eine wertvolle, fruchtbare Pathologie, aber doch eine solche, die von denen, die ihr unterlagen, selbst als ein Übergang gelebt und empfunden wurde, als die Begleiterscheinung eines höchst wichtigen und entscheidenden g e i s t i g e n Ringens, das mit, gar ängstlichem, Streben nach äußerem leiblichen Wohlbefinden in einem gewissen normalen, fast doch schon philiströsen, Sinne nichts gemein hatte; das unter Umständen sogar den Untergang eines solchen vorzieht, wenn eine vor allem wichtige geistige Entscheidung im individuellen Falle sich nicht erreichen läßt, sich nicht vollziehen kann. Und in solchem Sinne waren ihm jene freien Klubs, in denen jeder auf „Teufel, komm' raus!" nach seiner Weise lebte, so vollkommen er sie auch überwunden hatte und wieviel sich auch gegen sie sagen ließ, für die Entscheidung der großen zeitgenössischen Krise, gerade mit der Eigenschaft ihrer uneingeschränktesten Freiheit, weit wertvoller als eine solche Siedlung, die rein sozialökonomisch als Bodenreform gewiß ihre Bedeutung besaß, im übrigen aber so gut wie belanglos war.

Und auch hier offenbarte sich wieder der unwillkürliche Materialismus unserer nur zu ausschließlich und autoritativ maßgebenden Wissenschaft. Alle diese Genossenschaftsversuche, von der „Skancateler Community" bis zu Hertzkas „Freiland" und „Eden": Hoffnungslos litten sie an diesem Grundübel. Sie verstanden nicht, daß der Begriff der Gesundheit und physischen Normalität von der Wissenschaft, wenn nicht gerade grundfalsch,

so doch viel zu einseitig, vor allem nicht aus dem bedingendsten geistig religiösen Trieb heraus erfaßt wird. Sie schlossen sich hier einer Anschauung an, die auf der Seite unserer Sozialdemokratie gewiß eine ganz brave ist, die sie aber, ungeachtet aller neueren Verquickung von Kommunismus und Individualismus, wie Hertzka sie vollzogen hatte und auch „Eden“ sie bekannte, als kaum mehr wie so etwas wie eine Begleiterscheinung der Sozialdemokratie erscheinen ließ. Auch das auffallende Sportswesen übrigens, die Jungdeutschland- und Wandervogel-Bewegung, obwohl an und für sich zu begrüßen, entsprachen zu vorwiegend jener äußerlichen, materialistischen Auffassung von Gesundheit und leiblicher Normalität. Das alles war Leibes- und Magenfrage, Frage der äußeren, leiblichen Gesundheit, des wohl gar (Hertzka) möglichst auskömmlichen äußeren Wohlstandes und einer solchen Lebensführung, war sinnlicher Hedonismus, dessen Bestand durch keine tiefere Bürgschaft gewährleistet wurde.

Wie zahm, glatt, behäbig, ja, er konnte um diesen Vorwurf nicht herum, philiströs ging es hier zu!

Es war eigentlich die reine deutsche Vereinsmeierei. Bloß in etwas anderer Form.

Die Zeitungen und Zeitschriften, die hier auslagen, und die, wie auch die Bücherei der Siedlung, noch recht stiefmütterlich bedacht waren; dieser geschäftsmäßig parlamentarische Apparat mit seinen Generalversammlungen usw.; die ganze Art des Verkehrs; und diese Sommerfest-Programmzettel: „Besichtigung der Kolonie. — Festrede. — Tafel im Freien; für billige Erfrischungen, Erdbeeren usw. ist gesorgt. — Gesang. — Tanz. — Spiele. Eintritt frei. Herren, die am Tanze teilnehmen, zahlen 50 Pfennig“ — (Natürlich hatte Eintritt, wer wollte; denn es war, wenn gewiß gut erschlossene Geselligkeit, so doch sicherlich

zugleich so etwas wie a bisserl Geschäftsreklame): Das alles war so brav, philiströs, behaglich wie nur möglich. Was aber gewisse geistige Hauptsachen anbetraf, so wurde man auf „später“ vertröstet, wenn die Siedlung „erst mal so weit finanziell fundamentiert sein würde“, daß „auch darauf“ das Gewicht gelegt werden könnte, das man ja selbstverständlich usw. usw. — Das „Geistige“ vorderhand etwa mit jenem Programmzettel, gemütlich pathetischen, liebenswürdig dilettantischen, schlecht und rechten Gelegenheitsgedichten, Vorträgen, betreffender Klavierbegleitung, „lebenden Bildern“ usw. als Obolus zufrieden: die große Hauptsache so gründlich und bedenklich wie möglich „vorderhand“ Nebensache.

Was aber die „Religion“ anbetraf, so hatte man sich also auf den Standpunkt des modernen Relativismus und seiner „Duldung“ gestellt, was die Einzelnen band, sollte nicht die Gesamtheit binden. Die ganze Brüchigkeit und Ohnmacht, der ganze Nihilismus dieses „wissenschaftlichen“ Relativismus, sein innerstes logisches Grundübel auch, sprachen sich in diesem so kennzeichnend flauen „Satzungsparagraphen“ aus. Irgendeine religiös-geistige Übereinstimmung und Weltanschauung sollte die Gesamtheit nicht binden: dafür war sie aber gebunden durch die „vorderhand noch immer“ in erster Linie stehende geschäftliche Ökonomie und ihren Apparat, durch diese „Bau- und Kreditbank m. b. H.“ da, die man in Oranienburg hatte; schon weniger aber durch das, was doch zum mindesten wichtigste und unerläßlichste Hauptsache hätte sein sollen, sein können: die vegetarische Lebensweise. — Beileibe also keine religiöse „Bindung“; das wäre „Dogma“, „Tyrannei“, „Gewissensknechtung“ gewesen. Hier sträubte sich „das individuelle Selbstbestimmungsrecht“ auf der Stelle; dort aber duckte es sich fügsam unter das freilich bequemere, einträglichere Joch des Zeit-

alters. Das war aber nicht bloß das Gegenteil von Logik, es war etwas weit Schlimmeres: Es war der nackte Krebsschaden der zeitgenössischen Verrottung und ihrer After freiheit, dem doch gerade zur besseren „Lösung der sozialen Frage" der Garaus gemacht werden sollte.

Man begriff nicht, zum mindesten nicht mit fruchtbarer Sehnsucht („Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!") eingestellten Suchetriebes und guten Willens, daß es auf eine ganz andere „Bindung" ankam, damit auch „solches euch alles von selbst zufalle"; auf eine Bindung, die eine solche gar nicht ist, sondern das unerschütterlich starke Gefühl und Bewußtsein aller Freiheit und in jedem Sinne „weltüberwindender" Kraft, in welchem die „Genossen" sich nicht „gebunden", sondern erst recht in ihrer notwendigsten, natürlichsten Einheit und Rasse fühlen.

34.

Nicht bloß enttäuscht also, sondern geradezu herabgestimmt verließ Tom gegen Abend „Eden" wieder und begab sich nach Oranienburg zurück. Auf diesem allzu praktisch-nutznießerisch parzellierten Gelände mit Krone und seinem Jungen zu siedeln, gar auf die Dauer, daran war nicht einen Augenblick zu denken.

Doch auch sonst sah er, wenn er an die Leute dachte, mit denen er den Tag über zu tun bekommen hatte, keine Möglichkeit, mit seinen Gedankengängen und geistigen Ansprüchen an einen persönlichen Verkehr, einen solchen wenigstens mit diesem oder jenem von außen her anknüpfen zu können.

Gerade dieser letzte Umstand war es, der ihm eine besondere Mißstimmung verursachte. Denn zum mindesten hatte er ja gerade das gehofft. Und zugleich sah er für den Augenblick nicht, welche Möglichkeit ihm überhaupt so leicht werden könnte

für die höheren praktischen Ziele, die er im Auge hatte, anderweitig eine Fühlung zu gewinnen.

In dem Bedürfnis, sich mit sich selbst wieder ins Reine zu bringen und den Eindruck des Tages aus den Nerven zu bekommen, tat er noch einen guten Waldgang, bevor er, wie er sich vorgenommen, in Oranienburg übernachtete.

Eine Lehre, sagte er sich, hatte der Tag ihm gegeben und zugleich einen innerlichen Abschluß in einer höchst wichtigen Angelegenheit: Eine Genossenschaft mit diesen vegetarischen Kreisen, soweit sie sich vorwiegend bodenreformerisch betätigten, oder in „geistiger Hinsicht" sich zum Monismus, oder zu einer gewissen Art von Theosophie bekannten, konnte für ihn nicht in Betracht kommen; und sicher konnte er nicht auf einen nennenswerten Anklang seiner Überzeugungen rechnen, wenn er eines Tages hervortreten würde. Zum „Genossen" irgendwelcher Art war er verdorben; vor allem zum Geschäftspraktikus mit „parlamentarischem Apparat" und „Statuten". Es gab für ihn weder eine Genossenschaft, noch eine Sekte, noch was immer für eine „Körperschaft", die der Wahrheit, auf die es ankam, soweit nahe stand, daß er an ihr ein „Milieu" haben würde.

Er stand allein! Noch nie im Verlauf der letzten drei Jahre hatte er das mit solcher Entschiedenheit empfunden wie heute, nach diesem Besuche. Aber er begriff: Gerade das war der archimedische Punkt, den es brauchte.

Alles, was er an diesem Tage gesehen und kennen gelernt hatte, bestätigte ihm, daß er in jener Kraft und, mit innerster Bestimmung, in jenem Eigenwillen stand, die nicht „Kompromisse", nicht Relativismus und „Duldung", sondern nur sich selbst kannten; kein taubes, in eitlem Größenwahn flinkerndes und flunkerndes Selbst, sondern Allumfang und Inbegriff gesammelt in Innenpunkt, Kraft und Willen.

Und er wußte abermals und klarer als je, daß dieser Eigenwille, diese Einsamkeit sich in ein Wort zusammenfassen wollten, würden, das notgedrungenste, für Tausende und Tausende offenbarte „Bindung“ eines Tages werden mußte; und für die, auf die es ankam. Die aber würde er in keinem „Sondermilieu“ unserer heutigen „Kultur“ finden: sie waren in diesem, in jenem, in dem einen so gut wie in allen anderen, überall ohne Unterschied von Bekenntnis, Rang, Stand und Person vorhanden.

Das war die Klärung, die er von dem Ausflug mitnahm, gerade aus der tiefen Enttäuschung und Herabstimmung gezogen hatte, die er durch ihn erfahren. Sie schloß zugleich aber entschiedener als je die Notwendigkeit ein, von Berlin fortzuziehen und irgendwo eine seinen augenblicklichen Bedürfnissen entsprechende ländliche Wohnungsgelegenheit, möglichst in der Einsamkeit der Natur, zu finden, dort seine Gedanken und Absichten ausreifen zu lassen, und alsdann (er dachte zunächst an Buch-, Broschüren-, und Zeitschriften-Veröffentlichung und den öffentlichen Vortrag) eines Tages hervorzutreten.

35.

Schon der nächste Tag sollte ihm aber ein Erlebnis bringen, das diesen Vorsätzen in der überraschendsten Weise entgegenkam.

Da ihm die märkische Landschaft, die er von früheren Ausflügen her kannte, in besonderer Weise zusagte, hatte er den Entschluß gefaßt, sich hier nach einer Wohnungsgelegenheit umzutun. Doch sollte es der Nachbarschaft „Edens“ wegen nicht Oranienburg sein, und so benutzte er am Morgen beizeiten die Bahn nach Bernau.

In Bernau angekommen, unternahm er bei bestem Wetter eine Wanderung in die weitere Umgebung hinein und erblickte, als er

nach etwa zwei Stunden aus dem Wald hervortrat, einen der schönsten Seen der Märkischen Schweiz.

Eine Gruppe freundlicher Landhäuser zog sich vom Waldrand gegen das Ufer hin, wo es ein ländliches Gasthaus mit einem Garten gab. Er bestellte sich Brot und Milch, rastete einige Zeit, und brach dann, von der Lieblichkeit des Sees angezogen, auf, um die Wanderung an seinem rechten Ufer hin fortzusetzen. Rings sah er sich von herrlicher Waldeinsamkeit umgeben, die, von Hügeln herab freie, freundliche Wiesenflächen gegen das Ufer breitete.

Der See selbst hatte eine große, mit Laubwald bestandene Insel, die der ernsten Eintönigkeit des Nadelwaldes eine angenehme Abwechslung gab.

Er war eine gute Strecke gewandert, als er zum oberen Ende des Sees und zu einer Stelle gelangte, wo die von den Hügeln herabgehende Waldung eine weite Fläche sonnigen Wiesengeländes freiließ.

Während er aber den schönen Blick noch genoß, zog drüben auf der anderen Seite (er schätzte die Entfernung auf zehn Minuten) nahe bei einer Talsenkung, durch die eine Landstraße zu führen schien, der hell von der Sonne beschienene Würfel eines einsamen Hauses seine Aufmerksamkeit auf sich; in all der ernsten und zugleich lieblichen, stillen Tiefeinsamkeit das einzige Anzeichen menschlicher Nähe.

Es machte einen so überraschenden und anziehenden Eindruck, daß er gleich dem Antrieb nachgab, dort hinüberzuwandern.

Ein Pfad am Seeufer hin, den er der schönen, weiten Wasserfläche wegen wählte, führte ihn auf einem reizvollen Umweg hinüber, und es erwies sich, daß der See sich dem Hause mehr näherte, als er anfänglich vermutet hatte.

Als er ein Stück Wiese, die das Haus schließlich noch vom Ufer trennte, überschritten hatte und es jetzt vor sich sah, glaubte er zu träumen oder ein Phantom vor sich zu haben, so stimmte der Anblick mit seinen Wünschen zusammen. Denn nirgends zeigte sich die Spur eines menschlichen Wesens, und das Haus schien, den verstaubt starrenden Fenstern nach, gänzlich unbewohnt zu sein.

Es war ein altfränkisches, gelbgetünchtes, in seiner Bauart ungewöhnlich reines, einstöckiges Gebäude mit schmucklos eindrucksvoll glatter Wand, fünf Fenstern Front und einem wetterbraunen, hier und da schadhaften Ziegeldach. Der Oberstock hatte einen mit einem gleichfalls vernachlässigten Eisengeländer umgebenen Balkon, der auf zwei hohen, dicken, glattrunden, gelbgetünchten ionischen Säulen ruhte. Auf ihn führte eine hohe Glasflügeltür heraus, zu jeder Seite befanden sich zwei Fenster. Das Erdgeschoß hatte neben einer dunkelbraunen, mit altfränkischem Zierwerk und einer großen, verblichenen Messingklinke versehenen Pforte auf jeder Seite gleichfalls zwei Fenster. Es war ein vernachlässigter Vorgarten vorhanden, der hinter einer romantisch verwilderten Hecke Gartenblumen und ungepflegt in die Breite und Höhe gegangene Rosenbüsche zeigte. Zu beiden Seiten des Einganges, einer verwitterten, im Empiregeschmack gehaltenen hölzernen Gattertür, ragte je ein großer, alter, dunkler Lebensbaum.

An der Hecke hin führte ein Weg, der zur Rechten von einer Landstraße herkam (sie ging in einiger Entfernung tatsächlich in die Talsenkung hinein) und zur Linken eine lange Strecke durch die Wiesen hinführte, bis er schließlich in der Ferne um eine Waldecke herum verschwand.

Als er der Hecke folgend das Haus umschritt, blickte er in einen ganz herrlichen, großen Obst- und Grasgarten hinein, der sich

bis gegen den Fuß des Waldhügels hinzog. Er verriet Pflege. Offenbar zog jemand Nutzen aus ihm.

Nach vorn und weithin nach links gab's einen wunderbaren Blick über den See mit seiner Insel und die in der Ferne wieder von Waldhügeln abgeschlossenen Wiesenflächen.

Man konnte sich kein lieblicheres und einsameres Fleckchen Erde vorstellen. Und doch mußte, wie der Weg und drüben die Landstraße anzeigten eine Ortschaft ganz in der Nähe sein.

Einem halben Übermut nachgebend, schwang er sich über die Holzgittertür, die sich als verschlossen erwiesen hatte, in den Vorgarten hinein. Zwischen den beiden Säulen durch trat er an die Pforte heran und drückte ein paarmal auf die Klinke. Es gab drinnen in einem, schien's, geräumigen Hausflur einen Widerhall. Doch nichts regte sich.

Er schlenderte um die Hausecke herum und gelangte zu einem zweiten Holzstaket, das den Vorgarten von dem Obstgarten trennte, und das er gleichsfalls überstieg.

Das Haus hatte auf dieser Seite eine geräumige Veranda. Die Hauswand war von Kletterrosen überwuchert.

Er betrat die mit rissig gewordenen Steinplatten ausgelegte Veranda. Zwischen den Platten wuchsen Gras, Moos, ein paar Blumen und kleine Unkrautbüschel hervor.

Die Tür, wahrscheinlich eine Glastür, war mit verwitterten Brettern vernagelt. Durch die blinden Scheiben des einen Fensters blickte er in die dämmerige Öde eines hohen, vollständig leeren Zimmers hinein. Er erkannte eine Tapete mit Goldstreifen und kleinen, bunten Blumensträußen. Die Fetzen hingen von ihr herunter.

An der brettervernagelten Tür stand eine alte, ehemals weiß gestrichene Holzbank im Empiregeschmack. Er ließ sich nieder und träumte verweilend zwischen webenden Sonnenlichtern und

lichtblauen Schattenflecken durch in die verwunschene Stille des großen, alten Gartens hinein, der von Bienen summte.
„Herrlich!" dachte er. „Gerade, was ich brauche! Und sicher kann man das alles mieten."
Er dachte sich Krone, ihren heranwachsenden Jungen und sich selbst in diese einsame Märchenherrlichkeit von Sonne, Schattenblau, verwilderten Rosen, Gartenblumen und Baumblüte hinein und träumte sich was, wie sie sich miteinander in dieser stillen, weltverlorenen Pracht tummelten, verteilte die wieder instandgesetzten Innenräume.
„Ja, wahrhaftig! und so soll's werden!" rief er und sprang auf.
In kaum einem Viertelstündchen führte ihn die Landstraße zu einem kleinen, waldumgebenen Dorf, wo er Auskunft über das Haus zu gewinnen hoffte.
Er trat in den Gasthof ein und erfuhr hier wirklich, daß das Haus der Gemeinde gehörte und ganz wohl vermietet werden könnte. Ein alter, etwas wunderlicher Junggeselle von Gelehrten, der aus dem Dorf gebürtig gewesen war, hatte es bewohnt und nach seinem Tode der Gemeinde vermacht. Jetzt stand es schon seit einigen Jahren leer; nur aus dem Obstgarten zog die Gemeinde Nutz. Ein Käufer hatte sich bis daher noch nicht gefunden, auch niemand, der es hatte mieten mögen. Der Gastwirt wies ihn an den Ortsbürgermeister, der ihm alles bestätigte und in Anbetracht des schönen, großen Gartens und des Nutzens, den man aus ihm ziehen konnte, einen für Toms Berliner Begriffe idyllisch niedrigen Mietpreis nannte.
Tom erklärte sofort seine Absicht, das Haus zu mieten und äußerte den Wunsch, es gleich zu besichtigen. Offensichtlich sehr zufrieden, zeigte sich der Mann bereit und erzählte ihm unterwegs alles Wissenswerte von des Anwesens Vorgeschichte.
Es erwies sich, daß nicht allzuviel Schäden vorhanden waren. An

ein paar Stellen mußte das Dach ausgebessert, ein paar Fensterscheiben mußten erneuert, die Dielen und Fußböden hier und da ergänzt, die Zimmerwände und -Decken frisch getüncht, der Vorgarten in Ordnung gebracht werden.

Das Haus bot für eine Familie Raum über ihr Bedürfnis hinaus. Die Zimmer waren hoch und würden, wieder instandgesetzt, licht und freundlich sein. Das Balkonzimmer konnte der Arbeitsraum werden. Beziehen konnte man das Haus, wann man wollte.

Um die Sache gleich fest zu machen, gab er dem Manne ein Draufgeld und seine Schmargendorfer Anschrift, damit die Kontraktangelegenheit sobald als möglich brieflich erledigt werden konnte.

Nachdem er sich dann verabschiedet hatte, blieb er noch zurück und zeichnete in sein Taschenbuch eine Skizze des Anwesens, damit er Krone gleich einen Begriff geben konnte. Dann begab er sich, sehr mit dem Tag zufrieden, nach Bernau zurück und fuhr heim.

36.

Nachdem er in der Zwischenzeit noch ein paar weitere Möbel hatte anfertigen lassen, die sich jetzt nötig machten, hielten sie im Juli ihren Einzug.

Die ersten Tage wohnten sie im Dorfgasthaus, während inzwischen das Haus im gröbsten gesäubert wurde. Krone hatte im Dorf ein Mädchen gemietet, sich auch sonstige Beihilfe für die erste Zeit gesichert, und so zogen sie, als die Möbel da waren, ein.

Auch Tom machte sich ans Werk. Denn es gab noch für ihn zu tun.

Besonders erforderten die Bodenräume diese und jene Nacharbeit, wo Wind, Luft und Niederschläge durch die schadhaften Stellen des Daches Eingang gefunden und allerlei Schaden angerichtet hatten, der auszubessern blieb.
Ein ausrangiertes Beinkleid an, in einem bunten, wollenen Oberhemd, den Gürtel um, war er vom Morgen bis zum Abend bei der Arbeit.
Er kratzte die alte Tünche und die Tapeten ab und tünchte Decken und Wände.
Die Decken wurden in allen Räumen weiß getüncht, der Hausflur dann lichtblau mit einer gelben Kante, von der er helle Zacken herabrinnen ließ. Das große Balkonzimmer im Oberstock erhielt eine lichtgraue Tünche mit einem hellgrünen Streifen, von dem er die Farbe gleichfalls in Zacken und Spitzen ein Endchen herabrinnen ließ.
Das große Verandazimmer, das als Wohn- und Eßraum benutzt werden sollte, erhielt eine warm rötlich-braune Tünche mit einem roten und einem gelben Streifen, von denen rote und gelbe Zacken herabgingen. Krones Zimmer, im Oberstock gegen den Garten hinaus gelegen, bekam eine licht graublaue Farbe mit einem schönen azurblauen Streifen. Die Küche wurde gelb gestrichen und erhielt einen braunen Streifen. Und so nahmen sich alle Räume bald schmuck, farbenhell und wohnlich aus.
Da er einmal in diese mechanische Arbeit hineingekommen und zu seiner Freude mit der schwierigeren Bodenarbeit gut zu Rande gekommen war, gewann er Lust, aus einem Bestand bei der Dielenarbeit übriggebliebener Bretter noch dies und jenes einfachere Möbelstück herzustellen. Und auch das gelang ihm nach Wunsch.
So fertigte er für die Küche Wandbretter und kunstvollere für das Wohnzimmer an, das auch eine Bank bekam, über der er

die Wand in Manneshöhe mit oben zugespitzten Holzlattchen verkleidete.

Die Bank, die an der Wand hinlief, füllte mit einem geräumigeren Dreieck die eine Zimmerecke aus, was eine besondere Sitzgelegenheit gab, über die er noch einen Oberbau aus Holz anbrachte, auf den Vasen und anderes Gerät gestellt werden konnten. Einen ebensolchen Sitz brachte er auch im Arbeitszimmer an, und er freute sich, wie schön alles zu den Möbeln stimmte.

Den Vorgarten ließen sie vorderhand, nachdem sie seine Ausbesserung im gröbsten vorgenommen hatten, noch wie er war, so daß er mit seinen bunten, im aufgeschossenen Grase stehenden Blumenbüscheln und verwilderten Rosen für romantisch gelten konnte.

Im vorderen Teil des hinteren Gartens richteten sie vor der Veranda einen freien Platz her, der durch ein Drahtgitter gegen den übrigen Garten abgeschlossen, zugleich als Hof benutzt wurde. Da sie sich Hühner und ein paar Ziegen angeschafft hatten, wurde an der einen Hausseite ein Hühner- und ein Ziegenstall gebaut. Auf der anderen Seite des Drahtgitters wurden Gemüsebeete angelegt.

Und so hatte bald alles ein wohnliches und behagliches Aussehen gewonnen.

Auch der Laubfrosch, der Dompfaff und der Rattler waren mit übergesiedelt.

*

Sie fühlten sich wohl im neuen Heim.

Wie sie wünschten und bedurften, waren sie ohne Nachbarschaft und hatten doch bis zum Dorf auf der bequemen Landstraße nur einen Katzensprung. Außerdem war das Dorf Bahnstation.

Wenn also etwas nötig war, so hatten sie's nicht weit bis Bernau, Oranienburg und Berlin.

Als des Dorfes Mieter hielten sie guten Anschluß. Sie schlossen Bekanntschaft mit Bürgermeisters, besonders mit Pastors, und pflegten einen angenehmen, außerdem nützlichen Verkehr von Haus zu Haus. Sie durften also erachten, der „Welt" ihren Ausweis gegeben zu haben und sich ihrer Ruhe für versichert halten.

Als der kleine Peter laufen konnte, hatte er Gelegenheit genug, sich bei schönem Wetter den Tag über im Garten zu halten, und er gedieh nach Herzenslust. Die beiden Ziegen, die die Wirtschaft mit Milch versorgten, waren seine Ammen.

Der Kleine war dunkeläugig, hatte sich aber zu einem Blondkopf entwickelt, so daß Tom feststellen konnte, wie unter dem Harbingschen Seitentrieb, den er selber bedeutete, der Körbersche, zu ihm hinzu wohl auch der Schlag Krones doch wieder zu seiner Geltung gelangt war.

Eines Tages saß Tom mit Krone auf einer von Tom mit kunstvoller Gefälligkeit zurechtgezimmerten, bunten Bank, die sie vor einem hohen Rosengebüsch aufgestellt hatten, im Garten.

Die Sonne sprenkelte Bäume und Rasen mit stillen Lichtflecken; vor ihnen tappelte und spielte, in einem leichten, bunten Kittelchen, das Krone ihm zurechtgenäht hatte, ihr Junge.

„Ist es nicht sträflich, Krone!" äußerte Tom, „daß wir uns im ‚Jahrhundert des Kindes' noch keine Gedanken darüber gemacht haben, nach welcher Methode wir ihn erziehen wollen?"

„Wenn's ja nötig sein sollte," lachte Krone, „so hat's, denk' ich, noch Zeit. — Vorläufig bin ich ja noch an der Reihe; nachher kannst du immer noch drankommen. Aber, gottlob, das dauert noch ein Weilchen. — Für mein Teil find' ich, daß die Sache

nicht halb so schwierig ist, wie's gemacht wird. Die Leute müssen eben schon Bücher schreiben und Aufsätze in die Zeitungen rücken. Das meiste davon geht uns ja aber überhaupt nichts mehr an. Die Hauptsache ist, denk' ich, daß wir gesund sind, und er auch. — Was ist eigentlich für so ein großer Umstand nötig gewesen? Die paar Anweisungen, die mir damals die Hebamme gegeben hat, im übrigen ein bissel Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Lust und Liebe: alles andere hat sich von selbst gemacht. Und schon paßt unser Dickchen ganz gut in die Welt, kann laufen und fängt schon an sich selbst zu helfen. Was sonst noch? All dumm' Tüg! Wir stecken ja nicht im großen Kulturlazarett, wo's immer von tausend Maßregeln und Theorien wimmeln muß."

„Aber die Kinderkrankheiten?"

„Es ist ja bis jetzt nicht so schlimm damit gewesen, und, ich hoffe, wird's auch nicht werden. Schließlich waren ein paar Hausmittelchen, die sich von Muttchen zu Muttchen weitergegeben haben, ausreichend, und wir haben keinen Arzt gebraucht. Er soll uns überhaupt, denk' ich, vom Halse bleiben. Mir ist nicht bange."

„Aber nachher komme ja also ich an die Reihe!" lachte Tom.

„Nun, und?" fragte Krone, nicht ohne Spannung und einen kleinen Anflug von Mißtrauen, das sich für alle Fälle zur Wehr zu setzen bereit war, da der Anfang des Gesprächs sie hatte fürchten lassen, Tom messe den neusten Erziehungsmethoden, von denen sie nur so viel wußte, daß sie sie nicht verstand, vielleicht doch zu viel Wert bei.

„Fühle mich nur zu sehr Vater und ‚Erzieher' aus dem Stegreif, Krone! und bin, will ich gestehen, ein bissel bang; zugleich aber — soll ich sagen: zu faul, mich bei den neusten ‚Pädagogen' zu unterrichten? — Ich habe zwar schon daran gedacht, mir von

der betreffenden Literatur mal heranzuholen: aber soviel ich davon etwa schon kenne, graul' ich mich davor. — Wenn ich mich überhaupt auf's Gewissen frage, ist mir das Kerlchen, insofern es mit seiner Existenz Anforderungen an mich als seinen ‚Erzieher' stellt, unbequem. Ich glaube, das ist Naturgefühl, also berechtigter Egoismus. Ich bin Ich und setze mich selbst. Mit dieser, hoff' ich, ganz unmittelbar und natürlich gegebenen Empfindung (er exemplifiziert sie übrigens, Gott sei Dank, selber schon ganz gesund, wodurch ich mich einigermaßen beruhigt fühle) ist ja aber auch die andere gegeben, daß er ‚Fleisch von meinem Fleisch' ist, daß er ich ist in jüngster Auflage. Zwischen diesen beiden Tatsachen, fürcht' ich oder hoff' ich, wird sich die dereinstige ‚väterliche Erziehung' abspielen. Ich weiß nicht, ob das ‚Methode' ist? — Also: ich gedenke mich unbekümmert selbst zu setzen, und ich hoffe, daß auch er das für sein Teil besorgen wird. Im übrigen ist der Begriff ‚Erziehung' also etwas, das mich gruseln macht, mir also gestohlen bleiben kann. Auch bin ich gar nicht für das ‚Zeitalter des Kindes'. Gar nicht. — Ich habe in Berliner Familien Gören von vier bis sechs Jahren kennen gelernt von einer ausgebildeten ‚individuellen Freiheit' und ‚Intelligenz', daß mir angst und bang wurde."

„So — na ja!" sagte Krone und strich sich über das Kleid, als wollte sie eine Sorge, die sie sich gemacht, wegglätten.

37.

Im September des nächsten Jahres leistete Onkel Anton einer Einladung Toms Folge und kam zu Besuch.

Am Nachmittag des Tages, an welchem er mit dem vereinbarten Zuge eintraf, wanderte Tom, ihn abzuholen, zum Bahnhof hinaus, und bald tauschte er mit dem treusten und einzigen Freund seines Lebens den Willkommkuß.

Er hatte Onkel Anton seit gut drei Jahren nicht mehr gesehen. Seine Locken waren grauer geworden, aber sein Gesicht hatte die frische Freiluftfarbe bewahrt, und die lichtblauen Augen ihr jugendliches Feuer. Er trug den unverbrüchlichen lichtgrauen Schoßrockanzug und die blaue Halsschleife, die in zwei künstlerischen Zipfeln frei herabhing.

Den Überrock überm Arm, den breitkrempigen Strohhut vorn am Rockknopf, wanderte er mit Tom, nach seiner Gewohnheit ohne Gehstock, auf seinen langen Beinen rüstig fürbaß.

„Das also ist die Märkische Schweiz," rief er, während er die kienwürzige Waldluft mit tiefen Atemzügen einsog. „Eine Weltreise hab' ich gemacht, bin auch da und dort gewesen: aber hierher bin ich, sieh mal, doch noch nicht gekommen. Für des lieben Herrgotts Streusandbüchse ist es ja alles Mögliche."

„Es kommt besser, Onkel Anton!" lachte Tom. „Ich denke, es wird dich jetzt im schönen Frühherbst eine Zeit lang bei uns halten."

„Daß du also ein solcher Einsiedler geworden bist, Sohn! Fühlst du dich aber doch nicht etwas zu sehr allein?"

„Bin kein Einsiedler, Onkel Anton!" gab Tom zurück, nicht ohne eine gewisse Betonung, die sich gegen den Vorwurf der Familie richtete, den er aus Onkel Antons Worten hervorgehört hatte. „Ich habe meine Krone, habe meinen Jungen, habe . . ."

„Ja, ja, ja, schon gut . . ."

„. . . Wir haben übrigens auch Anschluß im Dorf. — Die Pastors sind sehr angenehme Leute; ein wenig auch Bürgermeisters. So haben wir alles, was wir brauchen. Die Zeitgenossenschaft widersteht mir nun schon mal bis zur physischen Unmöglichkeit. Das ist sans phrase gesagt. Meinethalben kannst du mich in dieser Hinsicht sogar für einen Patienten an-

sehen, der diese Zurückgezogenheit einfach braucht, vorderhand; vielleicht hättest du damit nicht so ganz unrecht. — Aber ich habe Welt die Hülle und Fülle hier in meiner Ruhe. Vor allem hab' ich das ‚dos mou po sto', das ich brauche, um später etwas auszurichten. Und ich w e r d e was ausrichten!"

Onkel Anton äußerte zu dem allem weiter nichts und begann von zu Hause zu erzählen. Daß er's tat, und die Weise, wie er's tat, verriet Tom, wie sehr er selber sich noch immer in der heiklen Lage fühlte, zwischen dem Aburteil, das die Familie der Wendung, die sein Leben genommen, entgegenbrachte, und seiner eigenen Auffassung oder doch der alten Sympathie zu stehen, die er Tom nach wie vor bewahrte, ohne doch auch für sein Teil eine gewisse Enttäuschung und zugleich Sorge ganz überwinden zu können.

Wenn Tom soeben sich einen „Patienten" genannt hatte, so hatte Onkel Anton im stillen eigentlich zugestimmt. Denn er konnte sich nicht ganz von dem Gedanken an jenen Harbing, seinen frühverstorbenen Onkel, freimachen, der eine feurig unruhvolle, so genial vielseitige Natur gewesen und an dieser Überfülle suchenden Temperamentes und Begabung zugrunde gegangen war. Konnte nicht vielleicht doch ein seltsames Spiel von Vererbung vorliegen, wennschon ja die Genialität Toms sich nach einer bestimmten Richtung hin zusammengefaßt und produktiv zeigte und gegen die vollkommene Gesundheit ihres physischen Untergrundes kein Zweifel bestehen konnte.

Nun, im übrigen also: Mutter Lise, die, wie auch Vater, nicht nur Tom, sondern unbekannterweise auch Krone grüßen ließen, die sie nur erst ihrem Bild nach kannten, das Tom ihnen gelegentlich geschickt hatte, war nach wie vor wohlauf und regierte ihr Hauswesen. Freilich bekam sie nun auch schon graues Haar. Auch Vater ging es gut. Die Bauerei hatte ja neuerdings

wieder einen besonderen Aufschwung genommen. Die beiden älteren Brüder kamen, der eine in Hamburg als Baumeister, der andere als Arzt, voran. Den beiden unlängst verheirateten Schwestern ging es nach wie vor gut. Und der Bruder, der nach Tom kam, und den man seinerzeit auf die Kadettenschule getan hatte, ging auf den Oberleutnant los usw. usw.

Der Gruß, den Vater und Mutter auch Krone sandten, tat Tom gut. Im übrigen hatte er den Bericht Onkel Antons aber mit einer Nachdenklichkeit angehört, die nicht ohne eine kleine melancholische Bitterkeit gewesen war. Die alte Wahrheit, bis zu jenem bestimmten Grade, in welchem sie unter allen Umständen zu recht bestand: daß sie alle etwas Tüchtiges und Nützliches geworden waren und vorankamen, während aus ihm „nichts geworden" war, fühlte sich doch durch.

Aber — da traten sie aus dem Wald hervor ins Freie, und Onkel Anton, der unverwüstliche alte Jüngling, breitete weit beide Arme aus und stieß einen Entzückensruf aus.

„Nicht, es lohnt sich hier zu siedeln? Das ist Stille, Schönheit und — K r a f t! Und vom s t i l l s t e n Punkt aus wird die Welt regiert und — umgekrempelt!" rief Tom erfreut. — Wie strömten gleich ihre Seelen in eins! Alles, was in Onkel Anton neben dem Körber das alte, unveräußerliche Harbingsche Blut war und blieb, schlug in eins mit dem seinen. Wie sie sich noch je in diesem Punkte gefunden hatten.

Es konnte auch wirklich nichts Schöneres, Bestrickenderes geben als der Anblick, der sich ihnen bot.

Die weltferne, stille, in Ernst, Kraft und Lieblichkeit in sich selbst ruhende Einsamkeit da vor ihnen in der Verklärung der Septembersonne. Die freie Wiesenweite hier am Ende des Sees, die auf ihre Grumternte wartete; die heimisch dunklen Wald-

hügel ringsum, ganz dunkelgrüne und kupferfarbene Bronze; die große, in der schon milderen Sonne schimmernde Seefläche; die Insel in ihrer Mitte mit ihren groß und anmutig gewölbten Laubmassen, die die vorgerückte Jahreszeit schon mit ihren Herbstfarben zu entfachen begonnen hatte.

Dann aber noch hundert Schritt, und sie befanden sich vor dem Hause.

„Was? Dies Haus? Hier? Wer hat das..."

„Nicht, das war ein Fund! — Aber komm, komm, komm!"

Doch da erschien in der offenen Pforte auch schon Krone.

Sie hatte sich zum Willkomm schmuck gemacht und zeigte sich in ihrem Festtagskleid, einer lichtblauen Kutte mit einer bunten Schnur unter der Brust und einer kunstvollen Buntstickerei um den Halsausschnitt. Vorn stand der Saum, da sie zur Zeit wieder guter Hoffnung war, um ein weniges hoch.

Man konnte sich keinen prächtigeren Anblick denken, als die Gestalt des schönen, in Gesundheit blühenden jungen Weibes vor dem dunklen Hintergrund des alten Hausflures.

„Willkommen!" rief sie, mit einer Stimme, die in diesem Augenblick fester war als sie selbst; denn in aller Naivität war sie etwas blöde und hatte ein bißchen Herzpochen vor dem hochgewachsenen, schlanken, lockigen, alten Herrn mit dem frischen Gesicht und den lichtblauen Jünglingsaugen, denen sie gleich von Herzen gut war. „Was für eine Freude Sie uns machen!"

„Also das ist deine Krone!" rief Onkel Anton, während er mit der einen Hand Krones hartgearbeitete, feste, kleine Hand drückte und ihr mit der anderen über die hocherglühte Wange streichelte.

Aber da kam plötzlich hinter Mutter vor mit großen, neugierigen Augen auch des kleinen Peter Blondkopf zum Vorschein.

„Und das ist dein Junge!“

Mit den Augen zwinkernd, in denen Tom glaubte ein Tränchen blinken zu sehen, beugte sich der alte Herr zu dem Kleinen nieder, dem das Spaß machte, so daß er, offenbar in der Meinung, es solle Versteck gespielt werden, lachend wieder hinter Mutter verschwand, um gleich wieder um sie herumzulugen und wieder zu verschwinden, bis Krone ihn hervorholte, damit Onkel Anton ihn doch ordentlich betrachten konnte.

„Na, in Gottes Namen, Kinder!“ rief er, mehr zu sich selbst, mit einer Stimme, die ein leichtes Beben nicht verhehlte, nachdem er den dicken, schweren, kleinen Kerl, der sich das, jetzt erst über die fremde Erscheinung erstaunt und zugleich für sie interessiert, gefallen ließ, auf den Arm genommen hatte, um mit ihm, Tom und Krone einzutreten.

38.

Sie hatten Onkel Anton zu seinem Zimmer hinaufgeleitet, einem freundlichen, von Tom in der gleichen Weise wie die übrigen getünchten, nach dem Garten hinausgelegenen Raum, und sie hatten ihm bei dieser Gelegenheit einen ersten Begriff von der Einrichtung des Hauses gegeben.

Dann war er wieder erschienen, und sie nahmen miteinander im Eßzimmer einen ersten Imbiß.

Die Flügeltür nach der Veranda stand offen, so daß der Blick in die sonnige Tiefe des Gartens frei war. Auf dem Tisch stand in einer Vase ein großer Strauß von Gartenblumen, die Krone zum Willkomm gepflückt und zusammengestellt hatte.

Es gab Tee und Brotfladen, die Krone aus Weizenmehlteig gebacken hatte, und zu denen sie gute Landbutter und Honig

nahmen. Den Tee tranken sie aus den gebrannten, buntglasierten Teetassen eines Van de Velde-Services.

„Was wirst du aber zu unserer ‚naturgemäßen' Kost sagen?" fragte Krone Onkel Anton, der inzwischen mit ihr das „Du" getauscht hatte.

„Wenn Ihr nicht ganz und gar schon bei rohen Mohrrüben angelangt seid, dann meinetwegen wollen wir's mal versuchen. Ein allzu berühmter Fleischfresser bin ich ohnehin nicht," erklärte er mit gutem Humor.

„Aber — wir trinken auch keinen Kaffee!" scherzte Krone weiter, während sie zugleich die tägliche Mahlzeitfolge darzulegen anfing. „Also: frühmorgens Haferflockensuppe?"

Sie lachte, denn in Wahrheit hatte sie sich für Onkel Anton inzwischen schon mit Kaffee versehen.

„Na — gut! Und weiter?"

„Zum anderen Frühstück hausmolkene Ziegenmilch, Landroggenbrot, oder auch solche Weizenfladen (Tom mag sie gar gern), Landbutter, Früchte, Honig, Eier, Fruchtmus, weißen Käse, anderen selten, etwa mal Ziegenkäse, den unsere Minna zu bereiten versteht."

„Na, all right, Kinder! All right!"

„Die Hauptmahlzeit alles, außer Fleisch. Hinterher trinken wir unsere Tasse Tee. — Zum Abend wird dann noch mal das zweite Frühstück wiederholt, wenn's nicht was Warmes gibt. Dazu wohl ein Gläschen Weinmost, oder Milch, oder Tee, wie man will."

„Na, ihr lebt nicht schlecht. — Wenn mir auch gleich Hindheede fürs erste freilich etwas zu überraschend gewesen wäre; aber hier will ich gern mithalten."

Sie lachten.

Die übrige Zeit bis zum Abend brachten sie hinten im Garten zu. Auch der kleine Peter war eine Weile noch mit dabei, und der Rattler. Dann hatten sie den Abendimbiß eingenommen, und nun saßen sie zu drei, nachdem Krone den Kleinen zu Bett gebracht hatte, in der Abenddämmerung noch oben auf dem Balkon.

Das Gespräch war unter anderem auf den russisch-japanischen Krieg und dann auf den Krieg im allgemeinen und die moderne Friedensbewegung gekommen, zu der Tom ein gewisses Verhältnis gewonnen hatte.

„Ja, aber was machst du, wenn wir in ein paar Jahren den Weltkrieg haben?“ fragte Onkel Anton.

„Ich mach' ihn natürlich mit,“ antwortete Tom. „Frägt sich also nur, in welcher Gesinnung? — Aber ich denke, wäre ich für militärisch untauglich befunden worden: es würde mir für alle Fälle nichts übrigbleiben, als ihn mitzuleben wie jeder andere. Vielleicht ‚kriegt‘ man so unter Umständen sogar gründlicher mit, als wenn man die Waffe in der Faust dem Feinde Angesicht gegen Angesicht gegenüberstehen darf.

Was ist weiter zu sagen? Ich werde meine Schuldigkeit tun wie jeder Andere. Aber ich werde den Krieg so gut wie jeder andere empfindende Mensch bloß noch für ein doch noch mal notwendiges Übel halten. Und das besagt allerdings, und gar in diesem Falle, etwas Besonderes: den wichtigen Unterschied unseres Zeitempfindens gegen das früherer Zeiten. Und es ist so gut wie gleichbedeutend mit dem kommenden Ende des Völkerkrieges.

Ich verdamme den Krieg so wenig wie die Fleischkost. Er stand in seiner religiösen Weihe, so gut wie ein anderer Naturvorgang. Aber der Ausgleich hat seinen Fortschritt und ein Ziel.

Und wenn sich die Menschheit eines Tages bewußt geworden ist, daß sie, wie durch alle seitherige Kulturentwicklung, so auch durch den Krieg heute schon eine organisch gegliederte Einheit geworden ist, dann ist sie zu ihrem Gleichgewicht gelangt, ist aus den Sozietäten die Sozietät geworden. — Vor allem weiß ich aber mit meiner unmittelbarsten Überzeugung: Ich, ich bin da! Ich bin da als ein besonderes, notwendiges Ergebnis aller Kultur; bin notwendig, möglich, da! Also ist der Krieg aber zu Ende. Der bevorstehende Weltkrieg wird ja jeder Friedensbewegung auf das krasseste ins Gesicht schlagen: aber je fürchterlicher er sich entladen wird und je fürchterlicher seine Folgen sein werden, um so unausweichlicher muß er den Weltfrieden und den Völkerbund zur Folge haben. Krieg könnte heute ja immer nur wieder Weltkrieg nach sich ziehen, also die völlige Zerrüttung. Das ist das Undenkbare, ist die äußerste Konsequenz allen Krieges, mit der er sich selbst aufheben muß.
Ich glaube an die notwendige Lösung der religiösen Krise, glaube an meinen Neuen, Kommenden, der auch noch über den nahenden Völkerbund hinaus sein wird; ich glaube an den Sieg Christi und die Vollendung seines Reiches. Und diesen Glauben, dies Wissen werd' ich aussprechen, wenn mein Augenblick da sein wird. Noch ein paar Jahre, dann, hoff' ich, hab' ich mein Rüstzeug beisammen und bin bereit."
Es blieb ein Schweigen.
Onkel Anton hatte nicht wieder geantwortet. Toms Gedanken hatten zwar auf ihn, wie auf Krone, ihren Eindruck gemacht, vor allem hatte er sie in diesem Augenblick aber als das beste und wertvollste empfunden, was sie sein konnten: als eine aus einem bedeutsamen Erleben heraus gewordene notwendige persönliche Überzeugung, und hatten sein Nachdenken, gerade indem sie es auf intimer persönliche Beziehungen und vertraute

Lebensverhältnisse hinlenkten, in der lebendigsten Weise zu den großen, allgemeinen Zusammenhängen hingeleitet, die dann unsäglich in die Feier der spätabendlichen Dunkelstunde aufgegangen waren.

Die Ruhe der schon nächtlichen, vom stillen Glast des Vollmondes verklärten Einsamkeit sprach ihr Wort. Auf den Wiesen webten die weißen Flächennebel, über denen die schwarzen Waldmassen starrten. Der See schimmerte. Am sonst freien Himmel aber standen, dicht beim Mond, seltsamlich, im Frieden beieinander, zwei feine, fast rosig schimmernde Wölkchen.

Ende!




Hofbuchdruckerei von C. Dünnhaupt, G. m. b. H., Dessau.

C. Dünnhaupt, Verlag in Dessau.

Jesus und Mirjam
Der Tod des Antichrist
Das Fruchtmahl

Erzählungen

von

Johannes Schlaf.

In Halbleinenband Mk. 25.—, geheftet Mk. 20.—



Zwei seit langem vergriffene Erzählungen des Dichters bringt hier der Dessauer Verlag in Verbindung mit einem späteren Werke in neuer, würdiger Ausstattung auf den Büchermarkt. Die ersten beiden Erzählungen führen in die frühe Zeit des Christentums zurück. Die erste meisterlich die Wandlung des glühenden Verlangens der Tänzerin Mirjam zu Jesus in reine hingebende Liebe schildernd, die zweite den Tod des Kaisers Nero in packenden plastischen Bildern aus dem Rom jener Tage behandelnd. In der dritten Erzählung sucht Schlaf nach der Lösung des Problems, das für ihn das Thema seines Lebens geworden ist: die Stellung und Einstellung des Menschen zur Natur. Die farbenreiche Sprache und die tiefen und reichen Schilderungen des Dichters machen jedes der drei kleinen Stücke zu einem vollendeten Werke.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06453 5068